M. v. O.
Coll. vit.
o 8
3

Revol. o. 115
3

Die Männer des Volks

dargestellt

von

Freunden des Volks.

Unter Mitwirkung von

Dr. L. Braunfels, Karl Buchner, Dr. Th. Creizenach, Dr. Dräxler-Manfred, Dr. E. Duller, Dr. L. Griesselich, Dr. Karl Gutzkow, N. Hadermann, Dr. Hecker, W. Hieronymi, Dr. Hoffmann von Fallersleben, H. König, C. F. Lauckhard, Dr. G. Lommel, Karl Mathy, Müller-Jochmus, August Nodnagel, Dr. Gabr. Riesser, Wilh. Sauerwein, Dr. Franz Schuselka, Dr. W. Stricker, Dr. J. Weil, Dr. J. G. A. Wirth, Dr. G. Zimmermann u. m. A.

Herausgegeben

von

Dr. Eduard Duller.

Dritter Band.

Frankfurt am Main.
Verlag von Johann Valentin Meidinger.
1847.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Druck von Streng u. Schneider in Frankfurt a. M.

Johann Huß.

Von

R. Hadermann.

Gefährlich ist's, den Leu zu wecken;
Verderblich ist des Tigers Zahn:
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn.

Schiller.

Johannes Huß.

(Geboren am 6. Juli 1373 zu Hussinecz; gestorben am 6. Juli 1415 zu Konstanz.)

Als Hintergrund, auf welchem das Bild dieses Glaubenshelden strahlen soll, müssen wir ein Gemälde aufrollen, dessen Farbenmischung eine düstere ist. Wir betreten den Boden der Religionskämpfe. Er hat Menschenblut getrunken; er ist mit der Asche von Scheiterhaufen bedeckt, auf denen menschliche Gebeine verkohlt sind. Wie ist es möglich gewesen, daß in dem Gebiete des Geisterkampfes die Schwerter der Gewalt geröthet worden sind? Und wer hat sie geröthet? Die Kirche ist es gewesen, die sich rühmt, die Trägerin des ächten Gottesgeistes zu sein, die sich rühmt, daß der ihr Eckstein sei, der durch sein ganzes Leben und im Sterben die Liebe war, die sich rühmt, daß die Pforten der Hölle sie nicht zu überwältigen vermögen. Sie hat nicht diesem Gottesgeiste vertraut, sondern dem Arme weltlicher Machthaber; sie hat gegen Andersdenkende nicht die Liebe walten lassen, sondern den Haß; sie, die angeblich gegen die Hölle gewappnet war, sie hat in Angst und Zittern vor jeder abweichenden Meinung gebebt. — Wir wollen nicht anklagen und schelten. Das sei ferne von uns! Wir erkennen, daß in dem großen Leben der Menschheit, wie

in dem des Einzelnen, jede Noth, jede Trübsal, jeder Irrthum in der Hand der Vorsehung Mittel sind, zu erziehen und zu bilden. Wie du dich an den Blumen freuest, welche dir die Erinnerung aus den Träumen, Hoffnungen und Genüssen deiner versunkenen Jugendzeit pflückt, so sollst du auch ihre Verirrungen an dir vorüber gehen lassen und deinen Blick nicht von den Greueln einer wilden Zeit wegwenden, auf daß du in deinem Mannesalter erkennen mögest, was du zu thun und zu lassen hast. Es soll dir klar werden, woran der wahre Geist des Christenthums, das ächte Evangelium, die frohe Botschaft von der Bestimmung des Menschen zur Freiheit und Liebe, bisher gescheitert ist. Es wird dir klar werden; und wenn das dir klar geworden ist, — dir deutsches Volk, meine ich, — dann ist diese Bestimmung auch erfüllt! Die Geschichte muß die Lehrerin der Völker sein.

Vorgeschichte.

Religion, das Vermögen, das Streben in dem Menschen, die übersinnliche Welt, mit welcher er sich verbunden fühlt, verbunden weiß, zu erfassen und in menschlicher Begriffsform darzustellen, — sie ist von jeher ein Gegenstand streitender Meinungen gewesen. Der Menschengeist, der kleine Gott der Erde, suchet hier, wie überall, die Wahrheit. Aber „was ist Wahrheit?" hat Pontius Pilatus gefragt, als Jesus vor ihm stand und zu ihm sprach: „Ich bin ein König der Wahrheit." Was ist Wahrheit? fragen wir heute noch. — Haben wir also nichts gelernt in zwei Jahrtausenden? Sind wir um nichts weiter gekommen? O, ja!

„Wir haben gelernt, daß dem ird'schen Verstand
Die Wahrheit nie wird erscheinen:
Ihren Schleier hebt keine irdische Hand.
Wir können nur rathen und meinen."

„In's Innere der Natur dringt kein erschaffner Geist." In's Innere der Natur nicht einmal, die dich so nah umgibt; von der du selber ein Theil bist; und du willst den Urgrund derselben, du willst Gott erkennen, bestimmen, wie sein Wesen beschaffen ist? In Athen fand Paulus „dem unbekannten Gotte" Altäre errichtet. Unerforschlich, unerkannt ist Gott auch heute noch, wie am ersten Tage. Lasset euch an dem Bewußtsein genügen, an dem Glauben, daß er ist. Wahrheit in diesem Gebiete, wie in so manchem anderen, ist wie ihr die Sache jedesmal sehet; nicht immer, wie sie wirklich ist. Der Eine sieht mehr, oder glaubt mehr zu sehen; der Andere weniger. Ist doch die Sehweite des körperlichen Auges bei jedem Menschen verschieden. Wie sollte es die des geistigen nicht auch sein, und darf ich schelten darüber, wenn einem Andern verborgen bleibt, was mir klar geworden zu sein scheint? Das Erzeugniß dieser Erkenntniß ist endlich Eigenthum des 19. Jahrhunderts. Es ist die völlige Bekenntnißfreiheit, die völlig gleiche Berechtigung aller Ansichten, die thätige Liebe Christi, welche die ganze Menschheit umfaßt, ohne sich um ihr Glaubensbekenntniß zu bekümmern. Das ist die heilige Errungenschaft unserer Ahnen, die Frucht, die ihr vergossenes Blut gezeitigt hat. Der Wahn der früheren Menschen, der Wahn der Kirche, eine für alle Zeiten gültige Wahrheit gefunden zu haben; eine Wahrheit, an der der Seele Seligkeit hänge, hat es vergossen. Lasset uns wach sein, daß wir nicht wiederum dieser finsteren Macht in die Hände fallen. Die Seligkeit hängt von keiner Meinung, sondern von der That ab. „Folget mir nach," hat Jesus Christus gesprochen. Aber wie ist gerungen worden, bis diese Erkenntniß nur hat ausgesprochen werden dürfen, bis sie Eigenthum des besseren Theiles des Volkes geworden ist! Wie muß noch gerungen werden, bis sie eine thatsächliche Anerkennung findet? Daher kann der Blick nicht oft genug auf die Nacht zurückgerichtet werden, der wir entgangen sind, damit wir sie in ihrer ganzen Schwärze

und Furchtbarkeit erkennen, und dann vorwärts der Morgenröthe entgegen, die uns einen schönen Tag verkündet.

Jede Religion äußert sich in den Menschen nach zwei Richtungen hin: nach Innen, wo sie ihn zum mehr oder minder klaren Bewußtsein seiner höheren Bestimmung führt, und die Quelle seiner freien sittlichen Thaten wird, der Thaten, die ihm und der Menschheit wahrhaft nützen, die da gesammelte Schätze sind, die Motten und Rost nicht fressen, und wornach die Diebe nicht graben und stehlen, die Ruhe des Gewissens, und die dankbare Achtung der Mit- und Nachwelt; — nach Außen in gewissen vorgeschriebenen Gebräuchen, womit eine kindliche Vorstellungsweise Gott zu dienen glaubte, die ursprünglich dazu bestimmt waren, jene innere Religion zu wecken, zu heben und zu bilden, die aber bald von den religösen Leitern des Volkes, von den Priestern, zu eigenem Vortheile ausgebeutet und für die Religion selbst ausgegeben wurden. Sie waren ein Mittel zum Zweck und man hat sie zum Zweck gemacht. Das Alterthum war fast ausschließlich dieser äußeren Seite der Religion zugewendet. Es war mit gottesdienstlichen Gebräuchen überladen, und hatte einen zahlreichen, geordneten, mächtigen, mit Vorrechten reich versehenen Priesterstand. Er beherrschte selbst das Oberhaupt des Staats und den Krieger; der ganze Staat hing von ihm ab. Künste und Wissenschaften waren in seinen Händen, jede freie Bewegung gehindert, geknickt, das Volk zu ewiger Dienstbarkeit verurtheilt. Indien, Aegypten geben Zeugniß von diesem Zustande. In Griechenland und Rom war das Verhältniß wohl anders, aber die Religion gleichfalls nur eine Aeußerlichkeit, in den Händen des Staates, ein Mittel zu seinen Zwecken. Da trat Jesus von Nazareth auf und mit ihm der Begriff der reinen Religion in seiner ganzen Vollkommenheit. Abgethan war der ganze Formendienst; er hat sich gegen ihn ausgesprochen und ihn nicht beobachtet. Die Taufe war eine einfache Aufnahmsform, ein für allemal vorgenommen. Der Glaube allein war an

seine Stelle getreten, die innere Ueberzeugung von dem Dasein Eines liebenden Vaters aller Menschen; Alle sind seine gleichberechtigten Kinder. Unsterblichkeit der Seele, Tugend, Liebe, — unermeßliche Liebe, die selbst das Haupt des Todfeindes segnet, waren hinfort die einzigen Triebkräfte; die Sterne an diesem neuen Himmel: innere Glückseligkeit hienieden, Glückseligkeit drüben der einzige Lohn. Und jener Himmel, er erhob sich nicht mehr, ein überirdisches (außerweltliches) Jenseits blos; er senkte sich herab auf diese Erde, in eines Jeden Brust; denn: „zu uns komme dein Reich; dein Wille geschehe im Himmel, wie auf Erden." Ein Himmelreich auf Erden wurde verheißen. Jesu Leben, sein Tod, waren ein ermuthigendes, begeisterndes Beispiel. Er sah im Geiste diese Religion, diese Ansicht von der göttlichen Natur des Menschengeistes, den Erdkreis überwinden, und die Menschheit erlösen von dem Uebel, von dem Uebergewicht der Sinnlichkeit, von dem Eigennutze und von der Selbstsucht. Er nannte sich ihren Erlöser, ihren Heiland, oder wurde von seinen, für seine große Persönlichkeit begeisterten Jüngern so genannt. Das war die Idee des Urchristenthums, wie wir sie in den Evangelien, den einzigen Quellenschriften, niedergelegt finden. Zeiget uns eine andere, ältere oder neuere Religion, die diese Idee übertroffen hat; oder zeiget uns vielmehr einen Mangel, einen Fehl, eine Unvollkommenheit an ihr, die eine Verbesserung, eine Ergänzung nothwendig machte. Wenn sie die Menschheit im Einzelnen und Ganzen durchdrungen hat, wenn sie der Menschen Thun bestimmt und leitet, dann wird sie ihre Bestimmung erfüllt haben; das verlorene Paradies ist wiedergewonnen, der erste und der letzte Brudermord gesühnet, das große Schuldbuch vernichtet, ausgesöhnt die ganze Welt.

Die Verwirklichung dieser großen Idee mußte auf rein geistigem Wege versucht werden. „Mein Reich ist nicht von dieser Welt," hatte der große Meister gesprochen. Belehrung, Beispiel allein mußte die Men-

schen gewinnen, fesseln, zur Nacheiferung anregen, fortreißen. So ist das Werk auch begonnen worden. Er selbst hatte seine Jünger in alle Welt ausgesendet, und sie zogen in alle Welt, von Feuereifer beseelt, von dem Geiste getragen, den er ihnen sterbend eingehaucht, der sich mit seinem dahinströmenden Blute in sie ergossen hatte. Es bildeten sich freie Genossenschaften, Gemeinden, die sich an ihrer Lehre erbauten und sich das Versprechen gaben, den alten Menschen auszuziehen und den neuen, den Gottmenschen an. Ihre selbstgewählten Vorsteher, ihre Aeltesten, sorgten für die Ordnung, für die Vorträge, für die Verpflegung Armer und Kranker. Die Gesammtheit dieser Gemeinden, zusammengehalten allein durch den Geist dessen, nach dem sie sich nannten, durch gleiches Streben und durch die Erinnerung an ihn, mußte das Reich Gottes auf Erden zu bilden und auszubreiten suchen. Aber die Welt, in welche die Apostel ausgegangen waren, war eine verdorbene Welt. Es waren Staaten, die sich ausgelebt hatten, von Genüssen entnervt, in Sinnlichkeit versunken, mit allen Lastern vertraut. Ihr Abend nahete heran. Verjüngende Völkerströme mußten sich in ihre Adern ergießen, ein neues Geschlecht sich auf ihren Trümmern ansiedeln, und aus barbarischem Zustande zur Gesittung emporsteigen. Die jungen Gemeinden selbst waren von dem Gottesgeiste nicht so erfüllt, daß sie vor Spaltungen und Parteiungen bewahrt blieben. Sie hatten den herrlichen Lehrer nur unvollkommen begriffen. Sie stritten unter einander, ob Petrus oder Paulus Recht hätte, das Juden-Christenthum oder das Paulinische, — das Juden-Christenthum, welches im Christenthume nichts anders sah, als eine Vervollkommnung des Judenthums, das ächte Judenthum, und daher keinen Heiden ohne vorangegangene Beschneidung aufnehmen wollte, — oder der Paulinianismus, welcher das mosaische Gesetz für erfüllt und abgethan erklärte und die Universalität des Christenthums behauptete, d. h. seine Verkündigung an alle Völker ohne Unterschied, an Juden und Heiden, und an die Stelle

der früheren Gesetzesgerechtigkeit die Rechtfertigung durch den Glauben setzte. Diese Lehre aber lief dem Geiste des Stifters, der überall auf sittliche Thaten dringt, gleichfalls schnurstracks zuwider, und hat zu den traurigsten Irrthümern, zu einer jüdischen Ausschließlichkeit des Christenthumes wieder Veranlassung gegeben, die Paulus bekämpfen wollte. So verkümmerte die freie Pflanzung des größten Geistes von Anfang an. Sie verkümmerte in den Gemeinden; sie verkümmerte im Staate. In Letzterem spielte sie lange eine unbeachtete Rolle. Sie wurde von den Machthabern übersehen, von den Gelehrten verlacht. Als sie aber hier und da bei dem niederen Volke Anklang und Anhänger fand, wurde sie von der erbitterten Priesterschaft, deren Opfer und Einkünfte sie bedrohete, als gottlos (atheistisch) und staatsgefährlich angeklagt und durch den Arm der weltlichen Macht verfolgt. Ihre Verkündiger starben häufig den Märtyrertod, wie ihr Herr und Meister selber. Aber die alten Götter zeigten sich in den vorhandenen inneren und äußeren Drangsalen machtlos; das Vertrauen zu ihnen war dahin. Die Priester selber hatten ihre Wesenlosigkeit schon längst eingesehen, viel früher schon, als das Volk; sie mußten lachen, wenn sie einander begegneten. Das Volk hatte sich nun auch von ihnen abgewendet, und trotz der blutigen Verfolgungen dem neuen Sterne zu, der in der verachtetsten Stadt des Palästinerlandes aufgegangen war. Was war zu thun; was war nothwendig? Das alte Spiel war verloren; man mußte ein neues versuchen, die Zeichen wechseln; man mußte den Herrn, dem das Volk diente, auch für den seinigen erklären. Der Gekreuzigte hatte über seine Feinde gesiegt. Priester und römische Imperatoren, die ihn durch ihre rohen Krieger hatten mißhandeln und morden lassen, erkannten ihn an, hatten sich ihm ergeben. Aber nicht Ueberzeugung, nicht Liebe hatte sie in seine Arme getrieben, sondern Furcht allein; Furcht vor den äußeren Feinden, Furcht vor der inneren Verwirrung; sie suchten ein Bindemittel in ihm für den aus seinen Fugen weichenden Staat;

eine Verjüngung der Volkskraft gegen den heranbrausenden Orkan. Konnte er Beides gewähren ohne die sittliche Kraft, die er von allen seinen Anhängern forderte, ohne den heiligen Geist, den er allen seinen ächten Jüngern verheißen hat, und die in dem gräßlich entarteten, grauenhaft zugerichteten römischen Weltreiche fehlten? Gewiß nicht! — Man suchte sich zu helfen, so gut es ging. So viele sichtbare Götter waren in den Staub gestürzt; man bedurfte eines neuen handgreiflichen Gottes. Einen Verbrecher, einen Gotteslästerer, einen Volksverführer hatte man gekreuzigt; einen Gott erhob man aus der Fülle der Schmach auf den neuen Altar. Das Werkzeug seines schimpflichen Todes, das Zeichen seiner Demuth und seiner Liebe bis in den Tod, das Kreuz, stieg aus Hohn und Verachtung empor auf die Röcke einer herrsch- und gewinnsüchtigen Priesterschaar, auf die goldenen Kronen blutiger Könige, als Oriflamme des Krieges in die Fahnen der Völkermörder. Du Verkündiger des Friedens, du Bote des Heils, so hast du nicht dein Reich gedacht! Das macht: deine Religion war Staatsreligion geworden; Konstantin, den sie zum Danke dafür den Großen genannt haben, hatte sie dazu erhoben (312), obgleich er selbst sich erst auf dem Todbette taufen ließ (337). Schon früher hatte sich bei den christlichen Gemeinden, dem Geiste des Urchristenthums entgegen, nach dem Jeder lehren und predigen konnte, ein eigener Priesterstand gebildet, ein geistlicher Gesellschaftskörper, der sich Klerus nannte im Gegensatze zu den Nichtgeistlichen, den Laien. Unter den, von den Gemeinden frei gewählten Aufsehern, Vorstehern oder Aeltesten hatte sich Einer erhoben, dem man ausschließlich den Namen Bischof beilegte; ein Name, der in der früheren Zeit allen gemein war, denn auch er hatte ursprünglich nur die Bedeutung eines Aufsehers oder Vorstehers. Der Bischof, dessen Gemeinde wirklich oder vorgeblich von einem Apostel oder Apostelschüler gegründet war, oder dessen Sitz sich durch politische Wichtigkeit auszeichnete,

verlangte eine besondere Beachtung. Sie stritten, wer der Größeste unter ihnen sei, und hatten der Worte Christi ganz vergessen, die da sagen: „Derjenige wird der Größeste unter euch sein, der den Andern am meisten dienet." Wohl hatten die christlichen Gemeinden Recht, sich als Ein Ganzes zu betrachten: aber statt ihr Bindemittel, wie schon bemerkt, allein in der christlichen That, in der Liebe, zu suchen, wollten sie eine Einheit der Lehre herstellen, und die allgemeine (katholische) Kirche dankt ihre Entstehung allein dem Kampfe gegen abweichende Meinungen, welche man mit vereinter Kraft besser unterdrücken und vernichten konnte. Hierzu bedurfte man aber einer Uebereinstimmung in der Form, in den gottesdienstlichen Gebräuchen sowohl, wie in den Glaubensbekenntnissen, und da das Christenthum in seiner ursprünglichen Gestalt weder Eins noch das Andere aufzuweisen hatte, so schuf man Beides und berief sich dabei auf mündliche Ueberlieferungen der Apostel, angesehener Kirchenlehrer u. s. w. So sind die Glaubensbekenntnisse alle entstanden; ja sogar die Sammlung (der Canon) der neutestamentlichen Schriften. Denn die Katholiken entschieden willkürlich über ihre Aufnahme. Sie nahmen nur die auf, welche sie für ächt apostolisch hielten oder erklärten, d. h. diejenigen, in welche die Grundzüge ihrer Ansichten enthalten waren, und schieden die aus und vernichteten sie, auf welche sich ihre Gegner beriefen, und die ihnen nicht zu ihren Absichten taugten. Der Bau dieser katholischen Kirche schritt natürlich um so rascher und sicherer voran, seitdem das Christenthum Landesreligion geworden war: denn nun stand ihm die Macht der Waffen zu Gebote, seine Allgemeinheit geltend zu machen. Es war, wie die früheren heidnischen Religionen in diesen Staaten, ein Mittel in der Hand des Landesherren geworden, ihre Zwecke zu verfolgen und zu erreichen. Die ganze gegliederte heidnische Priesterschaft war zu ihm übergetreten; sie waren Staatsdiener gewesen, sie blieben es; auch die christlichen Priester hatten von da an das Glück Staats-

diener zu sein und vom Staate Besoldung zu empfangen. Der Gottesdienst (Kultus) wurde mit Pomp und Pracht verbunden. Prächtige Kirchen stiegen in den Hauptstädten empor. Reicher Kirchenornat schmückte die vornehme (!) Geistlichkeit. Opferdampf und Weihrauchgerüche waren zu den gestürzten Göttern emporgestiegen; Weihrauchdämpfe erfüllten auch die christlichen Kirchen, und das alte heilige Feuer der Parsen, das römische Vestafeuer flimmerte als ewige Lampe auch in ihnen. Bald war die Kirche, d. h. die Priesterschaft, der Klerus, mit dieser gewonnenen gesicherten, aber abhängigen Stellung nicht mehr zufrieden. Sie strebte nach Selbstständigkeit, nach eigener Macht; sie hatte Vermögen, Grundbesitz, Reichthum erworben; sie war ein Staat im Staate geworden, der mit diesem den Kampf wagte. Sie hat in das Haus, das sie gastlich aufgenommen und ihr Schutz verliehen, den Feuerbrand geworfen, denn sie wollte den Herrn spielen in ihm, nachdem sie erstarkt war. Aber recht geschah dem Staate eigentlich doch. Sie hatten eine Ehe miteinander geschlossen, die nicht auf gegenseitiger Liebe und Achtung zu einander beruhte, sondern auf Eigennutz und Selbstsucht; Eins suchte das Andere zu seinen besonderen Zwecken zu gebrauchen; Eines das Andere zu überlisten, sich dienstbar zu machen. Wo es indessen darauf ankam, einen gemeinsamen Gegner niederzuhalten, da verstanden sie sich; da waren sie einig. Der noch heidnische Konstantin schon verkündete die Beschlüsse der Kirchenverversammlung zu Nicäa (325) als kaiserliches Gesetz. Wer sich nicht fügte, wurde verwiesen; die Schriften der Gegner verbrannt. Bald zogen wüthende Mönchsbanden im Lande umher; die Tempel und Heiligthümer der Heiden, unschätzbare Kunstwerke oft, sanken in Trümmer und Asche; wer opferte, wurde als Hochverräther bestraft. Aber nicht gegen die Heiden allein war die Verfolgungswuth der christlichen Priester gerichtet, sondern gegen die Christen selber; gegen die Christen, die den gebotenen, vorgeschriebenen, gesetzlichen (?)

Glauben nicht theilen konnten; die sich überhaupt in irgend etwas den Gebräuchen nicht fügten, welche die allgemeine Kirche angenommen hatte. Sie hießen Ketzer, Häretiker; gegen sie war bald jede Behandlung, jede Gräuelthat erlaubt.

Die Bischöfe in Rom waren in ihrem Streben nach selbstständiger Macht und Herrlichkeit durch besondere Verhältnisse begünstigt. Die Entfernung von dem Sitze des Hofes, seitdem dieser nach Konstantinopel verlegt war, die Verwirrungen in Italien selber, wo eine Zeitlang arianische Eroberer herrschten, die sich um die katholische Kirche nichts kümmerten, ihre spätere freundschaftliche Verbindung mit den fränkischen Königen aus dem karolingischen Hause, denen sie ihren Thronraub hatten begehen helfen, wofür sie mit bedeutenden Länderverleihungen (Schenkungen, wie sie behaupten,) belohnt worden waren, die Verhältnisse und Schwächen des neuen germanischen Kaiserreichs, zu dem ihr Sitz von dessen Gründung an gerechnet wurde: — Alles dies war von ihnen wohl benutzt worden, und hatte bewirkt, daß die römische Kirche das werden konnte, was sie wirklich geworden ist. Die anmaßliche Herrschaft der Geistlichkeit, an ihrer Spitze der Papst, die Hierarchie, hatte in ihr ihren Gipfelpunkt, ihre Vollendung erreicht, was der morgenländischen oder griechischen Kirche nie ganz gelungen ist.

Diese Vollendung aber war keine Vollendung in der Erziehung des Volkes im Geiste des ächten Christenthums. Nichts weniger, als das. Wie wäre das auch in jener Zeit möglich gewesen? Hatte der Geist des Evangeliums in den alten römischen Reichen nicht Herr werden können über die Unsittlichkeiten, Laster und Sünden eines verweichlichten Geschlechtes: wie hätte er in den neuen, westlichen Staaten des Welttheils, wo die Völkerwanderung mit ihren Schrecken am fürchterlichsten gehaust hatte, bei den nordischen Barbaren, die im Siegestaumel und bei leicht erworbenen Schätzen barbarisch schwelgten, — wie hätte er sich bei diesen eines raschen

Sieges erfreuen dürfen? Wer waren diese Priester in ihnen, die Verkündiger des Wortes Gottes, des reinen Hauches aus Christi Munde? Gehörten sie nicht den verderbten unterworfenen Nationen an, oder den gigantischen, barbarischen Siegern? Waren sie nicht vertraut mit griechischen Ueppigkeiten und Wollüsten; oder schwangen sie nicht in eisernen Rüstungen das Schlachtschwert mit nerviger Faust? Nein, das Christenthum war nur dem Namen nach noch vorhanden in der Kirche jener Zeit; es schlief in den Urkunden, welche die Kirche gesammelt und aufbewahrt hatte; es schlief einen langen Schlaf und wartete auf Beschwörung. Die Hierarchie war vollendet; aber auch ihre Ausartung. Eine Zuchtruthe für wilde Leidenschaften unbändiger Naturmenschen war sie gewesen; ein Hemmniß für die Herrschbegierde weltlicher Machthaber. Als sie sich aber vermaß, schrankenlos selbst zu herrschen; als sie sich deßwegen an das Lebenselement der Völker, an den Geist, an die erwachende Wissenschaft, wagte, als sie diesen zu fesseln, zu ersticken suchte, — da mußte sie fallen. Und sie ist gefallen! Aber der Kampf war hart und ist noch nicht ganz beendet: denn die Gefallene ergreift jede Gelegenheit, sich wieder zu heben, und den verlorenen Boden wieder zu gewinnen. Darum seyd auf eurer Hut, ihr Männer des freien Geistes, und du herrliches deutsches Volk mit ihnen, unterstütze sie und bleibe nicht gleichgültig bei ihrem Ringen, bei ihren Freuden und Leiden! Sie streiten und siegen nicht für sich, sondern für dich; die Früchte ihrer Mühen reifen auf ihren Gräbern; deine Enkel werden sie brechen. Fließt auch kein Blut mehr in dem Geisteskampfe des 19. Jahrhunderts, — manche Thräne wird noch heimlich geweint, manche zerknickte Lebenshoffnung zu Grabe getragen, manches Talent von der Stelle gescheucht, die ihm gehöret, weil es einer, den Staats- und Kirchenhäuptern mißliebigen Glaubensrichtung zugethan ist, weil die ausschließliche Rechtgläubigkeit es zu lästern und zu verdächtigen für gut hält. Aber die Geschichte sei euer Trost, und diese lehret euch, daß

selbst Gekreuzigte auferstehen und zu Gott erhoben werden. Also Geduld, auch eure Stunde, oder die Stunde eurer Sache wird kommen, wo sie sich eines vollständigen, unzweifelhaften Sieges erfreuen wird. Dankbar anerkennen wird die Volksgeschichte die Thaten der Männer, die dem Geiste Bahn gebrochen, die in früheren Jahrhunderten schon der, noch allmächtigen Kirchengewalt Trotz geboten haben, und einem gewissen Untergange muthig entgegen gingen, die, als des Todes Schrecken sie umfingen, nicht wankten und nicht zitterten, und den Leib in Qualen dahinfahren ließen, auf daß die Seele nicht Schaden nähme, und frei und rein sich emporschwingen konnte zum Vater des Lichtes und der Wahrheit. Sie zeigen uns, wessen der Menschengeist fähig ist, wenn er zum vollen Bewußtsein gekommen ist, wenn der Funke, den der große Menschenvater Jedem in den Busen gesenkt, zur lichten Flamme geworden ist, die den ganzen Menschen durchglüht und durchleuchtet. Sie schlagen mahnend an unser Herz und fordern uns auf, in gleichen Fällen Gleiches zu leisten, damit das Reich der Lüge ein Ende nehme und Gottes Frieden und Segen endlich einkehre bei den Menschen, die seines Geschlechtes und Brüder sind. Eine Blume der Erinnerung auf die Aschenurne Eines jener Geisteshelden niederzulegen, bezweckt diese Darstellung, und wo sollte ich mich hinwenden mit ihr, als daß ich sie meinem Volke darreiche? Denn wo finde ich seinen Grabeshügel? Du ganzes, großes, deutsches Vaterland bist er; denn die Winde haben die Flammen seines Scheiterhaufens und den Staub seiner Gebeine über dich hingeweht, und die Wasser deines Hauptstromes haben seine Asche getrunken. Vertrauend auf deutsches Kaiserwort ist er gekommen aus seinem böhmischen Heimathlande, wo er in der Liebe seines Volkes und unter dem Schutze seines Königes sicher war; und wälsche Treue, wälsche Falschheit, wälschen Haß und wälsche Rache hat er gefunden; sie haben ihn ungehört verdammt und geschlachtet. Die Thoren, die Kurzsichtigen! Sie haben noch nicht gewußt, daß

von solchen Holzstößen sich ein flammender Phönix in die Lüfte erhebt, der Geist, den sie nicht morden können, und der sich aus des Himmels Höhen, zertheilt, einen Feuerregen, auf Tausende ergießt, die vorher theilnahmlos, gleichgültig waren. Ein solcher Blutzeuge ist für die träge, schwer bewegbare Masse mehr werth, als hundert Lebendige! Da wir diese in unserem feinen Jahrhunderte wo selbst die Qualen und die Verfolgungen verfeinert, zu Nadelstichen blos geworden sind, nicht mehr haben, so wollen wir auch aus diesem Grunde jene Bilder heraufbeschwören. Sie sollen uns erfrischen, kräftigen. Um die ganze Bedeutung des gemißhandelten Mannes in's richtige Licht zu stellen, haben wir diese Vorgeschichte vorangehen lassen und müssen ihr, ehe wir vor seine Thatenbühne treten, noch die Geschichte der Bestrebungen gegen die herrschende Kirche folgen lassen, welche den seinigen vorangingen, und von denen sie nur eine Fortsetzung waren.

Vom Beginne des Christenthums an ist, neben dem endlich gelungenen Bestreben, eine geschlossene herrschende allgemeine Kirche zu begründen, mit bestimmten, von ihren Priestern aufgestellten Glaubensbekenntnissen, außer welcher kein Heil und keine Seligkeit zu finden sei — die freie Richtung vertreten gewesen, die geistige Auffassung des Evangeliums, die sich durch keine menschliche Erklärungen, sie mochten kommen von wannen sie wollten, durch keine Concilien-Beschlüsse, durch keine weltliche Machtsprüche wollte binden lassen. Sie hielt der Kirche, ihren Satzungen und Einrichtungen die reine Quelle des Evangeliums entgegen, wogegen sich diese bei Allem, was nicht durch die Evangelien gestützt werden konnte, auf mündliche Ueberlieferungen (Tradition) von den Zeiten der Apostel her, und auf den heiligen Geist berief, der ihrer Angabe nach die Gesammtheit ihrer Geistlichen beseelen sollte. Sie bildeten einen stehenden Gegensatz gegen die Kirche und deren Gewalt und wurden von dieser mit dem Namen der Häretiker belegt, d. h. von dem geltenden Lehrbegriffe und Gottesdienst Abgewichene, Abgefallene. Die

Benennung Ketzer wird später in Deutschland allgemeiner Gebrauch, und bedeutet die Reinen, Auserwählten, wie sich mehrere dieser Sekten nannten. Hatte man sie in den ersten Jahrhunderten nur mit dem Ausschlusse aus der Kirchengemeinschaft, mit dem Kirchenbanne bestrafen können, so traf sie, seitdem die Kirche das Glück gehabt, Staatsanstalt zu werden, mit dem Banne auch die Reichsacht, der Verlust ihrer bürgerlichen Rechte, und dem Verbrennen ihrer Schriften folgte bald das Verbrennen ihrer Leiber. Das erste Blut, was die Kirche in Folge eines förmlichen Urtheils durch den weltlichen Arm vergießen ließ, war das des Spaniers Priscillian und sechs seiner Anhänger, die auf einer Synode zu Trier (385) von spanischen Bischöfen angeklagt, verurtheilt und hingerichtet wurden.

Die Hauptstreitigkeiten fanden über die Person Christi und sein Verhältniß zum Vater statt und waren gegen die sich bildende Dreieinigkeits- (Trinitäts-) Lehre gerichtet. Man nannte die Gegner dieser Lehre Monarchianer, Antitrinitarier, weil sie strenge auf die Einheit Gottes hielten. Der große Kampf der Arianer (Arius, Presbyter zu Alexandrien um das Jahr 312), der im 4. Jahrhundert geführt wurde und das erste zwingende Glaubensbekenntniß, das Nicänische, in's Leben rief, hatte denselben Ursprung. Der Streit und die Trennung zwischen der morgenländischen und abendländischen, der griechischen und lateinischen (römischen) Kirche war ursprünglich hierarchischer Natur, — ein Streit um die Oberherrschaft, da Konstantinopel nicht Rom dienen wollte und umgekehrt, und wenn man ihn später auch in einen Lehrstreit mit verwandelte, so blieb jener immer die Hauptsache. Gegen diese Herrschaft der Kirche, gegen ihre Verdorbenheit und Ausartung, gegen die Oberhoheit und Anmaßung der Päpste waren auch die Bestrebungen der besseren und reineren Menschen der späteren Jahrhunderte fast ausschließlich gerichtet; die Streitigkeiten um die Lehre waren in den Hintergrund getreten. Man nannte die Gegner nun deßwegen An-

tihierarchianer. Aber um so fürchterlicher waren nun auch der Haß und die Verfolgungen der Kirche gegen sie, denn es handelte sich bei ihr um Sein oder Nichtsein. Hatte man bisher die Verfolgung der Ketzer den Bischöfen überlassen, so zogen nun bald in allen Ländern der Christenheit eigene Ketzermeister mit unumschränkter Vollmacht umher, die Ketzer aufzuspüren, zu verhören und dem weltlichen Richter zur Bestrafung zu überantworten. Brandstätten bezeichneten ihren Weg, Blutspuren ihre Tritte. Aber der Geist läßt sich nicht bannen. Ueberall schlugen seine Flammen aus dem wirren Chaos, bald hier bald dort, seine Kraft prüfend und die ägyptische Finsterniß beleuchtend, die auf der Kirche lag. Durch das ganze Mittelalter ziehen die Versuche, seine Fesseln zu sprengen, die Vorspiele der Reformation. Seit dem Anfange des 11. Jahrhunderts werden diese Versuche im Abendlande häufiger, von Jahrhundert zu Jahrhundert bedenklicher, unaufhaltsamer. Nicht Einzelne sind es mehr, die man durch die willige Hand der Fürsten stumm machen konnte; Tausende hatte der Geist ergriffen; langwierige Kriege mußten gegen sie geführt, Kreuzzüge gegen sie gepredigt werden. Aber hier im Abendlande war die Entartung des geistlichen Standes in dem fast gesetzlosen Zeitalter zu einer fürchterlichen Höhe gestiegen. An den bischöflichen Hoflagern wurde die Zeit mit Waffen, Turnieren, Jagden, Tänzen und Trinkgelagen ausgefüllt; sie waren von denen der weltlichen Fürsten in nichts verschieden. Der Bischof ertheilte sogar Erlaubniß zur Errichtung öffentlicher Frauenhäuser auf seinem Landesgebiete und erhob Abgaben von ihnen. Die geistlichen Aemter, sogar Anwartschaften auf sie, wurden verkauft. Am päpstlichen Hofe war Alles feil. Die Käufer suchten ihr ausgelegtes Geld durch drückende Auflagen wiederzugewinnen. Der Bischof bezog von seinen Pfarrern eine bestimmte Summe für die öffentliche Haltung von Beischläferinnen. Windeck, Kaiser Sigmund's Rath sagt aus: „Wo man Böses hörte, oder Krieg war, und man fragte, wer das thut?

da hieß es, der Bischof, der Papst, der Dechant, der Pfaffe; — die Laien gaben den Pfaffen die Schuld und ebenso die Pfaffen den Laien." Nikolaus von Clemange (Paris 1401) sagt: „Die Mönche sind reißende Wölfe in Schafskleidern, die sich äußerlich streng, keusch, demüthig und heilig anstellen, inwendig aber voll schändlicher Wollüste sind, sich mit Wein und fetten Speisen überfüllen, mit fremden Weibern leben und Alles mit ihren Lüsten beflecken." Die Nonnenklöster vergleicht er mit öffentlichen Häusern. Geistliche, erzählt er weiter, habe man viele angetroffen, die weder lesen noch schreiben gekonnt, und von der Bibel in ihrem ganzen Leben nichts weiter als den Einband angesehen hätten. Sei ein Geistlicher eines Diebstahls, einer Mordthat, einer Entführung oder eines andern schweren Verbrechens wegen eingekerkert gewesen, so sei er für unschuldig erklärt und freigelassen worden, sobald er seinem Bischof ein Stück Geld bezahlt habe.

Die Verwilderung der Kirche, wie die der öffentlichen Sitten überhaupt, zeigte sich am meisten in der Art, wie sie ihre Feste beging. Vermummungen, Gelage, Tänze, rohe Streiche, blutige Händel bezeichneten die meisten. Die s. g. Narrenfeste mit ihrem Narrenbischofe sind bekannt. An ihnen erhielt die Geistlichkeit die Freiheit, öffentlich auszuschweifen und Zucht und Sitte vor Aller Augen zu verletzen. So wurden das Fest des heil. Nikolaus, die Fastnacht, die Maifeste, Pfingsten, die Heiligentage und Kirchweihen begangen.

Der päpstliche Hof zu Avignon war der Schauplatz aller Ueppigkeit, von wo sie sich durch die Franzosen erst nach Neapel und ganz Italien ergoß. Von einem bildenden, moralischen Einflusse auf das Volk konnte bei einer solchen Kirche keine Rede mehr sein. Das Beispiel ihrer Diener mußte im Gegentheil sehr verderblich wirken. Dazu bot sie durch ihren Ablaßkram das leichteste Mittel, alle Sünden, alle Verbrechen zu sühnen. War das nicht eine mittelbare Aufforderung, sie zu begehen? Aber der gesunde Sinn des Volkes erwachte ob

dieſes gräulichen Zuſtandes. Eine tiefe Wehmuth, eine Art Verzweiflung ergriff die weicheren Gemüther; ſie erwarteten das Hereinbrechen des jüngſten Tages; gewaltiger Unwille, der ſich zu Verachtung und Haß gegen den ganzen Klerus ſteigerte, bemächtigte ſich der Kräftigeren. Sie ſahen in der äußern Macht der Kirche ihr Verderben, und mit Recht; ſie erhoben ſich dagegen. Aus der Geiſtlichkeit ſelber wurden Stimmen laut. „Es wäre ſchon zum Sprichwort geworden," ſagt der Kardinal Peter von Ailly, „die Kirche ſei in einen ſolchen Zuſtand gerathen, daß ſie nur durch verworfene Leute regiert werden könne." Der ſchon erwähnte Nikolaus von Clemange ſagt: „Sonſt war nichts ehrwürdiger, als ein Prieſter; jetzt iſt nichts ſo verächtlich, ſo verwerflich!" —

Aus dieſem Geſichtspunkte wird die Bildung der zahlreichen Sekten und Ketzerhaufen jener Zeit erklärlich. Dieſe Menſchen fanden keine Befriedigung mehr in dem, was die Kirche Chriſtenthum nannte, und in ihrem Gottesdienſte. Sie waren mit Abſcheu gegen das öffentliche Aergerniß erfüllt, was von ihr ausging. Die Handſchriften der Bibel waren ſelten, koſtbar; Ueberſetzungen von ihr, außer der lateiniſchen, gar nicht vorhanden. Dennoch fanden ſich viele ſolcher Leute, welche den Inhalt des neuen Teſtamentes deutſch auswendig wußten. Sie drangen auf einen geſtteten Zuſtand der Kirche, auf ein vollkommenes Chriſtenthum. Ein Theil von ihnen hatte das äußere Leben der Chriſten im Auge, die Gemeindeverfaſſung, nach dem Vorbilde des apoſtoliſchen Zeitalters, ſie waren natürliche Gegner des Papſtthums. Andere ſuchten mehr das innere Leben im Gegenſatz zu dem troſtloſen Ceremonienweſen der Kirche zu heben, ſie gelangten zu lobenswerther oder verwerflicher Myſtik. Wohl geriethen ſie häufig in Leidenſchaft und wilde Schwärmerei: aber das konnte bei dem Weltzuſtande, in dem ſie lebten, und bei dem Kampfe, den ſie zu kämpfen hatten, gar nicht anders ſein. Denn ſtatt daß die Kirchengewalt ihnen ent-

gegengekommen wäre, jene Abwege zu vermeiden, und gegründeten Beschwerden Abhülfe verheißen hätte, suchte sie alles, was ihr Ketzer hieß, zu zerschmettern, von dem Erdboden zu vertilgen. Aber diese Mittel stählten nur die Ueberzeugung. Wie früher Einzelne für den Glauben, so starben nun Hunderte aus allen Ständen und Geschlechtern den Märtyrertod in den feurigen Armen der Flammen. Kein Land, keine Gegend der abendländischen Christenheit blieb von dem Gifte der Ketzerei frei. Hatte doch der edle, sittlich reine, geistige Arnold von Brescia der Hierarchie in Rom selber die Axt an die Wurzel gesetzt. Aller weltlichen Macht und alles weltlichen Besitzes wollte er die Kirche entkleiden, sie zu ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückführen. Den Papst Lucius **II.** hatte das wüthende Volk gesteiniget (1145). Die ersten Hohenstaufen, von den Römern selbst dazu aufgefordert, verschmähten es, wie später Karl **V.**, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen und der Welt die ersehnte Freiheit zu bringen, denn auch sie kannten die Freiheit nicht; auch sie wollten herrschen. Barbarossa erkaufte seinen Frieden mit dem Papste durch die Auslieferung Arnold's. Er wurde bei'm ersten Strahle der Morgensonne vor Roms Thoren verbrannt (1155). Sein Blut sollte den Bund kitten, den die beiden finsteren Mächte, die geistliche und die weltliche Tyrannei abermals mit einander geschlossen hatten! O, du so gepriesener Hohenstaufe Friedrich **I.**, wärest du ein Friedrich **II.** gewesen! Hättest du deine Zeit besser verstanden! Doch nein! Die Pflanze der Freiheit soll keine Blume sein, die im Strahle der Fürstengunst erblühet, — am Morgen erblühet und am Abend verwelket, wenn ihrer Laune ihr Duft nicht mehr angenehm vorkömmt, ein starker Baum soll sie sein, der in der Brust des Volkes wurzelt, von ihm erzogen; von ihm gepflegt und genähret, mit seinem Blute getränket, von ihm geschützt und geschirmet, der den Stürmen von Jahrhunderten gewachsen ist und trotzet. Ihre Zeit war noch nicht gekommen; ihr Boden noch nicht

bereitet! — Arnold's Anhänger wirkten im Geheimen fort.

An andern Orten wurden ähnliche Menschenopfer gebracht. Fanatismus ergriff die Gegner der Kirche und riß sie über alle Grenzen hinaus. Sogar der nüchterne Niederländer begann zu schwärmen. In der Gegend von Antwerpen (1115—24) zog Tanchelm oder Tanquelin umher. Er predigte im freien Felde, umgeben von Bewaffneten; eine Fahne und ein Kreuz wurden vor ihm hergetragen. Er nannte die Kirchen Häuser der Unzucht, verwarf das Abendmahl, den geistlichen Zehenten; gab sich für Gott aus, weil der h. Geist in ihm wohne. Er wurde hingerichtet. Aber seine Anhänger erhielten sich noch lange um Utrecht und Köln. — In Bretagne und Gascogne, in der Provence und Languedoc wurden (1100—1150) Kirchen und Altäre zerstört, Kreuze verbrannt, (weil Christus an ihnen gelitten), Priester und Mönche mißhandelt; in der Gegend von Toulouse wurde aller öffentliche Gottesdienst eingestellt. Das südliche Frankreich wurde ein Haupttummelplatz für die Sektirer. Man nannte sie jetzt (11. und 12. Jahrh.) wohl auch mit einem allgemeinen Namen Manichäer (nach einer älteren Sekte des 3. Jahrh.). Ihre besondere Namen waren mannigfaltig: Katharer (Reine, Auserwählte), Paulinianer (von einer Armenischen Sekte, die sich um das J. 660 gebildet hatte und vorgab, die ächten Lehren des Apostel Paulus zu besitzen; man hatte das öde Thracien mit ihnen bevölkert, und sie wurden daher auch später Bulgaren genannt), gute Leute u. a. Um 1120 zeigten sie sich am Rhein in Deutschland. Sie verwarfen die Priester und erkannten nur an, was Christus und die Apostel angeordnet. 1159 kamen solche deutsche Katharer nach England, wo man sie brandmarkte und des Landes verwies. Die Kirche schleuderte mehrmals den Bann gegen sie; ihre Güter wurden eingezogen, sie selbst leibeigen. Es half Alles nichts; ihre Zahl mehrte sich. Selbst im Kirchenstaat hatten sie Fuß gefaßt;

in Mailand war ihr Hauptsitz. In Südfrankreich waren sie an mehreren Orten herrschende Partei; die mächtigsten Barone gaben ihnen Schutz; Graf Raimund VI. von Toulouse duldete sie, denn sie waren sittliche Leute, mieden Schwelgerei und Kleiderpracht, sogar den Handel, um keinen Betrug zu üben, und nährten sich von ihrer Hände Arbeit. Hier kam nun in dem Trauerspiele, das die Kirche gegen sie aufführte, für alle der Name Albigenser auf, von der Landschaft Albigeois (Gebiet von Albi), wo man sie zuerst angriff. Der päpstliche Legat, Cistercienser und Ketzermeister, Peter von Castelnau, war im Gebiete des Grafen ermordet worden, und die Mönche schoben die Schuld auf den Grafen. Papst Innocenz III. ließ einen Kreuzzug gegen ihn predigen. Die französischen Bischöfe, der Adel, der König selbst, leisteten willige Folge. Gesindel, das der päpstliche Ablaß und die Hoffnung auf Beute aus weiter Ferne herbeilockte, wurde unter der Fahne des Erlösers gegen ruhige Leute geführt, die ihn durch ein reines Leben ehrten. Der Krieg wüthete von 1209—1229. Die Dörfer wurden eingeäschert, die Städte gestürmt, Alles ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes (bei der Eroberung von Beziers gegen 60,000 Menschen auf einmal), ohne Unterschied der Religion, sogar auch die Katholiken, niedergemacht. „Der Herr kennt die Seinen schon!" hatte der Legat, Abt Arnold von Citeaux, gesprochen. Warum sich also Mühe geben, die Schuldlosen von den Schuldigen zu sondern? Dazu war keine Zeit bei dem heiligen Werke, und oben im Himmel schadete es nicht. Hunderttausende von beiden Seiten gingen gräßlich unter; das verwüstete Land schenkte ein Concil (!) zu Montpellier (1215) dem Grafen Simon von Montfort, dem Hauptführer des Kreuzheeres. Was von den Unglücklichen übrig war, wurde den Blutgerichten der Inquisition überlassen. Und dennoch verschwand nur der Name, und die Sache blieb. Flüchtlinge dieser Partei haben in den Thälern Piemont's und der Lom-

bardei die s. g. französische Kirche gegründet, sie verbreiteten sich sogar nach Spanien, wo Leon ihr Hauptsitz war. In Deutschland fanden sich allein in der Diöcese Passau 41 Schulen der Ketzer; in Italien besaßen sie viele Kirchen.

Die Waldenser traten in einen noch entschiedneren Gegensatz mit den Lehren der Kirche, als die bisher genannten, da sie noch bestimmter die Bibel zur einzigen Regel ihres Glaubens machten und apostolische Einfachheit auch in das Leben zu bringen suchten. Die Ableitung ihres Namens ist eine zweifache: von Petrus Valdus (de Vaux) oder von Thalbewohnern (Vallee, Waadtländer, Vaudois). Nach einer Angabe soll die Sekte schon um 1100 vorhanden gewesen sein. Petrus Valdus war ein reicher Kaufmann von Lyon, der um das Jahr 1170 auf den Gedanken kam, das Leben der ersten Christen nachzuahmen; alle seine Güter den Armen schenkte und unter freiem Himmel zu predigen anfing. Er fand viele Anhänger, vorzüglich aus dem Stande der Handwerker. Sie sagten sich von allen Satzungen und Gebräuchen der römischen Kirche gänzlich los und bildeten eine eigene Religionsgemeinschaft. Sie wurden schon 1184 gebannt; eine allgemeine Verfolgung erfuhren sie aber erst mit den Albigensern. Auch sie flohen nach verschiedenen Richtungen und bildeten in den von der Natur festen Thälern Piemonts eine besondere Kirche, die heute noch besteht. In Deutschland verbreiteten sich ihre Grundsätze bis an die Nord- und Ostsee. Waldenser kamen nach Apulien und Kalabrien und nach Böhmen.

Die bisher geschilderten Versuche alle waren von dem Volke ausgegangen. Sie hatten sich meist außerhalb der Kirche geltend zu machen gesucht; denn die Mittel, die Kirche von Innen zu bekämpfen, standen ihnen nicht zu Gebot. Auch war daran nicht zu denken gewesen, so lange die Macht des Papstthums in ihrer ganzen Furchtbarkeit dastand. Als diese aber zu sinken begann, mußte der Gedanke an eine Verbesserung

innerhalb der Kirche Raum gewinnen. Die Hauptaufgabe mußte sein, nicht nur einzelne Mißbräuche zu heben, sondern die Kirche selbst, ihr Wesen und ihren Geist umzugestalten, zu erneuern. Auch das Mittel hierzu war gefunden. Es war die Wissenschaft, deren Licht zu dämmern begann. Der Stand der Gelehrten, der sich allmälig vom Klerus losriß und als eigener Stand auftritt, mußte die Einleitung hierzu beginnen. Auch er mußte seine edelsten Söhne zum Opfer darbringen. Ihr Herzblut rann in den breiten Strom, den das Volk im Drange dunkeln Gefühles lange schon vergossen hatte. Wenn ihr Licht alle Schichten desselben durchdrungen haben wird und seiner Thatkraft die rechte Bahn beleuchtet, dann ist der Sieg errungen. Licht und Wärme, innig mit einander verbunden, sind Feuer, und Feuer verzehrt Alles, was nicht ächt ist.

Aus den äußeren oder Nebenschulen, welche bei den Stiftsschulen für Laien bestanden, sind die Stadtschulen und hohen Schulen entstanden. Die städtischen Behörden haben bei ihnen nach und nach die geistliche Oberherrschaft zu entfernen gewußt und sich an den Landesherrn gewendet, wenn der Klerus Schwierigkeiten machte. Höhere Wissenschaften wurden an verschiedenen Orten besonders betrieben, Arzneikunde, römisches Recht, Theologie. Das Innungswesen jener Zeit wurde auch hierauf angewendet; es bildeten sich gelehrte Vereine. Um einen Lehrer sammelten sich die Schüler, wie die Gefolgschaften früherer Zeit um den Führer, wie die Knappen um den Ritter. Die Lehrer mußten freilich vom Bischofe oder vom Papste Erlaubniß zum Lehren haben, aber ihre Gesellschaften waren freie Vereinigungen. Sie waren in Landsmannschaften getheilt, die sich zu einer Gesammtheit (Universität) vereinigten, in deren innere Angelegenheiten sich weder Staat, noch Kirche mischten. Sie hatten eigene Gerichtsbarkeit unter ihrem Rektor. Sie wurden immer unabhängiger, erhielten Sitz und Stimme auf Reichstagen und Kirchenversammlungen und traten bald gegen den Klerus auf.

Wichtig für den Verlauf unserer Geschichte ist, was zu Oxford in England zuerst gegen die Bettelmönche geschah, welche die Rechte und Statuten der Universität angreifen wollten.

Johann Wiklef (Wicliffe, geboren 1324), Lehrer an dieser Universität, trat 1360 gegen jene Mönche auf und widerlegte sie; er tadelte auch den Papst, der ihnen Schutz gab. Als später der Papst (1367) von König Eduard III. den jährlichen Tribut forderte, den ihm Johann ohne Land bewilligt, Eduard aber seit vielen Jahren zurückgehalten hatte, trat er auch gegen den Papst selber auf und bewies, daß diese schimpflichen Versprechungen Johann's für seine Nachfolger nicht bindend seien. Noch kein öffentlicher Lehrer hatte ausgesprochen, was er. Er hieß den Papst den Antichrist, den weltlich stolzen Priester von Rom, den abscheulichsten Schafscheerer und Beutelschneider. Die Mönche nannte er die Schüler des Antichrists und faule Bäuche. Durch freies Forschen in der Schrift, die er auch in's Englische übersetzte, erwarb er sich den Namen eines „evangelischen Lehrers." Nicht blos Verbesserung der Kirchenverfassung erstrebte er, sondern Herstellung der göttlichen Wahrheiten des Christenthums. „Kein anderes Ansehen," sagte er, „könne hier gültig sein, als die Schrift; die vielen Irrthümer kämen aber daher, weil die Ausleger nichts von Grammatik und Logik verstünden." Die unwissenden Mönche namentlich hätten die Religion durch Fabeln verfälscht. Er verwarf die Brodverwandlung (Transsubstantiation) im Abendmahl, den Ablaß; Verbesserung der Firmelung, Priesterweihe und Ehe hielt er für keine Sakramente. Der Papst befahl zwar, Wiklef einzusperren und unschädlich zu machen; aber Parlament und Volk schützten den muthigen Lehrer. Nach einem langwierigen Prozesse brachte es zwar der Erzbischof von Canterbury auf dem spottweise sogenannten Erdbeben-Concil zu London (1382, da die geistlichen Herrn durch ein heftiges Erdbeben so erschreckt worden waren, daß sie auseinander gehen wollten) dahin, daß Wiklef's Lehrsätze als Ketzereien verdammt wurden;

aber seine Anhänger waren sehr zahlreich, selbst der Kanzler der Universität gehörte zu ihnen. Von der Universität mußte er entlassen werden, starb aber sonst unangefochten auf seiner Pfarrei Lutterworth (1384). „Wir bitten Gott für unseren Pabst Urban VI., daß er seinen heiligen Verstand nicht durch seine Feinde verführen lasse," hatte er kurz vor seinem Tode noch an den Papst geschrieben. Seine Anhänger waren in allen Gegenden und unter allen Ständen verbreitet. Man brachte endlich die weltliche Macht gegen sie auf; der Papst schilderte sie dem Könige als Verräther der Krone. Sie wurden verfolgt. Im Jahre 1413 verbrannte man bei London zwei Edelleute, einen Priester und 36 andere, nachdem man sie vorher gehängt hatte. Ein gleiches Schicksal hatte 1416 der Lord Cobham, Johann Oldcastle. Wiklef's Gebeine wurden im Jahr 1428 aus dem Grab gerissen und verbrannt. Seine Partei verschwindet endlich aus England. Viele aber waren nach Deutschland gegangen, wo sie an den Waldensern Glaubensverwandte fanden und den Namen Lollharden erhielten.

In Wiklef's Zeit fällt auch der Anfang der großen Kirchenspaltung unter zwei Päpsten (das große päpstliche Schisma 1378), deren einer Urban VI. in Rom, der andere Clemens VII. in Frankreich residirte. Dies steigerte die Verwirrung und das Aergerniß in der Kirche auf's Aeußerste. Auch nach dem Tode dieser beiden Päpste hörte die Trennung nicht auf: denn die Römer wählten Bonifacius IX. (1390) und die französischen Kardinäle zu Avignon Benedikt XIII. Das Verlangen nach einer Reformation an Haupt und Gliedern ward allgemein, und die Universitäten liehen ihm Sprache. Schon früher hatte ein Deutscher, Lehrer der Theologie an der Universität zu Paris, Heinrich von Hessen, genannt Langenstein, in einer eigenen Schrift darauf hingewiesen (1381), daß die Vereinigung und Reformation der Kirche nur von einem allgemeinen Concile zu erwarten sei. Nun gaben die pariser Doktoren unter ihrem angesehenen Kanzler Gerson den Ausspruch, daß

sich jeder Papst einem allgemeinen Concile unterwerfen müsse. Da aber keiner der Päpste Lust hatte, ein solches zu berufen, so trug die Universität Oxford darauf an, eins zu erzwingen (1339). Beide gelehrte Körperschaften hatten auch anerkannt, daß die Sache nicht ohne den römischen König ausgeführt werden könne. Aber im römischen Reich sah es aus, wie in der Kirche. Es war getheilt, und zwei Könige standen einander gegenüber: Wenzel von Böhmen und Ruprecht von der Pfalz. Von Beiden geschah nichts. Da kündigte Frankreich den beiden Päpsten, dem neugewählten (1407) römischen Gregor XII. und dem französischen Benedikt XIII. den Gehorsam auf. Die pariser Universität war dabei wieder thätig, und man brachte es dahin, daß beide Päpste von den meisten Kardinälen verlassen wurden, die ein allgemeines Concil nach Pisa ausschrieben. Hier wurden nun (1409) die beiden Päpste als hartnäckige Schismatiker und Ketzer abgesetzt und Alexander V. zum alleinigen Papste erwählt. Dieser bestätigte die Beschlüsse der Versammlung, verschob aber das Weitere, d. h. die Kirchenverbesserung, auf ein nächstes Concil. Die Erwartungen waren also wieder getäuscht und nicht einmal die Kircheneinheit hergestellt: denn aus der Zweiheit war, wie König Wenzel vorhergesagt hatte, eine Dreiheit geworden. Keiner der abgesetzten Päpste legte seine Macht nieder, und jeder behielt Anhang.

Die neugestifteten deutschen Universitäten haben an den kirchlichen Ereignisse keinen Theil genommen; sie waren wohl noch zu jung dazu. Aber von Prag ist eine Bewegung ausgegangen, die in ganz Böhmen Anklang fand, und den Anstoß gegeben hat, nach Wiklef's Vorgang die Kirchenverbesserung oder die Verbesserung der Geistlichkeit mit der Verbesserung der Lehre zu verbinden oder auf diese zu gründen, vor allem aber der Hierarchie den unbedingten Gehorsam aufzukündigen.

Das slavische Land Böhmen war frühe schon, von den Zeiten der ersten Karolinger an, in die Lehensabhängigkeit von Deutschland gerathen. Es waren in ihm

noch besondere Gründe zum Widerstand gegen die römische Hierarchie vorhanden. Zu den Böhmen war das Christenthum durch die griechische Kirche gekommen und sie blieben den Gebräuchen dieser Kirche zum Theil bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts zugethan. Die Ehe unter der Geistlichkeit und der Genuß des Abendmahls in beiderlei Gestalt hatte sich bei ihnen bis in dieselbe Zeit erhalten. Durch Gesetze und Strafen hatte man diese Gebräuche unterdrückt. Dadurch war aber im Volke Haß gegen Rom entstanden. Waldenser waren überdieß in das Land geflüchtet. Sie waren hier unter dem Namen Grubenheimer bekannt, vermuthlich weil sie den Verfolgungen in Gruben und Höhlen zu entgehen suchten. Im Jahr 1341 ist ein päpstlicher Legat und Ketzerrichter von ihnen zu Prag ermordet worden.

Kaiser Karl IV. hatte zu Prag nach dem Muster von Paris und Bologna eine Universität gegründet (1347), die erste in Deutschland. Er bestimmte sie nicht allein für Böhmen, sondern für die deutschen und benachbarten slavischen, ja sogar für die scandinavischen Lande. Er theilte die Studirenden in 4 Nationen: die böhmische, baierische, polnische und sächsische, oder jede Sprache in zwei Mundarten. In kurzer Zeit war Prag sehr stark besucht; man zählte bei Karl's Tode 7000 Studirende. Ueberhaupt war Böhmen sehr häufig von Fremden besucht. In Prag waren auch frühzeitig sehr freisinnige Prediger aufgetreten. Konrad Stiekna (auch Konrad von Oestreich genannt, † 1369), Pfarrer zu Prag und Domherr, war ein gewandter Redner und griff den Unfug der Mönche an. Er nannte sie Wölfe in Schafskleidern und geißelte ihre Laster und ihre Heuchelei. Er drang auf wahre Frömmigkeit und ächte Andacht, die an keine Glocken und Stunden gebunden seien, sondern von der Stimmung des Herzens abhingen. Die erbitterten Mönche vermochten ihn nicht zu stürzen, denn Karl IV. schützte ihn. Auch war er rein im Glauben und Leben und griff nicht allein die Mönche, sondern das Sittenverderbniß seiner Zeit überhaupt an. Er er-

griff das Volk gewaltig. Vornehme Frauen gaben ihren kostbaren Schmuck zum Besten der Armen hin. Johann Milicz aus Mähren war ein Zeitgenosse von Stiekna und Erzdiakonus und Domprediger zu Prag. Wie dieser rein von Sitten, war er von glühendem, an Schwärmerei gränzenden Eifer für Verbesserung der kirchlichen Zustände beseelt. Er predigte wider die Einführung des Abendmahls in Einer Gestalt, wider die Abschaffung der Landessprache beim Gottesdienste (die Päpste hatten die Erlaubniß, den Gottesdienst in slavischer Sprache zu halten, bald gegeben, bald genommen), wider den ehelosen Stand und den weltlichen Besitz der Geistlichkeit, wider das Mönchswesen. 1302 legte er sein Erzdiakonat freiwillig nieder, ward Sakristan an derselben Kirche und lebte allein von Almosen, die ihm fromme Hände reichten. Der Zudrang zu seinen Predigten war außerordentlich; er mußte an Einem Tage oft drei bis viermal predigen; er erlernte die deutsche Sprache, um auch den Fremden verständlich zu sein. Den Stoff zu seinen Predigten schöpfte er aus der heiligen Schrift. Er reiste nach Rom, um auch da zu predigen, aber man warf ihn in's Gefängniß. Der von Avignon zurückgekehrte (1367) Urban V. gab ihm jedoch die Freiheit wieder. Nach Prag zurückgekehrt, erhielt er nach Stiekna's Tode dessen Stelle. Er setzte Gebetsformeln für den öffentlichen Gottesdienst auf, die in Böhmen fast allgemein angenommen wurden. Sein Einfluß auf den Sittenzustand seiner Zeitgenossen war bedeutend. 300 öffentliche Dirnen sollen durch seine Predigten auf den Weg der Tugend zurückgeführt worden sein. Die Geistlichkeit dagegen setzte Klagen wider ihn auf und sandte sie an den Papst. Milicz reiste zum zweiten Male nach Rom, verantwortete sich vor Gregor XI. und ward freigesprochen (1374). Gleich nach seiner Heimkunft starb er. Matthias von Janow, der Beichtvater Kaiser Karl's IV. (der zugleich König von Böhmen war), wirkte ganz in demselben Geiste. Er legte dem Kaiser die Nothwendigkeit einer Kirchenreformation an's Herz und forderte ihn

auf, eine allgemeine Kirchenversammlung zu berufen. Karl trug das Begehren dem Papste vor, und dieser erklärte Alle, die es gestellt, für freche Ketzer, und verlangte von dem Kaiser ihre Verfolgung. Karl gehorchte wirklich, und Janow wurde des Landes verwiesen. Er kehrte, wie es scheint, heimlich zurück und starb 1394. Diese Männer waren die Vorläufer von Huß. Dieser fand den Boden gut bereitet zur Aufnahme der Saat, die er ausstreute, und theilweise noch günstigere Verhältnisse, als Jene. Denn König Wenzel, der seinem Vater Karl IV. in Böhmen und im römischen Reiche gefolgt war (1378), hatte dessen tiefe Ergebenheit gegen den Papst und die Geistlichkeit gar nicht, und war sehr häufig mit dem Klerus seines Hauslandes in Händel verwickelt, die er auf rohe Weise zu entscheiden suchte. So gab er im Zorne die Güter des Erzbischofs Johann von Prag, weil dieser seinem Hofmarschalle ein in der Elbe errichtetes Wehr hatte zerstören lassen, Jedermann Preis. Das Ganze war ein unbedeutender Streit über die Fischfangsgerechtigkeit an dieser Flußstelle. Die Höfe des Erzbischofs wurden geplündert, das Vieh weggetrieben, seine Kornböden ausgeleert, seine Teiche ausgefischt und er erlitt einen Schaden von beinahe 100,000 fl. heutigen Geldes, nach seiner Berechnung. Bei Nacht durchzog der König häufig an der Spitze bewaffneter Häscher die Straßen von Prag, drang in die Häuser der Geistlichen ein und hob diejenigen auf, bei welchen er Konkubinen oder liederliche Weiber fand; sie wurden des anderen Tages mit diesen öffentlich an den Pranger gestellt. Wenzel fürchtete sogar eine Verschwörung der böhmischen Geistlichkeit gegen sich, welcher ein Drittel des Königreichs eigenthümlich zugehörte und die mit Bewaffneten und Festungen wohl versehen war, während er kein stehendes Heer auf den Füßen hatte. Er schrieb in dieser Beziehung einmal an den Erzbischof von Prag: „Du Erzbischof! packe dich fort aus meinem Böhmen, und wenn du etwas wider mich und die Meinigen unternimmst, so will ich dich ersäufen und so die Händel stillen.“ Er ließ mehrere

Geistliche gefangen setzen. Den Einen schlug er selber im Zorne mit dem Degenknopfe auf's Haupt, daß er blutete. Zwei Andere ließ er foltern, um sie zum Geständniß dessen zu bringen, was der Erzbischof gegen ihn im Schilde führe, und als er die gewünschte Auskunft nicht erlangte, ließ er den Einen von ihnen, des Erzbischofs Vikar, Johann Pomuk, in der Mitternachtsstunde gebunden auf die Moldaubrücke tragen und in's Wasser stürzen (1393). Der Erzbischof verließ Böhmen heimlich und reiste nach Rom. Hier verklagte er den König förmlich und verlangte den Bann gegen den König und dessen Hofleute und das Interdikt auf das ganze Land. Er richtete indessen nichts aus (1393). Uebrigens wird gleicher Weise von König Wenzel berichtet, daß er die Geistlichen, welche lobenswerth wirkten und kein Aergerniß gaben, geachtet, gütig, sogar großmüthig behandelt und mit Gnadenbriefen begünstigt habe. Er war für die Reinheit der Lehre besorgt, und ließ den von Rom geschickten Ketzerrichtern Schutz und Hülfe angedeihen, die Ketzer aufzufinden und zu bestrafen. Im Jahr 1391 hatten zwei Prager Einwohner, der Kaufmann Kreuz und Johann von Mühlheim, des Königes Rath, in der Prager Altstadt eine neue Kirche gegründet. Ersterer gab den Platz dazu her, und Letzterer das Geld zu ihrem Baue und zur Besoldung zweier Prediger, die in ihr Gottes Wort in böhmischer Landessprache öffentlich vortragen sollten. Das war der Zweck der Stiftung, damit die böhmischen Prediger nicht mehr gezwungen sein sollten, es wie bisher in Häusern und Winkeln zu verkündigen. Der Erzbischof gab seine Zustimmung und König Wenzel, auch um die seinige gebeten, bestätigte die Stiftung mit Freuden. In der Urkunde sagt er: „Die Predigten (in der Landessprache) gehörten allerdings unter diejenigen Wissenschaften, durch welche die heilige katholische Religion bekräftigt, und der menschliche Verstand aufgeklärt würden. Wir hoffen mit Zuversicht, daß uns Gott dafür belohnen werde.“ Diese Kirche ist Bethlehem genannt, und durch Huß

geschichtlich berühmt worden: denn an ihr hat er als böhmischer Prediger gestanden.

Johann Huß war am 6. Juli 1373 in Hussinecz geboren, einem Marktflecken des Prachiner Kreises im südlichen Böhmen in der Nähe der Passauer Gränze. Er besuchte, von seinem Grundherrn und andern Gönnern unterstützt, zuerst die Schule der benachbarten Stadt Prachatiz und dann die Universität Prag. Hier wurde er im Jahr 1393 Baccalaureus (die niedrigste akademische Würde, die zum Halten von Vorlesungen berechtigte) der freien Künste, das Jahr darauf Baccalaureus der Theologie und im Jahr 1396 Magister. 1398 hielt er schon öffentliche theologische und philosophische Vorlesungen; 1401 war er Dekan der philosophischen Fakultät. 1402 wurde er Prediger an der Kirche Bethlehem in Prag und um dieselbe Zeit Beichtvater der Königin Sophia, Wenzel's zweiter Gemahlin aus dem Baierischen Herzogshause. Er hatte nun Zutritt, Gunst und Einfluß am Hofe. Huß besaß gelehrte Kenntnisse, Scharfsinn und große Beredsamkeit. Ueber die Reinheit seines Wandels ist auch bei seinen Feinden nur Eine Stimme. Seine Sitten waren von Jugend an untadelhaft; er führte ein strenges, rauhes, allen äußeren Genüssen und Ergötzlichkeiten fernes Leben. Sein Gesicht war blaß, hager; nur wenn er sprach, schwach geröthet von dem Widerscheine der inneren Begeisterung. Sein Blick war klar, hell; feuersprühend, wenn der Fluß der Rede seinem Munde entquoll. Seine Freundlichkeit gegen Jedermann gewann ihm die Herzen mehr noch, als seine Beredtsamkeit. Der Jüngling schon glühete für den Glaubensmuth, der zum Opfertode bereit ist. Märtyrergeschichten regten ihn zu dem Versuche an, ob er gleiche Kraft in sich trage. Als er einst die Geschichte des heiligen Laurentius las, der auf einem Roste zu Tode gemartert worden sein soll, legte er einen Finger in's Feuer, bis seine Freunde ihn herausrissen. Sanft und bescheiden, schüch-

tern, ängstlich fast bei'm ersten Auftreten, wich er nie von der, einmal betretenen Bahn und schritt entschlossen dem Ziele seiner Sendung entgegen, in den glühenden Flammentod.

Huß begann eigentlich mit der Fortsetzung dessen, was die drei oben genannten böhmischen Geistlichen angefangen hatten. Er, der Sittenreine, griff in seinen Predigten in der Kirche Bethlehem die Ausschweifungen und Laster aller Stände an. Das Volk strömte herbei, die Bürger und Studenten; der Adel und selbst der Hof. Mehrere Jahre aber waren seine Vorträge durchaus nicht gegen die Kirche und ihr Oberhaupt gerichtet, noch weniger gegen ihre Lehren. Um das Jahr 1402 brachte vermuthlich Hieronymus von Prag einige Schriften Wiklef's, dessen Werke übrigens schon seit 1385 in Böhmen bekannt waren und gelesen wurden, aus England nach Prag und zeigte sie Huß. Huß aber hing noch so fest an den Lehren seiner Kirche und hatte eine solche Scheu vor diesen Schriften, die als ketzerisch schon verurtheilt waren, daß er ohne Weiters verlangte, man möge sie verbrennen oder in's Wasser werfen, damit sie den Neurungssüchtigen nicht in die Hände fielen. Hieronymus indeß veranstaltete eine Menge Abschriften von ihnen und vertheilte sie in Böhmen und Mähren unter die Ritter und unter das Volk. Er empfahl sie Männern und Weibern zum Lesen und allen Magistern und Baccalaureen vom Katheder herab zum Studiren an. „Wer Wiklef's Bücher nicht studirt habe, dem sei nur die Rinde der Wissenschaft, nicht aber ihr Kern und ihre Wurzeln bekannt geworden," pflegte er zu sagen.

Hieronymus war ein Edelmann aus dem Geschlechte der Faulfisch von Prag. Er war ein Mann von edlem, lebendigem Geiste, großer Gelehrsamkeit (gelehrter noch als Huß) und bewundernswerther Beredsamkeit, wie seine Feinde selbst an ihm rühmen. Sie warfen ihm vor, daß er zu Gewaltthätigkeiten geneigt gewesen sei. Er war eben zugleich ein Mann der Waffenthat, der allerdings oft rascher zuschritt, als der sanfte Huß,

und der die faulen Glieder der Kirche lieber durch die Radikalkur einer Amputation, durch das Eisen geheilt hätte, als durch eine langwierige Behandlung. Er hatte zu Köln, Heidelberg und Prag studirt und wahrscheinlich auch zu Oxford. 1399 war er Magister der freien Künste, bald auch Baccalaureus der Theologie geworden. In den geistlichen Stand ist er aber nicht getreten; sondern er hielt sich als Ritter am Hofe König Wenzel's auf, den er oft in der Rüstung bei'm Ausreiten begleitete. Sein Ruf war weit verbreitet. Der König von Polen ließ ihn (1410) zu sich entbieten, damit er ihm die Universität Krakau einrichte. Wenzel's jüngerer Bruder Sigmund, der König von Ungarn war, wünschte ihn zu hören. Er predigte vor ihm und vielen weltlichen und geistlichen Herrn zu Ofen, wurde aber, als er auch hier Wiklef's Lob verkündete, als Ketzer verfolgt und auf Betrieb der Wiener Universität gefangen gesetzt, bis ihm die Prager wieder die Freiheit erwirkte. — Huß und Hieronymus waren Freunde und Einer ergänzte den Andern. Beide von gleichem Eifer für Wahrheit beseelt, von gleicher Thatkraft, von gleichem Aufopferungsmuthe, wurde jener durch des Hieronymus Ungestüm rascher vorangetrieben, dieser durch Hussens Milde von manchen voreiligen Schritten zurückgehalten.

Die Scheu vor Wiklef's Schriften schwand bei Huß mit der ersten genaueren Anschauung. Er fühlte sich angezogen und zollte bald dem Geiste des edlen Briten die vollste Anerkennung. „Ich wünsche nichts, als daß meine Seele, wenn sie dereinst von diesem Körper scheidet, dahin kommen möge, wo die des vortrefflichen Briten weilt," antwortete er, als man ihm bemerkte, Wiklef sei für einen Ketzer erklärt und weile in der Hölle. Der Blick war ihm aufgethan und er durchschauete das Unwesen der Hierarchie. Gegen diese und ihr Oberhaupt begann nun der Kampf. Die Verhältnisse wurden verwickelter; der Knoten des Dramas begann sich zu schürzen.

Huß hatte mehrere Schriften Wiklef's in's Böhmische übersetzt und sie dem Markgrafen Jodokus von Mähren zugeeignet. Die Wiklef'schen Schriften sind es, auf welche die Gegner Hussens ihre ersten Angriffe richteten. Aber ihr Haß gegen ihn floß nicht aus Einer, sondern aus mehreren Quellen und war gar nicht rein dogmatischer oder kirchlicher Natur. Die Verhältnisse der Universität, die politischen Verhältnisse seines Königs spielen dabei eine große Rolle. Die zwei Hauptparteien der Universität, die Deutschen, (zu denen sich auch die Polen rechneten,) und die Böhmen, standen schon längst in feindseligem Verhältniß. Sie waren nicht allein durch die Verschiedenheit ihrer Sitten einander abgeneigt; sie waren auch Anhänger zweier verschiedener scholastischer Parteien. Die Deutschen waren Nominalisten, (die behaupteten, die allgemeinen Begriffe seien bloße Vorstellungen, Worte, Namen); die Böhmen dagegen gehörten zu den Realisten, (welche annahmen, die allgemeinen Begriffe seien nicht allein durch den Verstand gebildet, sondern der Wirklichkeit nach in den Gegenständen gegründet). Die Absetzung Wenzel's durch einen Theil der deutschen, vorzüglich geistlichen Kurfürsten (1400) und die dadurch entstandenen Verwicklungen brachten die Böhmen noch mehr gegen die Deutschen auf. Auch der König wandte sich nun von den Fremden ab. Diese aber behaupteten auf der Universität die Oberhand; denn die drei Stimmen waren gegen die Eine Böhmische, und die Besetzung der Universitätsstellen lag daher in jener Hand.

Der römische Papst Bonifaz IX., welcher geistliche Würden an den Meistbietenden verkaufte, sie einzog und zum zweiten Male verhandelte, hatte Wenzel's Absetzung in Deutschland betrieben, weil dieser damals sich mit Frankreich verständigt hatte, die Abdankung der beiden schismatischen Päpste und die Wahl Eines alleinigen rechtmäßigen Papstes durchzusetzen. Als nun König Sigmund von Ungarn, der seinen Bruder Wenzel in

Ungarn gefangen hielt, und in seinem Namen die Statthalterschaft in Böhmen übernommen hatte, gegen den römischen Gegenkönig Ruprecht zu Felde ziehen wollte; wiegelte Bonifaz IX. die ungarische Geistlichkeit und den Adel gegen ihn auf. Er veranlaßte auch den König Ladislaus von Neapel, sich nach Ungarn zu begeben und sich hier zum Könige krönen zu lassen. Sigmund eilte nach Ungarn zurück, besprach sich mit seinem gefangen gehaltenen Bruder und sie beschlossen gemeinschaftlich, dem Papste auch die Einkünfte aus Böhmen zu sperren (1403). Es ging der Befehl nach Böhmen, keine Abgaben irgend einer Art mehr nach Rom zu liefern, auch keine Briefe und Verordnungen von Bonifaz oder dessen Legaten weiter anzunehmen. Der Prager Erzbischof Sbinko (seit 1403) sollte diese Verordnungen dem Volke allenthalben verkündigen lassen. Wer dagegen handle, solle mit Gefängniß und mit dem Verluste seiner Pfründe bestraft werden. Dies war bei dem Meinungsstande in Böhmen Oel in's Feuer gegossen. Prager Prediger deckten die Mißbräuche der Hierarchie schonungslos auf, und Huß, durch Wiklef gehörig vorbereitet, richtete seine Geschosse nach dieser Seite, vorzüglich gegen den Ablaß, mit welchem Bonifaz IX. gleichfalls einen ordentlichen Handel trieb. Erzbischof Sbinko, der sehr päpstlich gesinnt war, ergrimmte darob. Bei dem so eben geschilderten Zustande der Dinge wagte er aber nicht, Huß wegen solcher Predigten anzugreifen; denn König Wenzel, war seiner Haft entkommen und konnte jeden Augenblick in Prag eintreffen; Huß stand bei ihm in Gunst, und er war auf den Papst und die Erzbischöfe (die deutschen [rheinischen] Erzbischöfe hatten ihn abgesetzt) nicht gut zu sprechen, und verstand keinen Spaß. Sbinko wagte daher einen indirekten Angriff; er beschloß sich einer Waffe zu bedienen, die ihm für den Augenblick sicher war, der Universität, des Hasses der Deutschen gegen die Böhmen. Huß war ein Anhänger von Wiklef und hatte bei Disputationen die deutschen Magister

häufig durch Wiklef'sche Sätze in die Enge getrieben. Es war also nichts leichter, als eine Verurtheilung Wiklef's von Seiten der Universität durchzusetzen. Es geschah. Fünf und vierzig, aus Wiklef's Schriften gezogene Sätze wurden durch Stimmenmehrheit (der deutschen Lehrer) verboten; im Namen des Rektors wurde verkündet, daß jeden, der sie künftighin lehren würde, die Strafe des Scheiterhaufens treffen solle. Das Jahr darauf erschienen zwei britische Studenten in Prag und erregten in öffentlichen Disputationen großes Aufsehen durch verfängliche Fragen. Von den Universitätsbehörden darüber zur Rede gesetzt; erklärten sie zwar, ihre Absicht sei allein, durch die Besprechung und Widerlegung solcher bedenklichen Zweifel den Glauben fester zu stellen: aber man legte auch ihnen Stillschweigen auf. Sie folgten, griffen jedoch zum Pinsel. Sie ließen den Tanzsaal des Gasthauses, in welchem sie wohnten, prächtig ausmalen. Auf der einen Seite war der Einzug Jesu in Jerusalem zu sehen, wie er prunklos auf einer Eselin sitzt, Volk und Kinder mit Oelzweigen voranziehen, seine Jünger in bloßen Füßen nachfolgen: auf der andern Seite ein päpstlicher Aufzug; der Papst auf einem großen, mit Gold, Silber und Edelsteinen prächtig geschmückten Hengste, voran Trompeten und Pauken, Bewaffnete mit Spießen und Hellebarden, hinter ihm die Kardinäle auf herrlichen, mit Goldzeugen belegten Pferden. Das Gemälde erregte großes Aufsehen. Tausende strömten hinzu, freuten sich darüber oder brachen in Verwünschungen aus. Der Auflauf wurde endlich so groß, daß die Engländer für gut fanden, Prag eilig zu verlassen. Diese Streitigkeiten zogen sich ohne Entscheidung durch mehrere Jahre hin. Vom Jahr 1408 an werden sie wichtiger. Die ganze Universität war durch sie noch tiefer gespalten; das Volk nahm Theil daran. König Wenzel suchte sie zu vermitteln, zu beendigen. Nicht zufrieden damit, daß die ganze Universität, auch die böhmische Nation in einer besonderen Versammlung, die 45 Sätze aus Wiklef's

Schriften abermals untersucht und verboten hatte (1408); befahl er dem Erzbischof von Prag, sämmtliche Geistliche nach Prag zu berufen und mit Hülfe der Gottesgelehrten zu entscheiden. Der König selbst schrieb an alle Prälaten und Vorsteher der Klöster, auch an die Herren und Ritter des Königreichs, sich gleichfalls einzufinden. Diese Versammlung fand am 17. Juni des Jahres 1408 wirklich statt, und die Wiklef'schen Schriften wurden natürlich auch von ihr verurtheilt, und Jedermann verboten, sie zu lesen. Doch erklärte der Erzbischof, er habe auf ausdrücklichen Befehl des Königs überall in Stadt und Land Untersuchungen anstellen lassen und gefunden, daß nirgends Ketzereien gelehrt würden. Das gefiel dem Könige sehr wohl. Er hielt die Sache für abgemacht und reiste nach Breslau. Aber die Böhmen besannen sich in seiner Abwesenheit. Sie erkannten, wie sich der Erzbischof in ihre Universitätsangelegenheiten eingemischt hatte, und wie er sie durch die Fremden bekriegt; sie kannten auch des Königs Abneigung gegen die Deutschen. Darauf bauten sie ihren Plan. Sobald er das Königreich wieder betreten hatte, eilte ihm nach Kuttenberg eine Deputation entgegen, welche aus Universitätsgliedern der böhmischen Nation bestand. Huß und Hieronymus waren nicht unter ihnen: aber es ist zu vermuthen, daß der König durch sie, die ja Beide Zutritt am Hofe hatten, oder durch ihre Freunde, schon vorher zu Gunsten der böhmischen Magister gestimmt war. Die Abgeordneten traten vor ihn und legten ihm die Beschwerden seiner böhmischen Nation vor. Wie sie, wenn es sich um eine Ehrenstelle, Präbende oder Professur handle, immer zurückstehen müßten, da sie drei Stimmen gegen sich hätten; auf dem Lande dagegen in Städten und Dörfern sich müßten zum Jugendunterrichte verwenden lassen, weil man da die Ausländer nicht brauchen könne, weil diese der Landessprache nicht mächtig seien, (es war ein Gesetz, daß jeder Baccalaureus zwei Jahre Schule halten mußte, ehe er an der Universität zu lehren begann). Die Deutschen hätten fast immer

das Siegel der Universität, auch die Schlüssel des Archivs, überhaupt Alles in der Hand. Sie erinnerten ihn daran, das Kaiser Karl's IV. Stiftungsbrief besage, er wolle Prag gerade so eingerichtet haben, wie die Universitäten Paris und Bologna; dort aber herrschten die Einheimischen. Wenzel war überzeugt und gab ihnen auf der Stelle einen Freiheitsbrief, kraft dessen die Böhmen künftighin drei, die fremden Nationen aber zusammengenommen nur eine Stimme haben sollten. Bei den nächsten Wahlen kam es zu Streitigkeiten. Die Böhmen machten ihre drei Stimmen geltend, und die Ausländer wollten davon nichts hören. Der König mußte sich in's Mittel legen und die Stellen besetzen. Er ernannte einen Böhmen zum Dekane der philosophischen Fakultät und wahrscheinlich auch Huß zum Rektor (1409)*) Die Böhmen bemächtigten sich also des Universitätssiegels, des Archivs und der Bibliothek, was Alles bisher die Deutschen unter ihrer Verwaltung gehabt hatten. Einige Tage darauf wurden auch alle niedere Stellen an der Universität mit Böhmen besetzt. Dies brachte die Sache zum Bruch. Die Fremden verließen Prag. Ueber die Anzahl der Weggezogenen finden die verschiedensten Angaben statt. 44,000, 40,000, 24,000, 20,000 oder 5000 sollen es gewesen sein; 2000 nur blieben zurück. Viele zogen nach Leipzig, wo Markgraf Friedrich der Streitbare grade im Begriff war, eine Universität zu gründen. Durch diese Auswanderung erlitt

---

*) Manche Geschichtschreiber erzählen hier spöttisch, der König habe in diesen Streitigkeiten seinen Küchenmeister zum Rektor der Universität ernannt. Dies wird aber durch Urkunden nicht bestätigt. Keiner der Rektoren jener Zeit, die alle bekannt sind, war Küchenmeister. Aber wenn sie es auch gewesen wären; so hätte dies der Universität keine Schande gebracht, da diese Hofstelle immer nur von Personen des höchsten Adels bekleidet wurde. So war in den Jahren **1408 — 1410** (dem Zeitraume, um den es sich handelt) Udalrich von Hasenburg aus dem Herrenstande des Königs Küchenmeister.

Prag bedeutende Nachtheile. Handwerksleute, Krämer, Hausbesitzer litten. Selbst der Handel, der damals dort blühte, soll dadurch einen Stoß erlitten haben; denn die vielen Kaufmannssöhne, welche dort aus fernen Ländern studirten, erhielten von ihren Vätern verschiedene Waaren geschickt, die sie verhandelten; für das Geld schafften sie andere an und schickten sie nach Hause. So erzählen gleichzeitige Schriftsteller. Huß war dadurch bei den Bürgern nicht beliebt geworden. Aber diese Mißstimmung gegen ihn schwand bald wieder durch wichtigere Angelegenheiten.

Die Kirchenversammlung von Pisa war im Begriffe zusammenzutreten und man unterhandelte mit Wenzel, der immer noch römischer König war, über seine Zustimmung. Er gab sie freudig, da die Kardinäle ihm versprachen, daß der künftige Papst ihn allein als römischen König anerkennen sollte. Er sagte dem römischen Papste Gregor XII. den Gehorsam auf und erklärte den päpstlichen Stuhl für erledigt. Wer in Böhmen dies nicht anerkenne, ward mit Verhaftung bedroht. Huß, der bei dem Könige viel galt, konnte auf diesen seinen Entschluß Einfluß geübt haben. In seiner Kirche Bethlehem predigte er über den Gegenstand. Was er aussprach, war der allgemeine Wunsch der ganzen Christenheit: Einigkeit in die Kirche zurückkehren zu sehen und mit ihr Ordnung, Zucht und Sittlichkeit unter die Geistlichkeit. Aber der Erzbischof Sbinko wagte es, dem Könige zu trotzen. Er hielt fest bei Gregor XII. und ließ an alle Kirchthüren eine Verordnung anschlagen, durch welche er Allen, die von Gregor abgefallen waren, und namentlich Huß, jede geistliche Verrichtungen untersagte. Huß kehrte sich nicht an dieses Verbot und predigte fort. Der Papst und seine Geistlichkeit waren der Text zu seinen Predigten. Ein alter Chronist sagt: „So lange Huß über die Herrn, Ritter, Edlen, Handwerker und und Bürger predigte, da war ihm Jedermann gut, daß er so freimüthig die Sünden strafte. Man sagte, der Geist Gottes spricht aus ihm. Sobald er

aber den Papst, die hohe und niedere Geistlichkeit angriff, ihren Stolz ihre Habsucht, Simonie (Handel mit geistlichen Stellen) und andere Laster rügte, und predigte, daß sie keine Güter besitzen sollte, so stand die ganze Klerisei wider ihn auf und sprach: „er hat den Teufel im Leibe und ist ein Ketzer.“ — Der Erzbischof verklagte Huß bei dem Könige, erhielt aber zur Antwort: „So lange der Magister wider uns Laien predigte, da habt ihr euch darüber gefreut: jetzt ist die Reihe an euch gekommen; so möget ihr es auch zufrieden sein.“ Als aber der größte Theil der böhmischen Geistlichkeit dem Beispiele ihres Erzbischofs folgte und dem Papste Gregor ergeben blieb, gerieth der König in Zorn. Er ließ viele Geistliche in's Gefängniß werfen; die Domherrn auf dem Prager Schlosse wurden mißhandelt und ihre Häuser geplündert. Unterdessen hatte die Kirchenversammlung zu Pisa Wenzel wirklich als den rechtmäßigen römischen König anerkannt und einen neuen Papst aufgestellt, Alexander V. Sbinko konnte nicht weiter umhin und mußte ihn anerkennen. Er wandte sich aber sogleich an ihn mit einer Anklage wider Huß. Umgehend fast, im Januar 1410 schon erhielt er eine Bulle deß Inhalts: „In den Prager Städten soll nirgends, als in den Pfarr- und Klosterkirchen gepredigt werden dürfen; die verdammten Grundsätze Wiklef's sollen weder heimlich noch öffentlich gelehrt werden; der Erzbischof soll mit Zuziehung von vier Lehrern der Theologie und zwei Doktoren des kanonischen Rechtes hierfür sorgen und das Recht haben, jeden, welcher darwider handelt, als Ketzer zu strafen; er soll die Bücher Wiklef's, des Erzketzers, auf alle nur mögliche Art zu vertilgen suchen.“ Huß war in dieser Bulle gar nicht genannt, wahrscheinlich weil man seine Stellung am Hofe kannte und fürchtete: aber doch war sie ganz gegen ihn gerichtet. Besonders wollte man ihm durch sie das Predigen in seiner Kirche verbieten; denn sie war weder eine Pfarr- noch eine Klosterkirche, sondern nur eine Kapelle. Aber die Königin

Sophia war sehr für ihn eingenommen und auch der König war ihm gut; er war gerade Rektor der Universität, und die Studenten hingen Alle an ihm. Der Erzbischof behielt daher seine Bulle vorerst für sich uud wartete auf günstigere Zeit. Er beschied Huß zu sich, sprach freundlich mit ihm und mahnte ihn von den Wiklef'schen Ketzereien ab; von seinen Predigten gegen Papst und Klerus war keine Rede. Huß versicherte, daß er nie etwas anders, als den reinen christlichen Glauben verkündiget habe. Der Erzbischof entgegnete ihm, wie er doch kürzlich erst gepredigt habe, daß man sich ebenso gut im Wald und Feld, wie bei den Kirchen, begraben lassen könne. Huß erklärte, daß er Alles zu bessern bereit sei, was er etwa unvorsätzlich wider das Christenthum vorgebracht habe, so bald er eines Besseren belehrt werde. Sie schieden freundlich. Im Juni des Jahres erst rückte Sbinko mit der Bulle vor; (Papst Alexander war schon am 5. Mai gestorben). Er verbot das Predigen außerhalb der Pfarr- und Klosterkirchen, befahl den Professoren, Magistern und allen Studenten der Universität, auch allem übrigen Volke, Wiklef's Werke in den erzbischöflichen Pallast abzuliefern. Der Befehl wurde befolgt; Huß selbst brachte die Wiklef'schen Schriften, die er im Besitze hatte, dem Erzbischofe mit der Bitte, die in denselben enthaltenen Irrthümer zu bemerken, damit auch er sie erkennen und verwerfen möge. Aber die sechs Beistände, welche Sbinko, der päpstlichen Bulle zufolge, zuzog, gaben sich keine weitere Mühe, diese Irrthümer herauszufinden, sondern beschlossen die Verbrennung der Bücher. Dieser Beschluß schon veranlaßte eine große Aufregung. Die Universität versammelte sich, erklärte sich dagegen, und ließ den König ersuchen, das Unternehmen des Erzbischofs zu verhindern, um dadurch der Beschämung vorzubeugen, die ihm, der hohen Schule und dem ganzen Lande daraus erwachsen müsse. Der König schickte auch alsbald an den Erzbischof die Anfrage, ob er im Ernste gesonnen sei, die Bücher zu verbrennen. Dieser ant-

wortete, er wolle ohne des Königs Bewilligung wider Wiklef nichts unternehmen, und verschob die Ausführung. Das Verbot, in Bethlehem zu predigen, beachtete Huß indeß nicht. Er erklärte, die Kapelle sei ausdrücklich zu dem Zwecke gestiftet worden, dem Volke in seiner Sprache zu predigen, und der Papst, der Erzbischof und der König hätten sie bestätigt; übrigens habe Christus selber geboten, seine Lehre überall zu verkündigen; endlich habe man Alexander's Verordnung erst nach seinem Tode in Vollziehung zu setzen versucht. Daher appellirte er in Gegenwart eines Notars und sieben anderer Zeugen an den neuen Papst Johann **XIII.** Sbinko, durch diesen Widerstand gereizt, vergaß des Versprechens, welches er dem Könige gegeben hatte. Er ließ die Thore seines Pallastes sperren, mit Bewaffneten gut besetzen, und im inneren Hofe desselben Wiklef's eingesammelte Bücher verbrennen. 200 kostbare Handschriften, alle reich gebunden und mit goldenen Buckeln beschlagen, wurden ein Raub der Flammen. (16. Juli 1440). Als die Kunde von dieser Barbarei in die Stadt gelangte, gerieth ganz Prag in Bewegung. Die Hofleute fielen über die Domherrn her; die Königin weinte; Wenzel fluchte; das gemeine Volk selbst nahm Antheil daran; es sang Gassenlieder auf den Erzbischof, in welchen er ein A B C Schütz gescholten wurde, welcher Bücher verbrannt habe, ohne zu wissen was in ihnen stände. Es kam zu Thätlichkeiten; noch am nämlichen Tage fielen einige Mordthaten vor. Huß predigte am nächsten Sonntage gewaltig. „Man will euch Böhmen Wahrheiten vorenthalten, die andere Völker schon erleuchtet haben. Denn in der Finsterniß läßt sich der habsüchtigen Pfaffen Beutel am leichtesten füllen. Sie haben eine Ordnung erfunden, welche zu den gröbsten Unordnungen in der Christenheit geführt hat. Mit dieser Unordnung binden sie euch Einfältige, wie mit Ketten. Werdet Männer, und ihr zerreißet sie, wie Strohhalme. Eine Freiheit wird euch entgegenlachen, von der ihr keinen Begriff habt; es wird euch sein, als wäret

ihr einem Kerker entronnen. Es ist eine Schande, daß man wider Gott, wider Ehre und Recht Bücher verbrannt hat, die göttliche Wahrheiten enthalten; Bücher, die zum Nutzen des Volkes geschrieben waren. Hat der Erzbischof durch das Verbrennen Sünden aus den Herzen der Menschen gerissen? Im Gegentheil! Viele Sprüche und Sätze, welche herrliche Wahrheiten enthielten, hat er vertilgen wollen, und hat dafür Sünden, Aufruhr, Verläumdungen und Haß und Mordthaten unter das Volk geschleudert. Aber die Wahrheit stirbt nicht in den Flammen. Den König und das Land hat er übrigens durch seine thörichte, unbesonnene Handlung in üblen Verdacht bei dem Auslande gebracht; in den Verdacht der Barbarei; des Vandalismus!" — Seine Gegner, die Deutschen in Prag, wurden durch seine Kühnheit so erbittert, daß sie einst, als er predigte, bewaffnet vor die Kapelle zogen, um ihn mit Gewalt daraus zu vertreiben. Die Menge und drohende Haltung seiner Zuhörer aber hielt sie davon ab. Sie gingen jedoch mit dem Gedanken um, die Kirche nach der Predigt, wenn die Zuhörer heimgegangen wären, zu zerstören. „Sehet," ruft Huß seinen Böhmen zu, „sehet die Verwegenheit und den Fanatismus der Deutschen! Keinen Backofen, keinen Stall darf ein Nachbar dem Andern ohne die Einwilligung des Königs niederreißen; und sie unterstehen sich, an die Zerstörung eines Gotteshauses zu denken!" Der Erzbischof war in großer Verlegenheit, und wandte sich in seiner Noth an den König. Aber die Eigenthümer der verbrannten Bücher, die dem Erzbischofe nur zur Durchsicht (denn vom Verbrennen hatte er bei ihrer Einforderung weislich geschwiegen) waren anvertraut worden, hatten sich gleichfalls mit einer Ersatzklage an den König gewendet. Der König billigte ihre Forderung und befahl dem Erzbischof, die Kläger zu entschädigen. Dieser weigerte sich natürlich, und nun gab Wenzel zwei böhmischen Herrn, von Waldstein und Kobyla, ebenso dem Magistrate der Prager Altstadt, die Befugniß, den

Ersatz von den Aebten, Domherrn, Prioren und Pfarrern zu fordern, welche dem Erzbischofe zu der Vernichtung der Bücher gerathen hatten und behülflich dabei gewesen waren. Ihre Zinsen und Einkünfte wurden gesperrt, Viele in Verhaft genommen. Man bemächtigte sich vieler Kostbarkeiten aus Kirchen nnd Klöstern und jagte die armen Pfarrer davon. Der altstädter Rath und die beiden Herrn wurden deßwegen von dem Erzbischofe gebannt. Hieronymus von Prag war durch alle diese Vorgänge auf's höchste gespannt und gereizt. Er verehrte das Bildniß Wiklef's in seinem Zimmer, wie das eines Heiligen, predigte öffentlich, Wiklef's Lehre sei die allein ächte Lehre Christi und der Apostel, und ließ drei Karmeliter-Mönche, die wider Wiklef geeifert hatten, in das Gefängniß setzen. Einen davon warf er in die Moldau; er wurde mit genauer Noth gerettet. Der Erzbischof wandte sich um ein Gutachten an die Universität Bologna. Auch diese sprach sich in den entschiedensten Ausdrücken gegen die Bücherverbrennung aus. Nun nahm er seine Zuflucht nach Rom. Aber auch der König hatte schon an den Papst und die Kardinäle geschrieben. In dem Schreiben an letztere findet sich folgende Stelle: „Wir haben die Kirche, unsere Mutter, wie auch ihre Vorsteher von Jugend auf mit kindlichem Gehorsam verehrt. Aber wenn wir nachdenken; finden wir, daß uns leichtsinnige und tückische Leute um so härter und hitziger begegnen, je gelassener wir uns gegen sie betragen. Wir ersuchen Euch daher, bei dem Papste dahin zu wirken, daß des Erzbischofs unbesonnene Kühnheit gehemmt werde u. s. w." — Der Papst übertrug indessen die Untersuchung dem Kardinal Colonna, und dieser beschied Huß nach Rom. Aber der König und die Königin ließen Huß nicht ziehen: denn sie befürchteten, er möchte unterwegs schon von seinen Feinden bei Seite geschafft werden. Der Adel, die Bürgerschaft und die hohe Schule zu Prag lagen dem Könige an, eine Gesandtschaft nach Rom zu schicken. Im Anfang des Jahres 1411 zog eine ansehnliche Bot-

schaft über die Alpen, Huß zu entschuldigen und das Land von dem Verdachte der Ketzerei zu reinigen. Der König ließ dem heil. Vater entbieten: „Huß sei von Feinden fälschlich und ungegründeter Weise verklagt worden; er sei ein frommer, gottseliger, rechtgläubiger Christ; in Böhmen sei überhaupt keine Ketzerei vorhanden; der Papst möge auf des Königs Kosten einen Legaten senden, sich davon überzeugen, und das Verbot, in der Kirche Bethlehem zu predigen, aufheben." Huß selbst hatte Bevollmächtigte mitgeschickt, seine Sache zu vertreten. Colonna jedoch wollte von keiner Vertheidigung hören und belegte Huß als offenbaren und halsstarrigen Ketzer mit dem Banne. Die Böhmen erhoben heftigen Widerspruch; Hussens Bevollmächtigte warf man in's Gefängniß. Die Aufregung in Böhmen stieg auf die Kunde von diesen Vorgängen. Der Bann wurde nicht anerkannt; Huß erklärte das Verfahren für widerrechtlich und legte Berufung an ein künftiges Concil ein. Dieser Apellation schlossen sich mehrere angesehene Lehrer an. Die Verwirrung war unbeschreiblich, und der König versuchte daher eine Vermittlung. Man brachte beide Theile, die Universität und den Erzbischof dahin, sich des Königs schiedsrichterlichem Ausspruche zu unterwerfen. Dieser ernannte ein Gericht von 10 unparteiischen Männern. Diese entschieden dahin: „Beide Theile sollten ihre Klagen von Rom zurückziehen; der Erzbischof solle sich vor dem Könige, als vor seinem Herrn, demüthigen, nach Rom berichten, daß in Böhmen keine Ketzerei vorhanden sei, und vom Papste die Aufhebung des Bannes für Alle verlangen, gegen die er in Folge dieser Wirren ausgesprochen worden; dagegen sollten die gesperrten Einkünfte der Geistlichen freigegeben, auch alle Verhaftete entlassen und die Kirche überhaupt in keinem ihrer Rechte weiter beeinträchtigt werden." Sbinko unterwarf sich diesem Ausspruche wirklich, erklärte öffentlich, daß ihm keine Ketzereien im Lande bekannt seien, und söhnte sich mit dem Magister Johann Huß, den er in einem

Schreiben einen „Ehrwürdigen" nennt und mit der ganzen Universität förmlich aus. Der Brief an den Papst indessen ist, obgleich geschrieben, und vom König gutgeheißen, nicht abgeschickt worden. Der Erzbischof eilte vielmehr zu dem, mit Bewilligung seines Bruders kaum erst gewählten römischen König Sigmund nach Ungarn, und soll ihn zu bewaffnetem Einschreiten aufgefordert haben. Sigmund war jedoch mit den Ungläubigen in der Türkei verwickelt, und Sbinko kehrte nicht mehr nach Hause zurück. Er starb in Presburg, wie Spätere vermuthen, an Gift, was jedoch durchaus unerwiesen ist. (Sept. 1411.). Während der Entfernung des Erzbischofs hatte sich Huß veranlaßt gesehen, öffentlich vor der Universität sein Glaubensbekenntniß abzulegen. Er stimmt darin in allen Glaubenslehren wirklich mit der römischen Kirche überein. Er erscheint darin als aufgeklärter und von allen Vorurtheilen geläuterter Katholik, und nur die Uebergriffe der Hierarchie sind es gewesen, die er auf Leben und Tod bekämpfte. Die heilige Schrift ist auch ihm die Waffe, die er gegen diese gebraucht. Wer ihr mit Wort oder That widerspreche, sei allein ein Ketzer. Irren sei übrigens des Menschen Loos, und er jeden Augenblick bereit, seine Meinung zu ändern, sobald er eine bessere kennen gelernt habe; denn das, was man wisse, sei der geringste Theil von dem, was man nicht wisse. Aber Verbrennung von Büchern, wenn es auch die Bücher von Ketzern wären, sei nie zu billigen; denn überall seien Irrthümer mit Wahrheiten vermischt, und nach jenem Grundsatze müßte man so ziemlich alle Bücher in's Feuer werfen. Was er für wahr halte, werde er überall offen verkündigen; vielleicht würdige ihn Gott der Märtyrerkrone. Das Verbot gegen ihn, zu predigen, nennt er den Neid des Antichrists.

Durch Sbinko's Tod trat einige Ruhe ein. Der neue Erzbischof Albik (Albrecht) war aus bürgerlichem Stande und ein stiller, friedliebender Mann. Er war

sechs und zwanzig Jahre lang Professor der Medizin und Wenzel's Leibarzt gewesen. Er setzte als Erzbischof seine gewohnte zurückgezogene Lebensweise fort, schaffte den ganzen erzbischöflichen Hofstaat ab, und behielt nur eine alte Köchin bei, für seine kleine Tafel einige Speisen zu bereiten. Er kam dadurch in den Verdacht des Geizes und man sagte ihm nach, er habe seinen Kellerschlüssel immer in der Tasche getragen, auch tagtäglich dieselben Gerichte gegessen: Bauschnitzsuppe und Erbsen. Der Papst ließ den Gegenstand ruhen, da die Klagen aus Prag aufhörten. Aber die Sehne des Bogens war angezogen; der Schuß mußte erfolgen, der Pfeil sein Ziel erreichen. Ein auswärtiges Ereigniß brachte die Sache wieder in Fluß. Es langte ein päpstlicher Legat zu Prag an (1412), dem Erzbischofe das Pallium zu überbringen, aber auch den Böhmen eine Bulle mit bleiernem Siegel: das Kreuz gegen König Ladislaus von Neapel zu predigen. Denn dieser König hatte geschworen, den Papst sammt seiner heiligen Stadt von dem Erdboden zu vertilgen. Johann XXIII. hatte Pauli Schwert gegen den ungerathenen Sohn der Kirche erhoben; die Werbetrommel war in dem Lande Italien ertönt; Kriegerscharen sammelten sich. Damit aber diese Armee dem päpstlichen Schatze nicht zur Last falle; wurde in allen Ländern der Kreuzzug gegen Ladislaus verkündiget und vollkommener Ablaß für jeden, der dem Papste in diesem Kriege persönlich oder durch einiges Geld Dienste leiste! In drei Hauptkirchen Prags wurden drei eisenbeschlagene Kasten aufgestellt, das gesammelte Geld aufzunehmen, und die Stimmen der Prediger erschollen laut von den Kanzeln, „den König und sein Reich plündern" zu helfen, wie ein gleichzeitiger Dichter sang; um so lauter, da sie von dem päpstlichen Legaten vernommen wurden. Der König hatte die Erlaubniß gegeben; aber Huß erhob sich dagegen. Es sei wider den Geist des Christenthums, Christen

gegen Christen zum Kriege zu treiben, und Ablaß für Geld zu verkaufen, um Blutvergießen zu veranlassen. Der König verhielt sich theilnahmlos; Albik ermahnte Huß zum Gehorsam gegen die Verordnungen des heiligen Vaters. Huß erklärte sich nur in so weit dazu bereit, als sie mit der Lehre Christi und der Apostel übereinstimmten. Er veranstaltete über den Gegenstand eine öffentliche Disputation. Volk aus allen Klassen fand sich ein. Der Rektor erblaßte und verlangte, das Volk solle sich entfernen, weil es von der Sache doch nichts verstehe. Es erhob sich großes Getümmel. Huß aber winkte mit der Hand, und der Sturm legte sich. Er hielt seine Rede, und die Disputation begann. Die alten Doktoren riethen Huß ab und wiesen auf die Gefahren hin; die jungen standen auf seiner Seite. Die Päpstlichen suchten ihn mit dem geistlichen und kaiserlichen Rechte zu widerlegen. Er stand auf das Evangelium gestützt und auf das Landrecht seines Volkes, und Niemand konnte vor der Kraft seiner Beredsamkeit bestehen. Einer der Gegner warf ihm vor, daß er als Priester gegen die Priester auftrete, gegen den Bischof, gegen den Papst, dem er sein Amt, seine Würde zu verdanken habe; er sei undankbar und verfluchet, wie Cham, weil er gethan habe, wie der! Das Volk drang auf den Redner ein und wollte ihn erschlagen: aber Huß warf sich dazwischen und rettete ihn. Hieronymus betrat die Rednerbühne. Als er geendet, riefen Ritter und Volk einstimmig: „Er redet wahr; er hat recht!" Er forderte das Volk auf, von Huß und ihm geführt, nach dem Rathhause zu ziehen und dem versammelten Rath zu erklären, daß die Bulle und der Ablaß ungerecht seien. Der Rektor verhinderte es: aber die Studenten begleiteten Hieronymus nach Hause, und das Volk den Huß und rief ihm zu: „Sei muthig; sei standhaft!"

Die Ablaßkrämer ließen sich jedoch in ihrem Geschäfte nicht irre machen. Sie durchzogen unter Trommelschlag die Dorfschaften, zeigten die Bulle und forderten Geld.

Wer ihnen nicht Geld geben konnte, von dem nahmen sie Kühe, Schaafe; Alles, was Geldes Werth hatte. König Wenzel ergrimmte, sammelte die Zeugnisse und schickte sie durch seinen Beichtvater nach Rom nebst einem Schreiben, worin er sich über dies Verfahren bitter beklagte. Auch die Ablaßpredigten in Prag dauerten fort, dem entschieden ausgesprochenen Volkswillen zum Trotze und ihn gewisser Maaßen herausfordernd. Die Folgen ließen nicht lange auf sich warten. Hieronymus ließ einen Ablaßprediger und zwei öffentliche Dirnen einfangen und auf einem Wagen, von Bewaffneten umgeben, durch die Straßen führen. Den Ablaßbrief hatte er den Dirnen auf die entblößte Brust gehängt und vor dem Zuge ließ er ausrufen: „Sehet die Bulle eines Volksbetrügers zum Scheiterhaufen führen!“ An dem Neustädter Pranger wurden sie verbrannt. Junge Leute verschworen sich, in den Kirchen sich zu vertheilen, und den Pfaffen, welche Ablaß predigten, öffentlich zu widersprechen. Die Wogen des Volksunwillens gingen hoch; es stand ein Ausbruch bevor. Die Universität war in großen Sorgen. Sie versammelte sich deswegen eines Sonnabends in der Frühe. Man hatte Huß und Hieronymus vorgefordert und beschwor sie mit thränendem Auge bei Gott und allen Heiligen, bei den grauen Häuptern der meisten Würdeträger, bei den Hoffnungen ihrer eigenen Jugend, die gefährliche Bahn zu verlassen und zu schweigen. Hieronymus versprach es mit dem Bemerken: „es ist sehr schwer, die Wahrheit zu verschweigen!“ Aber Huß entgegnete: „Ich sehe, wie ihr, das Verderben nahen; aber ich habe meine Hand aufgehoben für die Wahrheit und werde sie nicht sinken lassen; ich kann nicht schweigen, doch will ich mich mäßigen, soviel ich kann.“ Am darauf folgenden Sonntage schon fand in den drei Kirchen, wo das Ablaßgeschäft betrieben wurde, Störung des Gottesdienstes statt. Junge Leute waren aufgestanden und hatten die Geistlichen vor allem Volke Lügner und Be-

trüger genannt. Drei von ihnen, zwei Studenten und ein Schumacher wurden ergriffen und in das Gefängniß der Altstadt gebracht. Huß eilte auf das Rathhaus; gegen 2000 Studenten sammelten sich vor demselben. Er bat den versammelten Rath um Gnade für die drei unbesonnenen Jünglinge; man möge sie des Ablasses wegen nicht strafen. Er erhielt zur Antwort: Man wundere sich, daß er sich in Angelegenheiten mische, die ihn nichts angingen, und dem offenen Aufruhr das Wort rede; er habe ohne dies der Stadt und dem Land schon Schaden genug zugefügt, die hohe Schule zerstört, die Studenten verjagt u. s. w.; des Ablasses wegen würden die Gefangenen nicht bestraft werden; sie hätten den Gottesdienst gestört, die Kirchen nicht geachtet, Aufruhr erregt; doch möge er die Studenten nur veranlassen, ruhig nach Hause zu gehen; dann solle seine Fürbitte den Strafbaren heute oder morgen zu statten kommen. Huß zog sich dankend zurück, beruhigte die vor dem Hause Versammelten über das Schicksal der Verhafteten, und bat sie, auseinander zu gehen. Sie gehorchten ihm. Der Rath ließ aber zur Stunde den Scharfrichter holen und den Gefangenen auf dem Rathhause die Köpfe abschlagen. Das Volk rottete sich abermals zusammen, bemächtigte sich der Leichen, hüllte sie in kostbare Stoffe und begrub sie feierlich in der Kirche Bethlehem. Man nannte sie Märtyrer Jesu Christi, und bis zu fünfzig Personen erboten sich, auf gleiche Weise zu sterben. Huß hielt ihnen eine öffentliche Gedächtnißrede in Bethlehem.

Mit Ende des Jahres 1412 legte Erzbischof Albik seine Würde nieder, und Konrad von Vechta, bisher Bischof zu Olmütz, trat an seine Stelle. Er suchte zu vermitteln, was aber unmöglich war, da die päpstliche Partei von keinem Nachgeben hören wollte. Es gelang ihm indeß, den König entschiedener auf ihre Seite zu ziehen. Nun kam die Nachricht von Rom, daß Huß abermals gebannt; jeder Ort, an welchem er sich aufhielt, mit dem Interdikte belegt sei. Der neue Erzbischof setzte letzteres in Vollzug. Keine Messe wurde mehr in Prag

gelesen; keine Kinder wurden getauft, keine Todten begraben. Nur der Wischehrad, der Stadttheil, wo das königliche Schloß lag, war davon ausgenommen. Huß, von dem Könige verlassen, appellirte nun von der Ungerechtigkeit der Menschen, die ihn verdammten, ohne ihn gehört zu haben, an „den gerechtesten der Richter, der erkennet, schützet und richtet eines jeden Menschen gerechte Sache, an Jesum Christum," und verließ Prag (1413). Der Herr seines Geburtsorts, Nikolaus von Hussinecz, nahm ihn freudig auf. Er fuhr fort zu lehren und zu predigen, in Städten und Ortschaften, auf dem freien Felde und zwischen Zäunen, wo das Volk sich sammelte und seiner harrte. In dieser Zeit war er auch am fruchtbarsten an Schriften. Nie müde, nie eingeschüchtert, nie verdrossen, setzte er den sich mehrenden Gegnern und Angriffen erhöhete Thätigkeit entgegen. Er schritt daher, wie ein Prophet des Alterthums, von dem Volke fast für einen Heiligen gehalten.

Das Interdikt war mit Huß von Prag weggezogen, aber Einigkeit war dafür nicht eingekehrt. Die Parteien blieben schroff gegeneinander über stehen; die eine, die Vertreibung ihres Meisters betrauernd; die andere noch nicht zufrieden damit. Beständig ergingen von Rom aus an den König Aufforderungen, die Wikleff'schen Ketzereien in seinem Lande zu vertilgen, und Huß nach Rom zu liefern. Von Versöhnung wollte man nichts hören.

Mittlerweile war der Zusammentritt des Kostnitzer Concils auf den Oktober des Jahres 1414 festgesetzt worden. Huß hatte schon früher an ein Concil Berufung eingelegt, und war sich bewußt, nicht den Glauben seiner Kirche, sondern nur Mißbräuche derselben angegriffen zu haben. Er war daher entschlossen, ungefordert vor demselben zu erscheinen und, ein Zeuge der Wahrheit, vor allen Bischöfen und Theologen der Christenheit aufzutreten. Die Böhmen und er wurden aber auch geladen dazu: denn König Sigmund, dem nach Wenzel's Tode Böhmen zufiel, mußte neben dem Wunsche

nach allgemeiner Kirchenvereinigung, noch den besonderen haben, die religiösen Bewegungen in jenem Lande zu stillen. Huß erschien im August 1414 wieder in Prag, um seine Angelegenheiten zu ordnen und sich zur Reise vorzubereiten. Der Erzbischof Konrad von Prag hatte um diese Zeit eine Synode berufen. Huß machte durch öffentliche Maueranschläge bekannt, daß er gesonnen sei, das Concil zu Kostnitz zu besuchen. Seine Feinde hätten fortgefahren, ihn zu verlästern, ohne ihn eines Irrthums überführen zu können. Er fordere Jedermann auf, vor dem Erzbischofe und der ganzen Synode gegen ihn aufzutreten; er sei bereit, zu erscheinen, die Kläger anzuhören und sich zu verantworten. „Tretet vor den Erzbischof, und sagt öffentlich heraus, wenn ihr von mir etwas Falsches oder dem katholischen Glauben Fremdes gehört habt," lauten seine Worte. Am Tage der Synode verlangte er Eintritt. Der Erzbischof ließ ihn aber wissen, daß kein Kläger wider ihn aufgetreten und seine Gegenwart somit überflüssig sei. Er ließ sich diesen Vorgang durch einen Notar bescheinigen. Von dem Könige ließ er sich dasselbe bezeugen. An den päpstlichen Ketzerrichter in Böhmen, den Bischof Nikolaus von Nazareth, wandte er sich gleichfalls und erhielt von ihm folgendes Zeugniß: „Wir haben gar oft mit dem Magister Huß über die heilige Schrift und andere, sich darauf beziehende Dinge gesprochen und aus allen seinen Gesprächen, Handlungen und dem Betragen erkannt, daß er ein rechtgläubiger und katholischer Mann sei, ohne etwas Böses, Verkehrtes oder Irriges an ihm bis zu dieser Zeit angetroffen zu haben, außer den päpstlichen Bann, von dem er sich lösen möge." Zugleich bezeugte ihm der Bischof den Vorgang auf der Prager Synode. Die böhmischen Stände versammelten sich in Prag, und Huß ersuchte sie, sie möchten den Erzbischof fragen, ob seine Lehre ketzerisch sei. Der Erzbischof erklärte öffentlich, daß er nie eine falsche oder von dem Glauben Christi abweichende Lehre an Huß gefunden habe. Die Stände verlangten nun von Kai-

ser Sigmund für Huß ein sicheres Geleit, daß er auf das Concil abgehen und unangetastet wieder zurückkehren könne. Der König war über diese Zeugnisse alle hoch erfreut, und schenkte Huß seine ganze Gewogenheit wieder. Er befahl drei der angesehnsten Herrn, Johann von Chlum, Wenzel von Leftna und Heinrich von Laczenbok, Huß nach Kostnitz zu begleiten und wieder zurückzuführen.

Kaiser Sigmund's Geleitsbrief ist zu Speier am 18. Oktober 1414 in der gewöhnlichen Form ausgestellt worden. Er bezeugt, daß der Kaiser Huß in des heiligen Reichs Schutz und Schirm genommen, und befiehlt allen Reichsangehörigen ihn ohne alle Hindernisse auf das Concil „und hinwieder zurückziehen zu lassen, auch, wo es die Noth erfordern will, mit Spezialgeleite zu versehen, Uns zur Ehre und Unserer Majestät zum Ruhme." Huß wartete indeß den Geleitsbrief gar nicht ab; er trat schon am 11. Oktober 1414 seine Reise an, und erhielt ihn in Nürnberg, (nach Anderen erst bei seiner Ankunft in Kostnitz). Er nahm schriftlich Abschied von seinen Böhmen. Dieser Brief ist der Ausdruck der reinsten Frömmigkeit, des Muthes und der Entschlossenheit. Er täuschte sich nicht über das, was ihm auf dem Concile begegnen konnte, und war auf Alles gefaßt. „Ich habe euch getreulich gelehret", ruft er scheidend seinen Landsleuten zu, „und Gottes Wort vorgetragen, keine unchristliche Lehre und keine Ketzerei, und so lange ich lebe, werde ich das Heil eurer Seele zu fördern suchen. Ich ziehe jetzt hin, wo mächtige Feinde meiner harren; es werden auf dem Concile mehr Feinde wider mich aufstehen, als gegen Christum selbst gewesen sind: alle die Bischöfe und Magister, die weltlichen Fürsten und Pharisäer. Sie werden kein falsches Zeugniß sparen wider mich! Aber ich verlasse mich auf den allmächtigen Gott, meinen Schöpfer und Erlöser, der mir nach seiner Verheißung und in Folge eures Gebetes, Weisheit und eine gelehrte Zunge geben

wird, daß ich ihnen widerstehen kann; der heilige Geist wird mir beistehen, in seiner Wahrheit zu bleiben, und die Pforten der Hölle sollen mich nicht trennen von ihm. Er wird mir Gnade verleihen, und ich werde mit fröhlichem standhaften Gemüthe allen Versuchungen, dem Gefängnisse und dem Tode Trotz bieten. Wer an Christum glaubet und in seiner Wahrheit bleibet, kann nicht umkommen. Daher betet, Geliebte, betet emsiglich, daß er mir zu seines Namens Ehre einen Geist gebe, der mich kräftige, daß ich in seiner erkannten Wahrheit bleibe, und das Uebel von mir weiche. Soll mein Tod zu seines Namens Ehre gereichen, so möge er ihn fördern. Soll ich wieder heimkehren zu euch, so geschehe es ohne Makel und ohne Verletzung meines Gewissens, das ist, daß ich ja nicht gewichen bin von der heiligen Wahrheit des Evangeliums, sondern daß ich sie mehr und mehr erkannt habe, des Antichrists Lehre vertilge und allen Brüdern ein schönes Beispiel zur Nachfolge hinterlasse. Ihr werdet mich vielleicht in Prag nicht mehr sehen: aber des allmächtigen Gottes Wille geschehe; wir wollen desto freudiger an seinem Gesetze festhalten."

So verließ Huß die Seinen, die er nicht wieder sehen sollte. Er kannte die Löwengrube, die sein Fuß betrat: aber er wich nicht zurück. Auf seiner Reise durch Deutschland war er verwundert, überall zuvorkommende, freundliche Aufnahme zu finden. Weil er in Prag so viel von dem Hasse der Deutschen gegen ihn gehört hatte, so vermeinte er ihn noch in reicherem Maaße auf seinem Wege zu finden. Er fand aber das Gegentheil; er fand Achtung, Liebe. Denn in den unseligen Zustand der Kirche hinein, der ja auch in Deutschland tief gefühlt wurde, war seine Stimme über die böhmischen Berge herüber geschollen, wie die Stimme eines Frühlingssängers in noch winterlicher Jahreszeit. Von Morgen schien es tagen zu wollen. Die Pfarrer selbst erwarteten ihn zum Theil in den Herbergen, um ihn zu sehen und sich mit ihm zu unterreden. Einer nannte sich seinen alten, wenn auch un-

bekannten Freund. Das Volk lief zusammen, sah ihm mit Verwunderung und mit Beifall nach. In Nürnberg war seine Ankunft vorher verkündet worden, und er fand die Straßen gedrängt voll Menschen, die nach ihm fragten. Er hielt daselbst ein öffentliches Religionsgespräch im Beisein der Bürgermeister und Rathsherrn. Die Bürger gaben ihm Beifall; der Pfarrer zu St. Sebald jedoch war sehr unzufrieden darüber. Von Nürnberg aus schrieb er nach Böhmen. Er war wohlgemuth und der Hoffnung, „es sollten alle Sachen gut werden." Ja, wenn du es mit dem Volke zu thun gehabt hättest, edler Huß; aber — — du hattest den Vortheil seiner Leiter, seiner Hirten angegriffen und gefährdet! — Am 3. Nov. langte Huß in Kostnitz an.

Die allgemeine Kirchenversammlung zu Kostnitz (Konstanz, 1414 — 1418) war hauptsächlich den Bemühungen des römischen Königs Sigmund zu verdanken. Er hatte bei seiner Wahl schon versprochen, allen Fleiß auf die Herstellung der Kircheneinheit zu wenden. Auch war allgemein anerkannt, daß dem römischen König das Recht zustehe, ein allgemeines Concil auszuschreiben. Der berühmte Kanzler Gerson von Paris hatte noch überdies bemerkt, „daß der König Sigmund bei Strafe einer Todsünde und der ewigen Verdammniß verbunden sei, in der gegenwärtigen Lage der Kirche ein Concil anzusetzen." Sigmund hatte, wie schon bemerkt, noch einen besonderen Beweggrund dazu: Böhmen zu beruhigen. Er war im Ganzen, wie sein Bruder Wenzel, zur Ueppigkeit und zu Gewaltthätigkeiten geneigt, doch weniger dem Weine, und mehr der Wollust ergeben. Er war vorsichtiger und thätiger, wie sein Bruder, zeigte aber viel weniger Achtung vor Verträgen; im Augenblicke der Entscheidung fehlte ihm männliche Festigkeit. Gegen den päpstlichen Stuhl war er heuchlerisch ergeben, wie sein Vater; Ketzerei war ihm das größeste Verbrechen. Er war ein Freund von Johann XXIII. Dieser Papst, Balthasar Cossa, hatte in seiner Jugend das Gewerbe eines Seeräubers getrieben

und vereinigte in sich alle Laster und Ausschweifungen auf eine schamlose Weise. Er war der Nachfolger Alexander's V. den er vergiftet haben soll; und hatte den päpstlichen Stuhl mit Gewalt eingenommen. Denn mit gewaffneter Hand war er in das Konklave der Kardinäle gedrungen, hatte das päpstliche Gewand von ihnen verlangt und versprochen, es dem zu geben, welcher der würdigste sei. Darauf zog er es selbst an und sprach: ego sum Papa (ich bin der Papst). Mit diesem Papste nun unterhandelte Sigmund in Betreff der Kirchenversammlung, obgleich ihm Jedermann das Recht zugestand, sie aus eigner Machtvollkommenheit zu berufen. Der Papst bedurfte des Königs gegen den jungen, unternehmenden Ladislaus von Neapel, der ihn schon aus Rom vertrieben hatte und auch Ungarn bedrohte. Also vereinigten sich Beide in Freundschaft gegen den gemeinschaftlichen Feind, jedoch nur in der Absicht, einander zu überlisten. Das waren die Häupter der Christenheit!

Sigmund ließ seinen Freund hoffen, daß er der alleinige Papst bleiben solle, wenn er das Concil nach einer deutschen Stadt ausschreibe. Johann entschloß sich endlich dazu, wiewohl mit großem Widerstreben. Zu Lodi verweilten Beide einen Monat mit einander, ehe Johann einwilligte (1413). Nun schrieben sie es auf den Allerheiligentag des nächsten Jahres nach Kostnitz aus. Kurz vor dem angesetzten Termin starb Ladislaus von Neapel, und nun bereute Johann seine Zusage und wollte nach Rom zurückkehren. Mit Mühe brachten ihn die Kardinäle von diesem Entschusse ab. Aber er traf alle mögliche Vorsichtsmaaßregeln für seine persönliche Sicherheit. Er ließ sich von der Stadt Konstanz eine öffentliche Urkunde darüben ausstellen und trat noch während der Reise mit dem Herzoge Friedrich von Oesterreich in ein geheimes Schutzbündniß, ernannte ihn zu des apostolichen Stuhles oberstem Feldhauptmann, Rath und Vertrauten und wies ihm 6000 Goldgulden auf seine Kammer an. Der Wagen des Papstes schlug im

Schnee des Arlberges um. Das galt seinen Begleitern für ein übles Zeichen: aber noch betroffener bemerkten die Leute, daß der heilige Vater dabei in des Teufels Namen fluchte. Auf der hohen Bergfläche angelangt, sahen sie auf den Bodensee und das umliegende Land bis Konstanz herab. Trübe Ahnungen stiegen in der Seele Johann's auf; er deutete auf Konstanz und sagte: „Dort ist die Grube, wo man die Füchse fängt!" Am 28. Oktober hielt er an der Seite des Herzogs Friedrich, seinen Einzug in die Stadt, von neun Kardinälen, vielen Bischöfen und Prälaten begleitet, in allem mit 600 Pferden.

Die Versammlung wurde eine sehr zahlreiche und glänzende, glich aber eher einer jeden anderen, als einer solchen, auf welcher geistliche Angelegenheiten, insbesondere eine Sittenverbesserung des Klerus an Haupt und Gliedern verhandelt werden sollten. Ein Augenzeuge, Ulrich von Reichenthal, erzählt: Auf die bestimmte Zeit sah man fast täglich zu Konstanz einreiten Fürsten und Herrn, geistliche und weltliche, und Abgeordnete aus allen Landen, Mächten und Ständen der Christenheit. Es kamen in Person die Kurfürsten des Reichs und die anderen Fürsten, Bischöfe und Prälaten, Grafen, Ritterschaft und Adel, desgleichen die Abgeordneten der Städte, alle mit zahlreichem Gefolge und vielen Pferden. Dann kamen die Botschafter aller christlichen Könige, und Erzbischöfe und Bischöfe ihrer Lande, die Hochmeister der geistlichen Ritterorden, die Meister göttlicher Kunst, die Schutzpfaffen und die andern gelehrten Leute aus England, Schottland, Hispanien, Italien, Schweden, Dänemark, Preußen, Böhmen und den wendischen Landen; aus Ungarn, Polen, Massovien; Botschafter aus Griechenland mit langen schwarzen Haaren und Bärten; Botschafter aus Lithauen und Razen, aus der großen und kleinen Wallachei, von den Königen, gesessen in Türkei, von den Herzogen der weissen und rothen Reußen, und mit ihnen viel mancherlei heidnische Herren mit wunderlichem Gewande, mit Tücher

um das Haupt gewunden und mit spitzigen Hüten; viele von griechischen, einige von Mahomed's Glauben, und auch rechte Heiden. — Gebhard Dacher, ein angesehener Mann zu Konstanz, hat auf Befehl des Kurfürsten von Sachsen, als Erzmarschall des Reichs, ein Verzeichniß aller Anwesenden aufgenommen und eine „ordentliche Beschreibung der großen Pracht des Kostnitzer Concilii" verfaßt. Nach dieser Zählung ist die Mittelzahl der Fremden in den zwei ersten Jahren auf 80,000 zu schätzen; zur Zeit des stärksten Zusammenflusses wohl auf 150,000 Menschen und 30,000 Pferde. Die vornehmsten Personen waren nach dem Kaiser und Papste drei Patriarchen (von Konstantinopel, Grado, Antiochien) 22 Kardinäle, 20 Erzbischöfe, 92 Bischöfe, wozu noch einige englische kamen, 124 Aebte, 1800 Priester, Doktoren verschiedener Wissenschaften, Abgeordnete verschiedener Universitäten, auch viele Mönche. Nicht weniger zahlreich waren die Fürsten und Herrn vom Laienstande. Zum Gefolge des Kaisers gehörten allein 1000 Personen. Hierzu kamen noch viele Kaufleute, Künstler und Handwerker, welche von der Volksmenge ihren Gewinn suchten. Man zählte 346 Schauspieler und Gaukler aller Art, 700 gemeine Frauen in Häusern; der heimlichen Frauen waren wohl eben so viele; die schlechtesten lagen in Badstuben und Ställen, andere in Wirthshäusern bei Wein und Spiel. Die Großen wetteiferten untereinander vor dieser Versammlung aus ganz Europa in prächtigen Rüstungen, Kleidern und Pferden. Viele leerten zu diesem Zwecke die, von ihren Vorfahren lange ersparten Schätze. Die gelehrten Kardinäle und Prälaten rüsteten sich, durch philosophischen Scharfsinn, große Gelahrtheit und nachdrucksvolle Beredsamkeit vor der ganzen christlichen Kirche allgemeinen Ruhm zu ärnten. Sie waren ausgezogen wie zu einem seltenen Schauspiele, und so wurde die Versammlung auch von den meisten benutzt. Sie suchten und genossen ihre gewohnten Vergnügungen in erhöhtem Maaße. Das Volk im Ganzen war bald über die zügellosen Sit-

ten namentlich der Geistlichkeit aufgebracht. Ein Augustinermönch aus dem mainzer Kirchensprengel redete zu dem Kostnitzer Concilium: „Ich erblicke an den Geistlichen nichts anderes, als einen lebendigen Inbegriff aller Laster, des Stolzes, des Ehrgeizes, des Neides, der Verschwendung, des Luxus, der Unzucht, der Weichlichkeit und des Müßigganges."

Auf diesem Schauplatze nun erschien Huß, ein weisser Rabe unter so vielen schwarzen. Wie konnte ihm auf solchem Boden Heil erblühen? Die Hauptbestrebungen der Theilnehmer hatten die Kirchenverfassung im Auge, waren besonders auf die Beschränkung des Papstes gerichtet. Die Wünsche der Nationen in Beziehung auf Verbesserung des Priesterstandes und der Lehre selbst standen sehr im Hintergrunde. Prag war nicht vertreten, wie es die dortigen Vorfälle erfordert hätten; die Universität nicht; selbst der Erzbischof war zu Hause geblieben. Huß erschien nicht als Stimmführer, sondern in eigener Angelegenheit, als Appellant, und bald als Beklagter. „Den Tag nach seiner Ankunft begaben sich seine Begleiter zu Johann XXIII. und meldeten ihm, daß sie Huß unter dem freien Geleite des Kaisers auf das Concil gebracht; sie baten ihn, ihm auch seinen Schutz zu gewähren. Der Papst dankte ihnen freundlich für ihren Gehorsam und versprach Hussen vollkommene Sicherheit, „auch wenn er seinen (des Papstes) leiblichen Bruder ermordet hätte." Der Papst befreite ihn sogar vom Banne, wahrscheinlich auf das mitgebrachte Zeugniß des böhmischen Ketzermeisters. Doch ließ man ihn ersuchen, nicht öffentlich aufzutreten, um Aergerniß bei dem Volke zu vermeiden. Er gehorchte.

Unterdeß waren auch seine Feinde aus Böhmen herbeigeeilt: Magister Stephan Palecz, früher ein Freund von Huß, welchem dieser von Jugend auf viel Gutes erwiesen hatte. Er war auch einmal der freien Richtung zugethan gewesen, nun aber in das Gegentheil umgeschlagen, und was bei Apostaten häufig ist, ein um so giftigerer Feind der Sache, der er früher

selber gedient. Er fand schon einen anderen Todtfeind Hussens vor, einen ehemaligen Prediger in Prag, Michael de Causis, der wegen Schurkereien aus Böhmen hatte fliehen müssen (er hatte ihm anvertraute königliche Gelder unterschlagen). Diese beiden Männer begannen die Verfolgungen gegen Huß. Sie stellten ihn in öffentlichen Maueranschlägen als einen Ketzer dar. Sie thaten sich zusammen, schrieben aus Hussens Bücher einzelne, aus dem Zusammenhang gerissene Sätze ab, namentlich gegen die Gewalt des Papstes, ersannen noch mehrere dazu und formten daraus ein Ganzes, eine Anklage. Sie liefen damit zu allen Kardinälen, Bischöfen, Prälaten, Mönchen und Pfaffen und schürten beständig. Der ganze Angriff scheint übrigens auf höhern Befehl unternommen worden und die beiden Böhmen nur die Werkzeuge dazu gewesen zu sein.

Am 28. November 1414 um Mittagszeit waren Papst und Kardinäle versammelt. Sie schickten die Bischöfe von Augsburg und Trident, den Bürgermeister von Konstanz und Einen von Adel zu Huß mit dem Befehle, er solle kommen und seine Lehre vertheidigen; sie seien bereit, ihn zu hören. Sie hatten vorher ganz heimlich in sein Haus und in die Nachbarshäuser Bewaffnete gelegt, wovon indeß weder Huß, noch sein Ritter Johann von Chlum das Geringste gemerkt hatten. Sie saßen Beide gerade zu Tische, und die Ladung kam ihnen ganz unerwartet. Huß antwortete sogleich: „Ich bin nicht hierher gekommen, um mich von Papst und Kardinälen im Geheimen verhören oder richten zu lassen; sondern um frei und öffentlich vor dem ganzen versammelten Concil meine gerechte Sache zu vertheidigen und auf Alles zu antworten, was man mich fragen wird. Weil ihr mich jedoch auf Befehl der Kardinäle vorfordert, so will ich mich stellen, obgleich ich weiß, was meiner wartet. Ich traue auf meinen Herrn, Jesum Christum, der mich stärken wird, daß ich eher mein Leben, als die Wahrheit verlasse.“ Die Bischöfe thaten

freundlich, und verlangten von ihm, daß er gleich mit ihnen gehen sollte. Huß und Ritter Chlum ließen ihre Pferde herausziehen und begaben sich zu den Kardinälen.

Die Kardinäle sprachen zu ihm: „Wir haben vielerlei Klagen wider dich gehört, Magister Johann Huß! Wenn dem also ist; werden wir es nicht dulden, noch leiden. Es geht das allgemeine Gerücht, daß du grobe, handgreifliche Irrthümer gelehrt und in Böhmen verbreitet hast. Darum haben wir dich vorgefordert, die Wahrheit der Sache zu ergründen." Huß antwortete: „Liebe Väter, mein Gemüth ist so beschaffen, daß ich lieber sterben, als eines Irrthums schuldig sein möchte, geschweige denn vieler und grober, wie ihr saget. Ich bin ja deßwegen auf dieses Concil gekommen, Irrthümer, welche mir nachgewiesen werden, zu widerrufen." „Daran thust du wohl," entgegneten die Kardinäle und verließen das Zimmer. Es traten Bewaffnete ein und bewachten die beiden Böhmen. Bald darauf trat ein Mensch an Huß heran, der sich für einen Laien ausgab, aber verfängliche theologische Fragen that. Huß erkannte in diesen Fragen sogleich gelegte Fallstricke, sagte zu seinem Begleiter auf Böhmisch: „dieser Mensch ist nicht, was er scheinet;" und zu dem Fragenden selber: „du stellst dich einfältig, hast aber den Schalk im Herzen; deine Reden und dein Betragen stimmen übel mit einander überein." Nachdem er weggegangen, fragte Huß einen der Wächter, wer er gewesen, und erhielt zur Antwort, er heiße Magister Diddakus und sei der beste Theologus in der ganzen Lombardei. — Gegen Abend versammelten sich die Kardinäle wieder bei dem Papste, um über Huß zu entscheiden. Man beschloß auf das Drängen von Palecz und Causis, ihn in Verhaft zu behalten; er wurde in der Nacht in das Haus des Kantors zu Kostnitz abgeführt. Seine Feinde riefen ihm spottend zu: „Jetzt haben wir dich einmal; du sollst nicht eher wieder los kommen, als bis du Alles bezahlt hast!" Das Ganze war eine feige Hinterlist, sich

Hussens Person zu bemächtigen: denn von dem vorgespiegelten Verhöre findet sich keine Spur. Ritter Chlum war hoch entrüstet über dieses wortbrüchige Verfahren. Er eilte auf der Stelle zu dem Papste und erinnerte ihn an das kaiserliche Geleit und seine eigene Zusage. Der Papst aber erklärte, „es sei nicht auf seinen Befehl geschehen; er dürfe ihm keine Schuld beimessen; er sehe ja wohl, daß er selbst in der Gewalt der Kardinäle sei.“ Chlum schrieb sogleich an den Kaiser, der noch nicht in Kostnitz eingetroffen war, und nach Böhmen; er ließ auch an alle Kirchthüren von Kostnitz seine Beschwerde anschlagen, daß Huß gegen den kaiserlichen Schutzbrief und Befehl gefangen gehalten werde. Der Kaiser war über dieses Verfahren Anfangs wirklich unwillig; er gab seinen Gesandten am Concil den Auftrag, Huß in Freiheit zu setzen und sollten sie Gewalt brauchen und dessen Kerkerthüren aufsprengen müssen. Aber der Papst, im Widerspruch gegen seine frühere Entschuldigung, wußte den Vollzug dieser Befehle zu verhindern, und beschwerte sich seiner Seits über den Kaiser, der sich einen Beschützer des Concils nenne und Huß zu befreien trachte, welcher auf seine Verordnung hin eingeschlossen worden sei. Die Geistlichkeit kannte den Kaiser und machte mit ihm, was sie wollte. Er kam den Tag vor Weihnachten nach Konstanz und sogleich wurde er von ihr umgeben. Man bewies ihm aus dem geistlichen Rechte, daß er nicht schuldig sei, einem Ketzer sein Wort zu halten. Auf ihr Bitten, die Freiheit der Väter des Concils aufrecht zu erhalten und nicht unter dem Vorwande seines Geleitsbriefs die gegen Huß begonnene Untersuchung zu hemmen, gab er die Zusicherung, das Concil solle in Glaubensangelegenheiten ganz frei sein und wider alle der Ketzerei Verdächtige verfahren können; die früheren Befehle, Huß zu befreien, habe er zurückgenommen. Am ersten Feiertage hielt der Papst in der Frühmette das Hochamt; der Kaiser war zugegegen, legte seinen kaiserlichen Schmuck ab, zog einen

Chorrock an und sang das Evangelium: „Es begab sich, daß ein Gebot vom Kaiser Augusto ausging.“

Die Nachricht von Hussens Gefangennehmung erregte in Böhmen großen Unwillen. Augenblicklich erließen mehrere angesehene Adlige ein Schreiben an den Kaiser: „Sie hätten von ihrem Erzbischofe das Zeugniß für Huß, daß er kein Pünktlein falscher Lehre in ihm gefunden, ihn nicht anklage, und sofern er bei dem Papste angeklagt werden sollte, ihn vertreten wolle. Sie ersuchten daher den Kaiser, daß er ihn aus dem Gefängniß entlasse und dafür Sorge trage, daß er frei und öffentlich verhört werde, und nicht unverhöret, durch falsches Zeugniß und Lästerungen seiner Feinde uns, uns Böhmen sagen wir, zu Hohn und Spott möge überwältiget werden.“ Auch die Böhmen in Konstanz waren unermüdet thätig, und gingen bald die Kardinäle, bald den Kaiser an, und als alles umsonst war; wandten sie sich wieder an die Stände ihres Landes. Diese sendeten auch alsbald ein zweites, hartes Schreiben an den Kaiser: „Es soll Ew. kaiserlich Majestät wissen, daß M. Huß, ein gelehrter Theologus, nicht gezwungen nach Kostnitz auf das allgemeine Concil gezogen ist, sondern ganz freiwillig, damit er die falschen Anklagen widerlege, die nicht allein ihm, sondern auch uns Böhmen allen vorgeworfen werden. Er ist auch bereit, seine Lehre zu verdammen und zu widerrufen, wenn sie falsch erfunden werden sollte. Auf das kaiserliche freie Geleit hin ist Huß nach Kostnitz gezogen, und daselbst unverhört, viel weniger überwiesen in ein abscheuliches Gefängniß geworfen worden, wider alles Gesetz und das kaiserliche Geleit. Wolle Ew. kaiserlich Majestät solches wohl bedenken, und nicht zulassen, daß deren Geleit so gebrochen werde. Denn diese Sache gibt andern ein böses Beispiel, daß hernach, wer da nur will, Ew. kaiserliche Majestät Geleit verachtet, wie denn bereits sehr Viele gar schändlich davon reden.“ Der Kaiser entschuldigte sich bei den Böhmen mit den

gewöhnlichen Ausflüchten der Schwäche: „Das ganze Concil habe auf dem Spiele gestanden; da habe er endlich sich entschlossen, sich des ganzen Handels nicht weiter mehr anzunehmen."

Aus seinem ersten Gefängnisse in dem Hause des Kantors, wo Huß in leidlicher Gefangenschaft gehalten worden war, hatte man ihn, weil dieser Ort nicht sicher genug schien, den Predigermönchen übergeben, deren Kloster am Ausflusse des Rheins aus dem See lag. Dies soll nach Einigen schon am 5. Dezember geschehen sein; nach Andern erst am 3. Februar 1415, nachdem das erste Schreiben der Böhmen angekommen, und man befürchtet habe, diese suchten ihn mit Gewalt zu befreien. Hier wurde er in ein fürchterliches Gefängniß geworfen, in eine Grube, durch welche eine Kloake in den Rhein mündete. Er fiel in ein gefährliches Fieber. Aber erst als sein Leben ernstlich bedroht war und die Väter des Concils das Schauspiel einer öffentlichen Hinrichtung einzubüßen fürchteten; ließen sie ihn in ein reinliches Behältniß tragen und gaben ihm Aerzte. Es war eine eigene Kommission zusammengesetzt worden, seinen Prozeß einzuleiten und diese beschickte den schwer Kranken: er solle sogleich vor ihr erscheinen, sich gegen die, wider ihn erhobenen Klagepunkte zu vertheidigen. Huß verlangte, mit Hinweisung auf seinen jammervollen Körperzustand, einen Advokaten als Rechtsbeistand. Er wurde ihm verweigert, „weil ein alter Kanon allen und jedem Menschen den Umgang mit einem Ketzer verbiete." Und doch sollte erst noch entschieden werden, ob er ein Ketzer sei! Im März des Jahres 1415 wurde Huß den Barfüßermönchen übergeben, die ihn menschlicher behandelten. Er genaß und hat aus dem Kerker mehrere Briefe in sein Heimathland entsendet.

Unterdessen hatte die Kirchenversammlung ihre Arbeiten zur Beseitigung des großen kirchlichen Schismas, „dieser abscheulichen Dreieinigkeit," wie sie der Kanzler Gerson nannte, begonnen. Papst Johann XXIII. wurde nun in seinem Vertrauen auf die Versprechungen

Sigmund's grade so getäuscht, wie der unglückliche Huß. Der Kaiser hatte ihm versprochen, daß er den Vorsitz in den Versammlungen führen sollte, wie anfänglich auch wirklich geschah. Nun verlangte man aber auch von ihm Niederlegung seiner Würde, wie von den beiden andern Päpsten. Der Kaiser schwieg, oder stimmte in dieses Verlangen ein. Johann setzte diesem Wortbruche des Kaisers List und Verstellung entgegen, beschwor die ihm vorgelegte Abdankungsurkunde, stellte sogar eine eigene Bulle darüber aus, worin der Eidschwur wiederholt war. Zwei Tage darauf verschwand er aus Konstanz (20. März 1415). Während eines, von Herzog Friedrich von Oestreich veranstalteten großen Ritterspieles war er in der Verkleidung eines Herrenboten, eine Armbrust auf der Schulter, heimlich entwichen und hatte sich nach Schaffhausen begeben, wo der Herzog mit ihm zusammentraf. Von hier aus schrieb er an den Kaiser: „Die Luft in Konstanz sei ihm nicht zuträglich gewesen; hier sei sie besser." Sein Schritt hatte indessen nicht die gehofften Folgen. Die Kirchenversammlung blieb beisammen und erklärte sich über dem Papste. Ueber den Herzog wurden Acht und Kirchenbann ausgesprochen; Allen, die ihn bekriegten, Ablaß verheißen. Die schweizerischen Eidgenossen, von dem Kaiser noch besonders dazu aufgefordert, hatten in acht Tagen den Ueberrest der habsburgischen Stammbesitzungen in ihre Hand gebracht. Der Herzog unterwarf sich, und das Concil saß förmlich zu Gericht über Johann. Siebzig Klagepunkte waren aufgesetzt: aber man fand für gut, nur 54 davon öffentlich zu verlesen, weil die übrigen solche Abscheulichkeiten enthielten, daß man sie unterdrücken zu müssen glaubte. Unter ihnen war auch die Anklage, daß er oft geredet habe, es gebe gar kein ewiges Leben und keine Auferstehung, sondern Leib und Seele stürben mit einander. Und dieser Mann, er vertheidigte sich gar nicht, was man ihm gestatten wollte und angeboten hatte; er bat das Concilium um Gnade.

Dieses sprach seine Absetzung aus und übergab ihn dem Kaiser, nicht damit er etwa diesen „Sammelplatz aller Laster," wie sie ihn selber nannten, nach Recht und Gesetz und der Welt zum abschreckenden Beispiele richten möge; nein, damit er ihn bewahre. Der Kaiser ließ ihn in das Schloß Gottlieben bei Konstanz bringen. Da er aber mit der Stadt einen Briefwechsel zu unterhalten suchte; wurde er dem Pfalzgrafen Ludwig am Rhein übergeben, der ihn nach Heidelberg bringen ließ, wo er im Schlosse drei Jahre lang in leidlichem Gewahrsam saß. Der Herzog ließ ihn endlich gegen eine große Geldsumme, die er grade zum Kriege brauchte, frei, und der neue Papst Martin V., von dem die Christenheit immer noch die Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern erwartete, um welche sie in Kostnitz betrogen worden war, ernannte ihn zum Kardinal und Bischof von Tuskulum!!

Die Flucht des Papstes, die daraus entstandenen Verwirrungen und Verhandlungen boten dem Kaiser Gelegenheit zu Huffens Gunsten einzuschreiten. Er wurde auch dazu aufgefordert: denn die Böhmen begaben sich zu Sigmund und verlangten von ihm, er solle Huß in eigene Verwahrung nehmen oder auf freien Fuß stellen. Sigmund aber erfüllte ihre Bitten nicht und gestattete ihnen nur einen Besuch bei ihrem Landsmanne. Sie fanden ihn krank, abgehärmt, halb verhungert. Denn des Papstes Leute, die ihn bisher bewacht und versorgt hatten, waren abgezogen und seit drei Tagen hatte man seiner vergessen. Dem Bischofe von Konstanz wurde er nun übergeben, der ihn in das Schloß Gottlieben bringen lies, dasselbe, in welches später auch Johann **XXIII.** gefangen gesetzt wurde. Hier wurde er in einen festen Thurm geworfen, wo er des Tags in einem Gewölbe umher gehen konnte: des Nachts wurde er an Fußketten an die Mauer geschlossen. Hier verlebte er die Ostern.

Am 4. April 1415 kam Hieronymus in Konstanz an. Man hatte ihm in Prag Vorwürfe gemacht, daß

er den Freund allein gelassen. Nach acht Tagen aber verließ er die Stadt wieder und begab sich nach der Reichsstadt Ueberlingen. Von hier aus bat er den Kaiser und das Concil um freies Geleit. Sigmund schlug es ab; das Concil wollte es nur zur Herreise, aber nicht wieder zurück bewilligen. Hieronymus ließ nun an alle Stadtthore, Kirchen und Klöster, auch an die Häuser der vornehmsten Kardinäle eine Schrift anschlagen, worin er bekannt machte, wie er freiwillig erschienen sei, sich öffentlich vor dem ganzen Concile zu vertheidigen, wenn man ihm freies Geleit zusichere. Nun erließen die Väter eine förmliche Vorladung an ihn, „weil ihnen daran gelegen sei, die Füchse, die den Weinberg des Herrn Zebaoth zu verwüsten gedächten, kennen zu lernen. Sie versprachen ihm auch freies, sicheres Geleit, so weit es an ihnen liege, und es der reine Glaube erfordere." Hieronymus hatte sich unterdessen von den böhmischen Edelleuten und Rittern in Konstanz ein Zeugniß über das ausstellen lassen, was er gethan, und war auf der Heimreise begriffen. In Hirschau wurde er jedoch verhaftet und an den Pfalzgrafen Johann nach Sulzbach abgeliefert. Dieser ließ ihn auf einen Wagen schmieden und nach Konstanz zurückführen. Spottend empfing ihn hier der Herzog von Baiern, der Vetter jenes Pfalzgrafen. Sie befestigten eine lange Kette an seinen Arm, die ein großes Getöse verursachte, und führten ihn daran, wie ein wildes Thier durch die Straßen in das Kloster der Barfüßermönche, wo sich die Kardinäle, Bischöfe, Prälaten und die ganze Klerisei versammelt hatte. Sie fielen über ihn her mit Schreien, Schimpfen und Anklagen. Was er in Paris, in Köln, in Heidelberg gelehrt, wurde ihm vorgeworfen. Er stand gelassen da, und als er Einem, der ihn falscher Meinungen beschuldigte, antwortete, er solle ihm diese doch angeben, erwiderte dieser bestürzt: „Es fällt mir jetzt gleich nichts bei; aber ich will mich schon besinnen darauf." Zuletzt schrien Alle: „Zum Feuer, zum Feuer!" — „Also begehrt ihr weiter

nichts, als mein Leben?" rief Hieronymus, „wohlan, nehmt es!" — Der Bischof von Salzburg allein sprach: „Nicht also, nicht also, Hieronymus! Denn es steht geschrieben, ich will nicht des Sünders Tod, sondern, daß er sich bekehre und lebe." — Nun überantworteten sie ihn dem Bischofe von Riga. Dieser ließ ihm eine Kette um den Hals legen und ihn mit Händen und Füßen an einen Klotz festschließen, welcher aufgerichtet in einem Thurme auf dem Kirchhofe St. Pauli hing. Der Klotz war, wie ein Schweinetrog, und in seine Höhlung wurde der Gefangene mit den Ketten hineingezwängt, daß er sich weder rühren, noch regen konnte. In dieser Stellung brachte er 11 Tage und 11 Nächte zu, und wurde mit Wasser und Brod gespeiset, bis er in eine tödtliche Krankheit fiel. Den Beichtvater, den er begehrte, wollten ihm die heiligen Väter sogar lange nicht bewilligen. O, nach 300 Jahren noch rinnet die Thräne des Mitleids und des Zornes bei der Beschreibung dieser Abscheulichkeiten, die von den Priestern einer Religion verübt worden sind, deren Stifter geboten hat: „Liebet eure Feinde; segnet, die euch fluchen; thuet wohl denen, die euch hassen; bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen." Die Irokesen in den Wäldern Nordamerikas können sich nicht mehr an den Leiden ihrer Schlachtopfer weiden, als diese heiligen Väter des Kostnitzer Concils. Auf den Befehl des Kaisers mußten sie ihn zwar diesem schrecklichen Aufenthaltsorte entnehmen: daß sie dem Todtkranken aber die Ketten abgenommen hätten, war von ihnen nicht zu erlangen.

Sieben Monate lag der unglückliche Huß schon in Ketten und Banden, ohne ein einziges Mal noch verhört worden zu sein. Die böhmischen und mährischen Stände hatten ein drittes Schreiben an den Kaiser gerichtet, worin sie ihm vorstellten, daß man gegen Huß verfahre, wie man es gegen einen Heiden nicht verantworten könne; wie des Kaisers Majestät und die Ehre des ganzen römischen Reichs dadurch geschändet werde. Huß hatte an Chlum geschrieben, er möge seine Sache

beschleunigen, weil er lieber im Feuer umkommen, als im Gefängnisse ersticken wolle. Zweimal noch im Laufe des Mai's wendeten sich die in Konstanz anwesenden böhmischen und polnischen Herrn an das Concilium selbst, in harten Ausdrücken den an Huß verübten Wortbruch tadelnd und das Verlangen stellend, ihn frei zu lassen und seinen Prozeß zu fördern. Sie boten sich Alle zu Bürgen an, daß er nicht entrinne. Man antwortete ihnen, Bürgen könnten sie nicht annehmen, und wenn sich deren Tausend anböten, „weil ein Mann, wie Huß, weder Treu noch Glauben halte." Doch bestimmten sie den 5. Juni 1415 zu seinem Verhöre.

Die Kirchenversammlung wollte indeß ein öffentliches Verhör vermeiden; seine Beredsamkeit und seine bekannte Gesinnung gegen den Klerus konnten bei einer solchen Gelegenheit schlimme Folgen für die Prälaten haben. Bequemer war es natürlich und für ein solches Gericht auch anständiger, ihn blos nach Auszügen aus seinen Schriften zu verurtheilen oder zum Widerrufe der vorgeworfenen Ketzereien zu nöthigen.

Am oben genannten Tage versammelten sich fast alle Kardinäle, Bischöfe, Prälaten u. s. w. im Hörsaale der Barfüßer Mönche. Huß war nach Konstanz gebracht worden und stand gefesselt in einem Vorzimmer. Man führte ihn nicht vor die Versammlung, verlas die Klagepunkte gegen ihn und wollte, ohne ihn gehört zu haben, zu seiner Verurtheilung schreiten. Da eilte Peter von Mladanowicz aus der Versammlung zu dem Ritter Chlum und dieser mit anderen Böhmen sogleich zum Kaiser. Sigmund sendete den Herzog Ludwig von Baiern und den Landgrafen Friedrich von Nürnberg an die versammelten Väter mit dem Befehle ab, daß sie über Huß kein Urtheil fällen dürften, ohne ihn gehört zu haben; daß sie ferner ihm, dem Kaiser ein Verzeichniß aller seiner vorgeblichen Irrthümer zusenden sollten, damit er sie durch gelehrte Männer könne prüfen lassen. Letzteres verweigerten die Väter; in dem ersten Punkte mußten sie gehorchen. Huß wurde her-

eingeführt, und die böhmischen Bevollmächtigten überreichten Hussens Bücher gegen das Versprechen der Rückgabe. Sie wurden Huß zur Anerkennung vorgelegt und er erkannte sie für die Seinigen an mit der Bemerkung, daß er bereit sei, die Irrthümer in denselben, die man ihm als solche nachweise, zu verbessern. Man begann die Klageartikel zu verlesen. Als aber Huß auf sie antworten wollte; erhob sich ein solches Geschrei, daß Niemand sein eigenes Wort mehr hören konnte. Peter von Mladanowicz, der zugegen war, beschreibt: „Es wäre gewesen, als ob lauter wilde Thiere mit einander gestritten, nicht als ob gelehrte Männer über so wichtige Sachen zu urtheilen im Begriffe gewesen." Wenn es ruhiger wurde und Huß wieder begann, die heilige Schrift oder die Kirchenväter für sich anzuführen; schrien Alle, „das gehört nicht her!" Sie lästerten, sie verspotteten ihn, bis er stille schwieg. Da riefen sie wieder: „Seht, wie er schweigt; er bekennt sich überführt; er gesteht ein, Ketzerei gelehrt zu haben!" Huß antwortete darauf: „Ich habe gesprochen, bis ihr mich durch euer Schreien daran verhindert habt; ich werde wieder sprechen, sobald man mich hören will." Die Verständigeren und Besseren in der Versammlung waren über dieses Verfahren entrüstet; sie hatten vor der Haltung des unglücklichen Mannes Achtung gewonnen und brachten es dahin, daß die Verhandlungen auf einen andern Tag verschoben wurden, an welchem sie von Anfange wieder begonnen werden sollten. Die Böhmen aber begaben sich zum Kaiser und erzählten ihm, wie man in dem Verhöre mit Huß umgegangen war. Der Kaiser versprach ihnen, er werde in der nächsten Sitzung zugegen sein und dafür sorgen, daß es ordentlich und anständig zugehe.

Diesem Versprechen gemäß begab er sich am 7. Juni in den Hörsaal der Barfüßer. Die Geistlichen waren, wie am 5. wieder Alle versammelt; Huß wurde gefesselt hereingeführt. Man begann mit der Anklage: Dieser Johann Huß habe in der Kirche Bethlehem zu

Prag und an andern Orten viele Irrthümer aus Wiklef's Büchern und eigene selbst erdachte Ketzereien gelehrt und halsstarrig vertheidigt. Es wurden 5 Punkte hervorgehoben. 1) Er habe behauptet, daß das Brod im Abendmahl nach der Einsegnung natürliches Brod verbleibe. Huß erklärte und rief Gott zum Zeugen an, daß er dergleichen nie geglaubt, vielweniger gelehrt habe. Nach einer langen Erörterung, an welcher vorzüglich englische Theologen gegen Huß Theil nahmen, dieser aber fortwährend bestimmt betheuerte, daß er sich in dieser Beziehung nie von dem Glauben und der Lehre der Kirche entfernt habe, beriefen sie sich auf mehr als zwanzig gegenwärtige gelehrte und angesehene Männer als Zeugen, die es gehört haben wollten. Als er das falsche Zeugniß derselben beleuchten wollte, ging man, ohne ihn weiter zu hören, zum zweiten Punkt über. 2) Er habe die ketzerischen Ansichten Wiklef's im ganzen Lande Böhmen verbreitet. Huß erwiderte: Er habe nie eine Ketzerei gelehret, weder eine Wiklef'sche, noch eine andere; dem unzeitigen Verdammungsurtheile wider Wiklef, welches alle Ansichten und Lehren desselben als ketzerisch und anstößig bezeichnet, habe er sich allein widersetzt. Er hätte keinen Punkt in Wiklef's Lehren annehmen oder verdammen wollen, so lange er nicht nach Gottes Wort beurtheilt gewesen wäre. So hätten auch andere Lehrer der Universität Prag gedacht. Auch der König sei dieser Ansicht gewesen. Er habe endlich von dem Papst, bei welchem seine Vertheidigung nicht gehört worden, an den höchsten und gerechtesten der Richter, an Christum selbst appellirt. — Allgemeines Hohngelächter der Stellvertreter Christi auf Erden war die Antwort darauf. 3) Er habe gewünscht, seine Seele möge an den Ort kommen, wo Wiklef weile. Huß gab zu, Wiklef's Schriften hätten ihn so angezogen, daß er sich zu ihm gewünscht. Auch hierüber lachten die heiligen Väter. 4) Huß habe Aufruhr geprediget; er habe dem Volke gerathen, Alle, die seiner Religion zuwider wären, nach Mosis Beispiele mit der Schärfe des Schwertes zu

schlagen, und keiner dürfe dabei seines Bruders, Freundes oder Nachbars schonen. Huß erklärte dies für eine boshafte Lüge. Er habe das Volk gelehret, sich mit dem Helme des Glaubens und mit dem Schwerte der Gerechtigkeit zu rüsten. 5) Er sei an der Verfolgung der Geistlichen in seinem Vaterlande und an dem Ruin der Universität zu Prag schuld gewesen. — Huß wies nach, daß an der Verfolgung der Geistlichkeit in Böhmen das Schisma schuld gewesen sei und nicht er, und was die Universität betraf, berief er sich auf das Zeugniß des anwesenden Albert Varrentrapp, der damals mit den deutschen Studenten aus Prag gezogen war. Als dieser aufstand und reden wollte, geboten ihm die Kardinäle zu schweigen.

So war es Nacht geworden und der geplagte Mann hatte alle Anklagen siegreich zurück gewiesen. Sie übergaben ihn dem Bischofe von Riga, demselben, der Hieronymus so hatte mißhandeln lassen. Ehe er abtrat, sagte der Bischof von Cambray, Kardinal d'Ailly zu ihm; „Höre, Huß, in der vorigen Versammlung hast du dich gerühmt, wenn du nicht freiwillig nach Kostnitz gekommen wärest, so hätte dich weder der Kaiser, noch der König, noch vielweniger das Concil, hierhergebracht." — „Ja," antwortete Huß, „das habe ich auch gesagt; denn in meinem Lande Böhmen sind mir viele Herrn gewogen; die hätten mich beschützt." Der Kardinal sprach zornig zum Könige: „Da sieht man, wie unverschämt der Mensch ist!" Durch die Versammlung ging ein Gemurmel. Ritter Chlum aber erhob die Stimme und rief: „Er hat recht geredet. Denn ich bin ein armer Edelmann und hätte ihn doch ein ganzes Jahr lang wider den Kaiser und König schützen wollen: und es sind viele andere und mächtigere Herren in Böhmen, die stärkere Schlösser haben, als ich!" „Das wollen wir dahin gestellt sein lassen," sprach der Kardinal, „dir aber Huß, sage ich, unterwirf dich dem Concile; das wird dein Vortheil sein." Auch der Kaiser wendete sich zu Huß und ermahnte ihn: „Zwar geben Einige vor, du hättest

erst den 15. Tag nach deiner Gefangennehmung ein freies Geleit von uns erhalten. Dem ist aber nicht so; du hast es bekommen, ehe du von Prag weggezogen bist. Wir haben dir auch ein freies Verhör versprochen, und die ehrwürdigen Kardinäle und Bischöfe haben es dir gewährt. Viele behaupten auch, man solle sich desjenigen nicht annehmen, der ein Ketzer, oder der Ketzerei verdächtig ist: dennoch geben wir dir den Rath, welchen dir der Kardinal so eben gegeben, unterwirf dich dem Concile. Dann wollen wir die Sache wegen Unserer, unseres Herrn Bruders, des Königs von Böhmen, und der königlichen Krone von Böhmen, dahin bringen, daß du eine leidliche Buße erhältst und friedlich von dannen ziehen kannst. Wo nicht, so werden die Väter mit dir zu verfahren wissen. Wahrlich, wir wollen weder dich, noch deinen Irrthum beschützen; sondern mit diesen unseren eigenen Händen ein Feuer anschüren, das dich Halsstarrigen verzehren soll. Daher nimm an, was das Concil beschließen wird." Huß war erschrocken über des Kaisers harte Rede und dankte ihm in der Verwirrung für sein freies Geleit. Chlum aber trat zu ihm und erinnerte ihn, den Vorwurf des Kaisers zurück zu weisen. Da sagte Huß: „Allergnädigster Kaiser, Gott ist mein Zeuge, daß ich niemals Irrthümer halsstarrig vertheidiget habe. Ich bin hierher gekommen, einzusehen, wo ich geirrt habe, wenn man mich überführt." An der Kette führten sie ihn nun fort. Der Herr von Chlum aber reichte ihm die Hand und rief: „Sei getrost, Meister, lasse lieber das Leben, als die Wahrheit!"

Am 8. Juni wurden die Verhandlungen fortgesetzt; der Kaiser war wieder zugegen.

An diesem Tage legte man ihm 39 Sätze vor, welche man aus seinen Büchern gezogen haben wollte. Sie betrafen weniger die Glaubenslehre, als den Papst, den Klerus und die Kirchenverbesserung: „Christus ist das Haupt der Christenheit, nicht Petrus; wenn Christi Statthalter Christo in Lehre und Leben nach-

folgt, so ist er wirklich Christi Statthalter, im entgegengesetzten Falle ist er ein Vorbote des Antichristes, ein Statthalter von Judas (die Kardinäle sahen einander an, schüttelten die Köpfe und lachten); die päpstliche Würde stammt von Kaiser Konstantin her; des Papstes Gewalt ist nichtig, wenn er nicht Christo und Petro gleichet; die weltliche Macht soll die Geistlichen anhalten, ihr Amt gewissenhaft zu verrichten; der Kirchengehorsam ist eine Erfindung der Geistlichkeit, in der Schrift steht nichts davon; wenn ein Priester sein Amt gut verwaltet, soll er sich darin durch des Papstes Bann nicht irre machen lassen; der Zwang, den die römische Kirche übt, ist ein unchristlicher; man soll eines Ketzers wegen nicht ein ganzes Land mit dem Interdikte belegen; wenn Papst, Bischof oder Prälat in Todtsünden befangen ist, so ist er weder Papst, Bischof, noch Prälat; ein gottloser Papst ist ein Dieb und Mörder, wie Judas, nicht aber ein Haupt der Kirche; gottlose Kardinäle und Bischöfe sind reißende Wölfe; die Christenheit bedarf keines geistlichen Hauptes; Christus kann seine Kirche schon durch seine rechten Jünger regieren und bedarf keiner so ungeheuren Köpfe; denn die Apostel und ihre Jünger haben die Kirche regiert, ehe ein Papst vorhanden gewesen ist, und das würde noch geschehen, wenn keiner da wäre." „Huß ist ein Prophet geworden," riefen die Kardinäle höhnisch. „Ihr beweiset ja durch euer eigenes Beispiel, daß ich Wahrheit gesprochen," sagte Huß, „ihr habt keinen Papst und dennoch behauptet ihr, daß ihr die Kirche regiert."

Huß erkannte viele dieser Sätze, als seine Meinung enthaltend an; viele wies er als Verstümmelungen nach; andere verwarf er ganz als ihm untergeschoben. Eigentliche Ketzereien im wahren Sinne des Worts befanden sich gar keine darunter, und man hätte erwarten sollen, daß sich die Franzosen seiner angenommen: denn sie hatten sich über dieselben Gegenstände häufig eben so stark ausgesprochen. Sie gehörten aber Alle zu den Nominalisten, und Huß war Realist. Also stand

doppelter Parteihaß gegen den armen Angeklagten, theologischer und philosophischer. In einem Schreiben an den König von Frankreich gestehen oder rühmen sich die Nominalisten selbst, daß Huß durch ihre Partei gefallen sei. Besonders thätig war auch in dieser Versammlung wieder der französische Kardinal d'Ailly. Er hatte während der Vorlesung der 39 Artikel und zwischen Hussens Vertheidigung hinein fortwährend erschwerende Bemerkungen gemacht. Nun nahm er wieder das Wort und sprach: „Du hast gehört, Huß, wie schwer, wie oft und wie gröblich du geirrt hast. Nun überlege, was du thun willst. Zwei Wege stehen dir offen. Entweder du unterwirfst dich dem Concile und trägst geduldig, was über dich beschlossen wird; dann soll mit Freundlichkeit und gutem Willen gegen dich verfahren werden. Oder du vertheidigst dich noch weiter, was dir nicht gewehrt wird. Aber dann bedenke wohl, du stehst hier so viele hocherleuchtete Männer vor dir, gegen deren Beweise du nichts wirst vorbringen können. Das wird dann zu deinem größten Schaden gereichen Nicht als Richter, sage ich dir das, sondern als Freund, der dich warnt. Gleiche Warnungen empfing Huß von den andern Kardinälen. „Ehrwürdige Väter," antwortete er, „ich habe schon oft erklärt, daß ich nicht hierher gekommen bin, meine Meinung eigensinnig zu vertheidigen, sondern Belehrung von euch anzunehmen. Darum bitte ich euch, mich weiter zu hören, und mir zu erlauben, meine Gedanken ausführlich darzulegen. Werde ich eines Irrthums überführt, so will ich ihn gerne bekennen und eure Belehrung annehmen." „Seht da," schrien nun Einige, wie listig er ist; er spricht nur von Belehrung. Von einem Urtheile, von einem Richterspruch will er nichts wissen!" „Nennt es, wie ihr wollt, Belehrung oder Urtheil; ich rufe Gott zum Zeugen auf, daß ich es ernstlich meine," sprach Huß. Der Kardinal d'Ailly sprach wieder: „Willst du dich also dem Concile, d. h. einem Ausspruche von 50 Doktoren der h. Schrift unterwerfen, welchen das ganze

Concil gebilligt hat? Ihr Urtheil geht dahin, daß du mit demüthigem Herzen bekennst, daß du geirrt hast; daß du schwörst, diese Irrthümer fernerhin nicht mehr zu lehren, noch zu glauben; daß du Alles widerrufst, was bisher geschehen ist." Viele riethen ihm wieder dasselbe an. Aber Huß sagte: „Ich erkläre wiederholt, daß ich mich belehren lassen will; ich bitte euch aber um Gottes Willen, mich nicht zu etwas zu zwingen, was ich nicht thun kann, meines Gewissens und der ewigen Strafen wegen, deren ich mich dadurch schuldig machte. Abschwören ist nichts anders, als einen frühern Irrthum verlassen. Ihr aber beschuldigt mich vieler Irrthümer, welche ich niemals gelehrt habe. Wie kann ich die abschwören? Diejenigen aber, welche ich gelehrt habe, kann ich doch nicht eher verlassen, als bis ihr mich belehret habt, worinnen sie bestehen." Nun stellte ihm auch der Kaiser die Sache nach seinem weiten Gewissen vor. Er sprach zu ihm: „Warum kannst du denn nicht ohne Gefahr Irrthümer abschwören, auch wenn sie dir fälschlich zugerechnet werden? Ich für meinen Theil will alle Irrthümer abschwören, und doch sollte Niemand daraus folgern dürfen, daß ich sie wirklich gelehrt hätte." Huß entgegnete ihm: „Ew. kaiserliche Majestät nehmen das Wort anders, als es gebraucht wird." Der Kardinal von Florenz bemerkte: „Es soll dir eine ganz leichte schriftliche Abschwörungsformel vorgelegt werden." Der Kaiser wieder: „Du hast gehört, daß dir zwei Wege offen stehen: entweder du stehest von deiner verdammten Lehre ab und unterwirfst dich, was zu deinem Vortheile gereichen wird; oder du fährst fort, deine Meinung zu vertheidigen, und dann weiß man, wie man mit dir zu verfahren hat." Huß: „Ich kann mich dem nicht widersetzen, was das Concil über mich beschließen wird, aber das kann ich verlangen, daß man mir meine Gewissensfreiheit läßt und mich höret." Der Kaiser: „Was ist da weiter zu hören? Durch zweier, dreier Zeugen Mund wird überall die Wahrheit kund, und gegen dich zeugen so viele hochstehende Männer! Sei klug und

schwöre ab; oder sie wissen hier, was zu thun ist." „O," rief ein Bischof aus Polen, „wohl wissen wir, wie man mit Ketzern umgeht!" „Beweist mir erst, daß ich ein Ketzer bin," sagte Huß. „Sehet den Halsstarrigen," riefen die heiligen Väter wieder durcheinander, „man soll ihn gar nicht mehr abschwören lassen; denn er würde doch nur mit dem Munde, und nicht mit dem Herzen schwören!" „Das lüget ihr," rief der gehetzte Mann. — —

Nach diesen Reden und Gegenreden trat ein Moment der Stille ein, welche die Verräther, der Judas Ischariot Palecz, und der, der seinen König um Geld betrogen hatte, Michael de Causis, welche Beide bei dem Concile aber nichts desto weniger in gutem Ansehen standen, zuerst wieder brachen. Sie fanden es doch für nothwendig, ihr Betragen gegen den Landsmann zu entschuldigen: denn auch sie wußten wohl, daß es Fälle gibt, „wo man den Mord liebt und den Mörder haßt." Sie behaupteten, nicht Feindschaft sei der Beweggrund ihres Handelns gewesen, sondern der Eid allein, den sie als Geistliche geschworen hätten. Huß sprach zu ihnen: „das wird Gott wissen." Der Kardinal d'Ailly aber gab ihnen im Namen der ganzen Versammlung das Zeugniß, daß sie mit Gottesfurcht und Gelindigkeit verfahren wären, worüber sie sich Alle nicht genugsam hätten verwundern können; sie hätte alle ausgezogene Artikel gemildert; in Hussens Bücher seien sie in viel härterer Form vorhanden. — Huß wurde fortgeführt, und der Kaiser, welcher gar kein Urtheil in dieser rein geistlichen Sache zu fällen hatte, sondern nur das gefällte zu vollziehen; der Kaiser, welcher den schnödesten Wortbruch an ihm schon begangen hatte, durch den seine und des ganzen Reiches Ehre in den Augen aller Länder befleckt war, wie die böhmischen Edeln ihm schon oft vorgerückt hatten; der Kaiser warf den ersten Stein auf ihn! Hallte das Wort nicht mehr in seinen Ohren, welches der kühne Mann heute erst im Laufe seiner Vertheidigung in den Sturm der Leidenschaft und Verläumdung,

die von allen Seiten auf ihn eindrangen, hineingerufen hatte: „Auch der Kaiser ist vor Gottes Angesicht kein Kaiser mehr, wenn er sich in Sünden wälzet!“ Oder hatte jenes Wort vielleicht zu tief eingeschnitten in seine Seele? „Wir sind allzumal Sünder,“ hatte das weltliche Haupt der Christenheit in scheinbarer Demuth darauf geantwortet. Aber der französische Kardinal hatte ihn aufmerksam gemacht, wie Huß seine gefesselten Hände nun auch an den Gesalbten des Herrn zu legen wage! — Der Kaiser erhob sich und sprach zu der Versammlung: „Ihr Väter des Conciliums, ihr habt nun Alle gehört, was für Irrthümer dieser Mann gelehrt hat; nach meinem Urtheile ist ein jeder Einzelne schon des Todes würdig. Schwört er sie nicht ab, so laßt ihn verbrennen; schwöret er sie ab, so lasset ihn doch nie mehr eine Kanzel betreten, vor allem aber nicht mehr nach Böhmen zurückkehren, denn dort wird er seine Irrthümer nicht aufgeben, im Gegentheile mit Hülfe seiner Anhänger neue hinzufügen. Die widerleg-ten (?) Artikel muß man in Böhmen herumschicken und den Befehl geben, sie auszurotten. Alle seine Anhänger, Hieronymus besonders, müssen ernsthaft gestraft werden.“ — „Wenn der Meister brennt, wird es dem Schüler schon warm werden,“ riefen die Kardinäle. — Das war der Schluß der Sitzung.

Vier Wochen lang blieb der Märtyrer nach diesem Urtheile noch im Gefängnisse, jeden Tag die Stunde erwartend, die seinem gequälten Leben ein Ende machen sollte. Aber unerschütterlich fest stand sein Entschluß, nicht die Ehre auf dem Kampfplatze zu lassen, sondern das Leben. Stärke und Trost quollen ihm unversiegbar aus seiner großen Seele und aus dem Gedanken an die ferne Heimath und an die Lieben, die er dort zurückgelassen hatte, für deren Seelenheil er besorgt war, als wenn er noch unter ihnen weilte. In den Briefen, die er aus seiner harten Gefangenschaft, aus Ketten und Banden, an sie gerichtet hat, athmet, was sein ganzes Leben bewegte: Liebe zu Gott, zu der Wahrheit und zu

den Menschen. Aber auch seine Klagen über die ungerechte Behandlung hat er in ihnen niedergelegt und seinen Abscheu gegen die Menschen, die es wagten, sich als Richter zwischen ihn und das Evangelium zu stellen. Diese Briefe sind für die Charakteristik des Mannes wichtig, und wir müssen Stellen aus ihnen anführen.

„Dieses Concilium von Kostnitz, welches voller Hoffahrt, Geiz und aller Gräuel ist, hat meine böhmisch geschriebenen Bücher als ketzerisch verdammt, die es doch weder gesehen, noch gelesen hat. Und wenn man sie auch vorgelesen hätte, so hätte sie ja doch keiner verstanden: denn es sind ja lauter Leute, die ganz andere Sprachen reden; die böhmischen Geistlichen ausgenommen, die dabei sitzen, und die zuerst Gottes Wahrheit geschändet und angeklagt haben, und unser böhmisches Vaterland, das doch voll frommer Christen ist. Wenn ihr hier wäret, würdet ihr des Concils (das sich heilig nennt und dafür gehalten sein will, als könne es nicht irren,) Gräuel und schändliches Wesen mit eigenen Augen sehen können. Die hiesigen Leute selber sagen, daß in 30 Jahren nicht die Sünden alle gesühnt werden könnten, die von diesem Concile begangen werden. Darum erschrecket über das Urtheil nicht, welches diese Leute über meine Bücher gefällt haben. Sie werden zerstreut werden, wie die Motten, und ihre Lehren und ihr Urtheil werden Bestand haben, wie die Spinnengewebe. Von Wahrheit wegschrecken haben sie mich wollen, aber von Belehrung war keine Rede. Sie haben es auch nie gewagt, sich mit mir in der heiligen Schrift zu messen."

In einem anderen Schreiben heißt es: „Entsetzet euch nicht und erschrecket nicht, daß meine Feinde meine Bücher zu verbrennen beschlossen haben. Auch dem Propheten Jeremias ist das geschehen, und seine Lehren sind doch nicht unterdrückt worden; und der Beispiele gibt es noch viel mehr. Solche Erfahrungen lasset euch zur Warnung dienen, daß ihr nicht aus Menschenfurcht

meine Bücher nicht leſet, oder ſie gar den Feinden zum Verbrennen hingebet. Seyd unerſchrocken, liebe Brüder, und des Antichriſts Stuhl wird vor euch zurückweichen und euch in Ruhe laſſen; nach Böhmen hinein wird das Konſtanzer Concil nicht kommen! Wie die Störche werden ſie von dieſem Concile hierhin und dorthin von dannen ziehen und im Winter den Lohn für das erhalten, was ſie im Sommer gethan haben. Sie haben ihr Haupt ſich ſelber abgeſchlagen, den Papſt, von dem ſie behaupten, er ſei Gott auf Erden; er ſei das Herz der Kirche, er ſei der Brunnen der Tugend, die Sonne der Chriſtenheit. Ihr irdiſcher Gott iſt gebunden, und ſeine Sünden ſind offenbar worden. Verſiegt iſt dieſer Brunnen; ihre Sonne iſt erloſchen; ihr Herz iſt ihnen aus dem Leibe geriſſen und weggeworfen worden. Aber wenn diejenigen unter ihnen den Papſt Johann hätten verurtheilen ſollen, die ohne Sünde wären, er wäre ſicherlich Papſt geblieben."

Ein dritter Brief enhält eigentlich das Teſtament Huſſens an ſeine Landsleute, denn er iſt am Vorabende eines Tages geſchrieben, an welchem er die Vollziehung ſeines Urtheils erwartete. Er beginnt: „Ihr Gewaltigen, ihr Reichen und ihr Armen, ich bitte, ich ermahne euch, daß ihr Gott gehorchet, ſein Wort achtet und darnach lebet. Ich bitte euch, daß ihr in der Wahrheit Gottes bleibet, die ich euch aus ſeiner heiligen Schrift und den heiligen Lehrern geprediget habe. Ich bitte euch, hat jemand unter euch in der öffentlichen Predigt oder ſonſt wo von mir etwas gehört, oder in meinen Büchern geleſen, das der Wahrheit Gottes entgegen iſt, ſo ſoll er es nicht annehmen, wiewohl mir nicht bewußt iſt, daß ich ſo etwas geſchrieben oder geredet habe. Ich bitte euch, wenn jemand an meinen Worten oder Wandel eine Leichtfertigkeit bemerkt hat, daß er mir ſolches nicht nachthue, ſondern Gott für mich bitte, daß er ſie mir vergeben möge. Ich bitte euch, daß ihr die Prieſter, die ihre Pflichten erfüllen, lieb und werth haltet vor Allem; hütet euch vor dem Böſen, beſon-

ders aber vor den gottlosen Pfaffen, von denen der Herr gesagt hat, daß sie in Schafskleidern einhergehen, innerlich aber reißende Wölfe sind. Ihr Herren, euch bitte ich, verfahret gut mit euren Unterthanen und haltet gutes Regiment. Ihr Bürger, euch bitte ich, lebe ein Jeder so in seinem Stande, daß er ein gutes Gewissen dabei behält. Ihr Handwerker, ich bitte euch, arbeitet treulich und gewinnt eure Nahrung in Gottesfurcht. Ihr Knechte, euch bitte ich, dienet treulich euren Herrn. Zuletzt bitte ich euch Alle insgesammt, daß ihr den Böhmen, Mähren und Polen danket, die treulich bei mir ausgehalten, und anerkennt, was sie gethan haben; denn sie haben die Wahrheit männlich vertheidiget und Alles aufgeboten, mich zu befreien. Betet für euren König und für die Königin. Betet für die Böhmen, die mich verrathen haben. Ihr Prager, behaltet meine Kirche Bethlehem lieb und sorget dafür, daß Gottes Wort auch fernerhin rein in ihr gepredigt werde. Denn der Teufel ist dieser Kirche absonderlich gram, und hat die Pfarrherrn und Dompfaffen gegen sie aufgeregt. Ich bitte euch, ich bitte euch, habet euch lieb untereinander, und wehret Niemanden die Wahrheit; habet Acht darauf, daß die Frommen nicht unterdrückt werden."

In einem andern Schreiben erzählt er, daß Palecz bei ihm gewesen sei und ihm gerathen habe, die Schande des Abschwörens nicht zu scheuen, sondern den Nutzen zu bedenken, der ihm aus demselben erwachse. Diesem habe er geantwortet, daß derjenige, der sich vor dem Verbrennen nicht fürchte, wohl auch ein kleineres Uebel, die Schande, nicht fürchten könne. Aber von Furcht sei hier auch gar keine Rede: man könne von keinem Menschen etwas Unmögliches verlangen. „Was wollet ihr thun," redete er ihn an, „wenn ihr etwas abschwören sollt, was ihr gar nicht gelehrt habet?" „Es ist schwer," sagte Palecz und weinte. In demselben Briefe schreibt er weiter. „Tröstlich ist der Spruch: Selig seyd ihr, wenn euch die Menschen hassen und ver-

folgen um meines Namens willen; freuet euch alsdann und seyd guter Dinge, denn euer Lohn ist groß im Himmel. Ein guter, köstlicher Trost: aber schwer, ihn ganz zu verstehen und darnach zu handeln, und uns in Trübsal zu freuen. Es ist leicht gesagt, aber schwer gethan. Hat nicht Christus selbst in ähnlichem Falle gesagt: meine Seele ist betrübet, bis in den Tod; hat er nicht gezittert und gezaget und im blutigen Schweiße mit dem Tode gerungen? Sind nicht Engel vom Himmel niedergestiegen, ihn zu trösten? Aber in der höchsten Noth hat er zu seinen Jüngern gesprochen: euer Herz zittere und zage nicht vor dem Wüthen eurer Feinde; denn ich bin bei euch immerdar, damit ihr der Feinde Bosheit überwinden könnt. Und im Hinblick auf ihn haben die Apostel große Leiden überwunden. Durch Feuer und Wasser sind sie gegangen und haben ihre Seelen gerettet und die Krone der Ehren von Gott dem Herrn empfangen dafür. Diese Krone wird auch mir zu Theil werden. Jesus Christus hat uns sein Beispiel zur Nachfolge hinterlassen. Und hat der Meister leiden müssen, so müssen auch wir, die Glieder mit dem Haupte leiden, und er hat gesagt: wer mein Jünger sein will, der verläugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach. Ja Herr, nimm uns Schwache zu dir; gib uns einen starken Geist, wenn auch das Fleisch schwach ist. Gib uns einen willigen Geist, ein getrostes Herz, einen rechten Glauben, starke Hoffnung, starke Liebe, daß wir unser Leben für dich mit Freuden opfern. Amen, Amen!"

Jene Krone ist ihm geworden; er hat sie mit starker Hand davon getragen und sich als gleich nachahmungswürdiges Beispiel neben das des Meisters gestellt.

Von den Wenigen, die ihm wohl wollten, wurden noch einige Versuche gemacht, ihn zu retten, d. h. ihn zu irgend einem Widerrufe zu bewegen: aber sie mußten bei der geschilderten Sachlage fehlschlagen. Der Kardinalbischof von Ostia war einer der wenigen Prälaten, welche günstig gegen ihn gesinnt waren. Er be-

suchte ihn gleich am Tage nach dem letzten Verhör und legte ihm eine Widerrufsformel vor, welche gemäßigt abgefaßt war. Aber sie enthielt einen Widerruf und eine „allerdemüthigste Unterwerfungserklärung unter die Aussprüche des Concils gegen seine bessere Ueberzeugung, und Huß — wies sie zurück. „Ich kann mich auf die verlangte Weise dem Concile nicht unterwerfen," sagte Huß, „denn ich müßte die lautere Wahrheit als ärgerlich verdammen und meineidig werden, wenn ich beschwören sollte, ich hätte irrig gelehrt. Welches Aergerniß würde ich dadurch den Rechtgläubigen geben? In dem alten Testamente, in den Büchern der Maccabäer finden wir, daß sich Eleazar nicht einmal hat stellen wollen, als äße er Schweinefleisch, obgleich man ihm erlaubt hatte, ein anderes Fleisch zu essen, allein damit seine Nächsten nicht geärgert würden dadurch; und ich, ein Priester des neuen Testamentes sollte aus Furcht vor zeitlichen Martern mich so sehr wider Gott versündigen, die Wahrheit verläugnen und einen Meineid schwören, und meinen Nächsten ein solches Aergerniß geben? Ich will lieber sterben, als mich einer kurzen zeitlichen Strafe entziehen, dafür aber in die Hand des Herrn fallen und durch diese in ewige Schmach. Ich habe an Jesum Christum, den gerechtesten Richter appellirt und ihm meine Sache befohlen. Er wird mich nicht nach falschen Zeugen und, dem Irrthume unterworfenen Concilien richten, sondern nach der That und nach der Wahrheit." Auch der Kaiser schickte noch einmal eine besondere Deputation, aus etlichen Bischöfen und den beiden böhmischen Herrn, von Chlum und Duben bestehend, zu Huß in's Gefängniß, in das Kloster der Barfüßer. Chlum redete ihn an: „Lieber Herr Magister, wir, als ungelehrte Laien, können euch hierin keinen Rath geben. Ihr müßt selbst wissen, was ihr zu thun habt, und ob ihr der Irrthümer schuldig seyd, deren euch das Concil anklagt. Seyd ihr schuldig, so scheut euch nicht nachzugeben und eure Irrthümer zu verlassen. Ist aber euer Gewissen rein, so nehmet euch

wohl in Acht, daß ihr nicht vor Gottes Angesicht zum Lügner werdet, oder daß ihr das Leben lieber habt, als die Wahrheit." Thränen stürzten dem so Angeredeten aus den Augen und er erwiederte: „Gott ist mein Zeuge, daß ich gerne nachgeben würde, wenn ich wüßte, daß ich etwas gegen das Wort Gottes und die wahre Kirche gelehrt oder geschrieben hätte; auch würde ich dann gerne widerrufen, was ich gethan habe. Bis auf diese Stunde habe ich ein Verlangen darnach, gründlicher in der heiligen Schrift unterwiesen zu werden. Ja, haben sie eine bessere Lehre, als diejenige, welche ich verkündiget habe, und können sie dieselbe als eine solche erweisen; so will ich gerne von der meinigen abstehen und die ihrige annehmen." — „Was, willst du gelehrter sein, als das ganze Concilium?" rief Einer. „O, nein," antwortete Huß, „gebet mir Einen, auch den geringsten von dem Concile, der mich aus dem Worte Gottes eines Besseren belehret; so will ich ja diesem Einzigen gerne Beifall geben, geschweige denn, dem ganzen Concile." „Ein verstockter Ketzer," riefen die Bischöfe, und Huß wurde in sein Gefängniß zurückgeführt.

Während Hussens Sache noch schwebte, kam eine neue Klage des Erzbischofs Konrad von Prag nach Konstanz. Magister Jakob von Mieß, von den Katholischen spottweise gewöhnlich Jakobellus genannt, hatte bald nach Hussens Abreise an der Kirche Bethlehem, wo er jetzt als Prediger angestellt war, das Abendmahl in beiderlei Gestalt ausgetheilt, und andere Geistliche folgten seinem Beispiele. Die Kirchenversammlung erklärte auch dies für Ketzerei und gebot (15. Juni), den Laien das Abendmahl nur in einer Gestalt zu reichen, wie auch die Verfolgung der Darwiderhandelnden. Obgleich Huß nun an dieser Sache unmittelbar gar keinen Antheil hatte, so wurde die Seinige dadurch nicht gebessert; sie hat wohl mit dazu beigetragen, den Kaiser, der immer noch schwankte, endlich dahin zu bringen, den Tag der letzten Verhandlung und Hinrichtung zu bestimmen.

Dieser Tag war der 6. Juli 1415, Hussens Geburtstag. — Zwei Stunden vor Tag schon kam der Bischof von Riga mit einer Schaar, welche mit Spießen, Schwertern und Stangen gerüstet war, in das Kloster der Barfüßer, ließ Huß aus dem Gefängniß holen und führte ihn in die Domkirche. Hier hatte sich versammelt, was von Geistlichen hoch und niedrig in Konstanz war, und viel Volk, welches die Handlung mit ansehen wollte. Vor der Kirche mußte Huß auf dem Kirchhofe stehen bleiben, damit er als Ketzer den Gottesdienst während der Messe nicht entheilige. Nach der Messe führte man ihn in die Versammlung. In der Kirche hatte man rings an den Wänden herum Gerüste für die neugierige Menge aufschlagen lassen. Der Kaiser selbst, eine goldene Krone auf dem Haupte, saß auf seinem kaiserlichen Thron. Neben ihm hielt der Herzog von Baiern den Reichsapfel mit dem Kreuze, auf der andern Seite der Burggraf von Nürnberg das blanke Schwert. Mitten in der Kirche stand ein hoher Tisch, auf dem ein Meßgewand lag, mit welchem sie Huß entweihen wollten. Vor diesen Tisch wurde Huß gestellt. Er kniete nieder und betete. Nun hielt ein Bischof eine lange Predigt über die Worte aus dem 6. Kapitel des Römerbriefes: „Was wollen wir hierzu sagen? Sollen wir denn in der Sünde beharren?" Er schilderte weitläufig das Unheil der Ketzerei, wie sie die christliche Kirche zerstöre; die Leute Christo entführe und sie gleichsam dem Teufel in den Rachen stecke. Die weltliche Obrigkeit sei verpflichtet, sie auszurotten: denn die Ketzer wären ärger, als die ärgsten Tyrannen. „Derohalb," wandte er sich an den Kaiser, „ist es billig, daß Ew. kaiserliche Majestät diesen verstockten Ketzer hinrichten, weil er in unsern Händen ist. Sie werden dadurch, so lange die Welt steht, einen unsterblichen Namen erlangen, wenn dieselben eine so herrliche und Gott wohlgefällige That vollbringen." Der Sprecher des Concils ermahnte nun die ganze Versammlung, nicht eher zu rasten und zu ruhen, bis sie den verstockten Ketzer ver-

brannt hätte. Ein anderer Bischof verlas sodann die Akten der früheren Verhöre. Als sich Huß vertheidigen wollte; rief ihm der Kardinal d'Ailly zu: „Halte das Maul, bis alles verlesen ist; dann antworte." „Also auch hier wollt ihr mir das Reden verbieten," rief Huß, „wie kann ich hernach auf alles zugleich antworten?" Als er wiederum sprechen wollte; gebot der Bischof von Florenz den Schergen, ihn mit Gewalt daran zu hindern. Huß hob die Hände gen Himmel und rief mit lauter Stimme: „Um Gotteswillen, höret mich nur wegen derer, die umherstehen, daß ich den Argwohn aus ihren Herzen nehmen kann. Dann thut mit mir, was euch beliebt!" Als man ihm das Reden aber dennoch unmöglich machte; fiel er auf die Knie nieder, hob Augen und Hände gen Himmel und empfahl seine Sache Gott. Dies that er während des Vorlesens öfters. Ueber den gleichfalls vorgetragenen Zeugenbeweis wider ihn, sagt ein Geschichtschreiber: „Hier gingen sie mit ihm um, daß es Gott hätte erbarmen mögen: denn Niemand erfuhr und konnte wissen, wer es gezeuget, denn es hieß immer, das haben zwei Canonici in Prag gehöret; das haben zwei Pfarrherrn, das hat ein Kaplan, ein Doktor u. s. w. angehört." Sie warfen ihm auch vor, er habe vier Personen in der Gottheit gelehrt und beriefen sich auf einen Doktor als Zeugen. Huß verlangte dessen Namen; der Bischof aber nannte ihn nicht und bemerkte, das sei nicht nöthig. Als man an die Stelle kam: „Huß hat in Gegenwart unserer Aller an den Richterstuhl Gottes appellirt, und das ist ketzerisch;" rief Huß laut: „Siehe, Herr Christus, dieses Concilium hält das für ketzerisch. Hast du nicht selbst, als du von deinen Feinden überwältiget wurdest, deine Sache deinem himmlischen Vater befohlen und uns dadurch ein Beispiel gegeben, daß wir in unserer Noth zu dir fliehen und bei dir Hülfe suchen sollen?" Der letzte Punkt war, daß er des Papstes Bann verachtet habe. Da rief Huß wieder: „Worin habe ich den Bann des Papstes verachtet? Oeffentlich habe ich an den Papst appellirt; habe

dreimal Abgeordnete an ihn geschickt, die mich bei ihm vertreten sollten, da ich selbst gewichtiger Ursachen wegen nicht kommen konnte. Es ist allgemein bekannt, wie man mit ihnen umgegangen ist. In's Gefängniß hat man sie ungehört geworfen und sonst geplagt. Da habe ich mich endlich entschlossen, bei Zeiten auf dieses Concilium zu kommen. Freiwillig bin ich gekommen und habe ein freies, sicheres Geleite von dem römischen Kaiser erhalten, der hier zugegen ist; und bin der zuversichtlichen Hoffnung gewesen, es würde mir keine Gewalt geschehen, und ich würde ungehindert meine Unschuld vertheidigen können." Und Huß sah bei diesen Worten dem Kaiser fest in's Gesicht, und der Kaiser unter Zepter und Krone, auf dem Throne zwischen dem Reichsapfel mit dem Kreuze und dem blanken Schwerte, der Kaiser schlug den Blick zu Boden vor dem gefesselten Manne und sein Gesicht wurde blutroth vor Scham.

Aber die Kirche hatte solche Scham längst verlernt, und der päpstliche Richter erhob sich, ein alter Mann mit einer großen Glatze, und las das Urtheil vor. Auch hier versuchte Huß noch mehrere Mal zu sprechen, wurde aber mit Gewalt daran verhindert. Er kniete wieder nieder und betete: „Herr Gott, ich bitte dich, verzeihe meinen Feinden; du weißt, daß sie mich fälschlich angeklagt, falsches Zeugniß gegen mich angenommen, und mich ungerecht verurtheilt haben: ich bitte dich um deiner unaussprechlichen Barmherzigkeit willen, rechne es ihnen nicht an!" Die christliche Geistlichkeit aber, sonderlich die Bischöfe sahen ihn dabei höhnisch an.

Nun traten sieben Bischöfe heran, die ihn entweihen sollten. Er mußte den Predigerornat anlegen, als wenn er Messe lesen wollte. Als er das weiße Chorhemd anzog, äußerte er: „Auch Christus ist in einem weißen Kleide verspottet worden." Zum letzten Male ermahnten ihn die Bischöfe: „Noch wäre es Zeit; noch könne er seinen Irrthum erkennen, verwerfen und abschwören." Er aber wandte sich mit thränendem Auge an das Volk: „Sehet, die Bischöfe ermahnen mich, ich solle vor Got-

tes Angesicht zum Lügner werden. Ich bin mir keines Irrthums bewußt und kann daher keinen abschwören, ohne den wahrhaft Frommen, meinen ehemaligen Zuhörern allen ein Aergerniß zu geben, und andere treue Diener des göttlichen Wortes von dem Wege der Wahrheit abzuführen." Die Bischöfe aber riefen und alle Geistliche mit ihnen: „Sehet so halsstarrig ist er in seiner Bosheit; so verstockt in seiner Ketzerei! Steige herab; steige herab!" Er stieg herab, und die Entweihung nahm ihren Anfang. Zuerst nahmen sie ihm den Kelch und sprachen: „O, du verfluchter Judas, der du verlassen hast den Rath des Friedens und mit den Juden Rath gehalten, siehe, wir nehmen dir diesen Kelch, darinnen das Blut Jesu Christi geopfert wird zur Vergebung der Sünden." Huß aber sprach: „Ich habe die Hoffnung zu Gott, er werde den Kelch des Heils nicht von mir nehmen, ich bin versichert und harre darauf, daß ich ihn heute noch in seinem Reiche trinken werde." Auf dieselbe Weise nahmen sie ihm die anderen Geräthe alle und sprachen jedesmal jene Worte des Fluches dazu. Huß blieb geduldig und sagte: „Ich leide alles gerne um der Wahrheit und des Namens Jesu Christi willen." Zuletzt entstand unter den Bischöfen ein Streit, der in lauten Zank ausartete, wie sie ihm die priesterliche Tonsur auf dem Haupte schänden sollten, ob mit einem Rasirmesser oder mit einer Scheere. „Die Bischöfe können nicht einig darüber werden, wie sie mich genugsam verspotten wollen," sprach Huß, zum Kaiser gewendet. Endlich verglichen sie sich, machten mit der Scheere ein Kreuz in die Tonsur und sprachen dazu: „Das heilige Concilium zu Konstanz wirft Johann Huß, aus dem heiligen und herrlichen Stande der Priester; es zeiget damit an, daß er sich von der christlichen Kirche gesondert hat; er ist von da an der weltlichen Gewalt in die Hände gegeben." Sie setzten ihm eine papierne Mütze auf, die mit drei großen Teufeln bemalt war und die Aufschrift „Erzketzer" trug, und sprachen dazu: „Wir befehlen deine

Seele den Teufeln." „Und ich befehle ſie meinem Herrn, Jeſu Chriſto," ſprach Huß.

Der Kaiſer befahl nun dem Herzog Ludwig von Baiern, Huß dem Scharfrichter zu übergeben und ihn zur Hinrichtung zu begleiten. Dieſer bereitete ſich hierzu, indem er ſeinen fürſtlichen Ornat ablegte. Der Graf Kaspar von Schlick aber, des Kaiſers Kanzler, ein gelehrter, kluger und verſtändiger Mann, der bei drei Königen in Ehre und Anſehen geſtanden hatte, verließ im Unmuthe die Kirche, und betheuerte öffentlich, daß er bei einem ſolchen Urtheile mit gutem Gewiſſen nicht weiter zugegen bleiben könne.

Mit der Papierkrone auf dem Haupte wurde Huß durch die Straßen der Stadt zum Scheiterhaufen geführt, der auf einer Rheininſel errichtet war, welche von bewaffneten Bürgern und Söldnern gut bewacht wurde. Er ſchritt fröhlichen Muthes und freudigen Geiſtes den letzten harten Gang. Auf dem Kirchhofe ſah er, wie ſie ſeine Bücher verbrannten. Er ſtand ſtille dabei und lächelte. Das Volk verſicherte er wiederholt, daß er unſchuldig ſterbe. Auf der Marterſtätte angekommen, fiel er auf ſeine Knie nieder und betete laut den 30. und 50 Pſalm. Beſonders wiederholte er oft die Worte: „Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geiſt; du haſt ihn erlöſet, du getreuer Gott." Einen tiefen Eindruck machte dies auf das umſtehende Volk. „Wir wiſſen nicht", ſprachen Viele unter einander, „was dieſer Mann früher gelehrt oder geprediget hat; aber jetzt hören wir lauter heilige Worte von ihm." Andere riefen: „Man muß ihm wenigſtens einen Beichtvater geben." Aber ein dicker, fetter Pfaffe, der Kaplan zu St. Stephan, der einen grünen, rothgefütterten Rock trug und zum Zeitvertreib unter der Menge herum ritt, ſprach: „Auf Ketzer muß man nicht hören, liebe Leute; die Kirche kann ihnen auch keinen Beichtvater geben; ſie kann ſie doch nicht abſolviren." Während des Betens war ihm die papierne Krone vom Kopfe gefallen. Sie ſetzten ihm dieſelbe wieder auf mit den Worten:

„Die Teufel sollen mit ihrem Diener verbrennen." Darauf führten ihn die Henker im Kreise herum, damit er die Umstehenden segne. Er that es und betete nochmals für seine Feinde. Zuletzt verlangte er noch einmal mit seinen Wächtern zu sprechen. Er dankte ihnen für die Wohlthaten, welche sie ihm in seiner langwierigen Gefangenschaft erzeigt; sie seien nicht seine Hüter, sondern seine Brüder gewesen. Nun schritt er ohne ein Zeichen von Furcht an den, in die Erde geschlagenen Pfahl; er wurde mit dem Rücken daran gelehnt und mit sechs Stricken festgebunden. Sein Blick war zufällig gegen Morgen gerichtet. Doch die christliche Liebe der „heiligen Väter" zu Kostnitz konnte nicht dulden, daß die Sonne des sterbenden Ketzers Angesicht beschien. Er mußte daher wieder losgebunden und nach Mitternacht gekehrt werden. Um den Hals legten sie ihm eine alte verrostete Kette, gleichsam als ob er keiner neuen werth gewesen wäre. Unter seine Füße, an welchen noch die Stiefel und Fußeisen waren, legten sie zwei Bündel Reißholz, und um ihn herum schichteten sie Holz, Reißig und Stroh. Ehe es angezündet wurde, ritt Herzog Ludwig und ein Marschall an den Holzstoß und fragten ihn noch einmal, ob er seine Irrthümer erkennen und abschwören wolle. Aber mit heller Stimme rief ihnen Huß zu: „Was sie mir durch falsche Zeugen aufgebürdet, habe ich nicht gelehrt: die Wahrheiten aber, welche ich verkündiget habe, stimmen mit Gottes Wort überein; die will ich behalten und mit meinem Tode besiegeln." Die Fürsten ritten erstaunt davon und schlugen die Hände über dem Kopf zusammen. Der Holzstoß wurde angezündet und brannte rasch in die Höhe. Als der Rauch aufstieg, sang Huß mit vernehmlicher Stimme: „Christus, du Sohn Gottes, erbarme dich meiner." Bald schlug ihm die Flamme unter das Gesicht und erstickte seine Stimme. Er bewegte betend den Mund noch einige Minuten lang und verschied. Aufgestiegen war seine Seele in die Hände dessen, dem er sie in Drangsalen und Noth so oft empfohlen hatte.

Aber die Rache der alleinseligmachenden Kirche war noch nicht befriediget. Sie wüthete gegen die Ueberreste des Geschlachteten fort, so lange ihr noch ein Stäubchen erreichbar war, und auf eine Weise, welche sich die Feder zu beschreiben sträubet. Als das Holz verbrannt war und die Flamme in sich zusammen sank, erblickte man die obere Hälfte des Leichnams, dessen untere verbrannt war, an der eisernen Halskette noch am Pfahle hängen. Die Henker stießen denselben mit Stangen um, zerschlugen die Gebeine, damit sie desto rascher verbrennen sollten, und legten noch mehr Holz an. Besonders zertrümmerten sie den Kopf; das Herz aber, das sie unter den Eingeweiden herausgefunden hatten, das Herz steckten sie an eine spitzige Stange und ließen es braten!!! Herzog Ludwig erfuhr, daß die Henkersknechte Hussens Mantel, Gürtel und einige andere Kleidungsstücke auf die Seite gebracht hatten. Er befahl ihnen, das alles zu verbrennen, damit sie den Böhmen nicht zu theuren Heiligthümern werden möchten. Sie weigerten sich lange, bis er ihnen eine gewisse Summe Geldes dafür versprach. Nachdem alles verbrannt war, luden sie die Asche und die Erde unter ihr, die sie etliche Schuh tief ausgruben, auf Karren und warfen sie in den Rhein.

Der Held unserer Geschichte hat als Held geendet. Das erkennen selbst die Gegner an und da sie keinen Makel auf seinen Wandel zu bringen wissen, bei dem gehaßten Feinde jedoch selten reine Beweggründe anerkennen; so sagen sie, Eigensinn und Eitelkeit seien die Triebfedern gewesen, welche ihn die Hand nach der Märtyrerkrone hätten ausstrecken lassen. Eitelkeit hat wohl manchen Kriegeshelden getrieben, die Brust dem Schlachtendonner entgegenzutragen, und sich einen blutbefleckten Lorbeerkranz um die Stirne zu winden, wenn die Hand eines Völkerverderbers winkt. Daß sie aber um Schimpf und Schande ihrer Mitwelt geworben, um langwierige quälende Gefangenschaft und um einen schmachvollen gräßlichen Tod, das wäre eine ganz neue

Erscheinung in der Geschichte: sie widerspricht aller Erfahrung und aller Seelenkunde. Das Volk aber, welches sein Golgatha umstand, schüttelte schweigend den Kopf, und blieb auf seiner Meinung, Papst Johann hätte wegen seiner schändlichen Thaten wohl eher verdient, verbrannt zu werden, als Huß. — Volksstimme, Gottesstimme! — Huß hat sich von dem Glauben seiner Kirche nicht entfernt; er war in seinen Gesinnungen, Sitten und Handlungen ein wahrhaft edler und reiner Mensch: — Papst Johann ein Ausbund aller Laster und Schändlichkeiten; Raub, Mord, Blutschande und noch gräßlichere Verbrechen lasteten schwer auf ihm; er war ein Lästerer und Gotteslängner. Jenen lohnte die Kirche mit dem Scheiterhaufen; diesen bekleidete sie wieder mit dem Purpur. Das wahre Wesen der Kirche ist an diesem Beispiele klarer zu erkennen, als irgend anderswo. Dieses Wesen ist Herrschsucht und Gewalt. Wer das antastet, ist ihrer Rache verfallen. Johann XXIII. hat sich ihrem Urtheile ohne Vertheidigung unterworfen; er war deßwegen in aller seiner Häßlichkeit ein gehorsamer Sohn der heiligen Mutter und seine Sünden, wären sie auch noch zahlreicher gewesen, hierdurch hinreichend gesühnt. Huß dagegen wollte überwiesen, belehrt sein, nicht schlechthin gehorchen; er erkühnte sich zu zweifeln, ob das auch wirklich Irrthümer wären, was die Kirche dafür erklärte; er appellirte von ihrem Ausspruche an einen höheren Richter, an die Vernunft, an Christus, an Gott. Das war verstockte Ketzerei; teuflischer Irrthum. Er war ein Verräther, ein Judas am Standesinteresse; er mußte sterben: denn der ganze Bau schwebte in Gefahr, wenn solche Ketzereien überhand nahmen. Das hatte der Klerus in Böhmen schon zur Genüge empfunden. Sein Ansehen war durch Hussens und seiner Vorgänger schonungslose, aber verdiente Angriffe unter Null herabgesunken. Kam Huß, mit den in Kostnitz gesammelten Erfahrungen bereichert, nach Hause zurück, so durfte jener nie mehr daran denken, es zu heben; so war es für immer vernichtet. Daher war

die böhmische und mährische Geistlichkeit aller Grade, Bischöfe, Aebte, Canoniker, Pfarrer und Mönche unabläßig thätig, durch alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel, sogar durch Geldsendungen nach Konstanz seinen Untergang zu bewirken. Daß er noch glaubte, was die Kirche auch glaubte, war bei seinen Bestrebungen und Gesinnungen eine Nebensache: denn der Glaube war der alten Kirche nur ein Mittel zum Zweck. Es konnte sich jemand daher, so weit er wollte, davon entfernen: wenn er nur auf Befehl der Kirche wieder zu ihm zurückkehrte; wenn er gehorchte, so hatte das gar nichts zu sagen. Johann XXIII. lieferte für diese Behauptung den besten Beweis

Huß war in jeder Beziehung der entschiedenste Vorläufer der Reformation des 16. Jahrhunderts: er hat ihr die Bluttaufe verliehen. Auch diese Reformation suchte zunächst nur eine Befreiung von dem tyrannischen äußeren Kirchenzwang; das Lehrgebäude ließ auch sie beinahe ganz unangetastet. Hussens Grundsätze waren bis in's Einzelne hin die der späteren Reformatoren: aber eben so wenig, als diese, hat er deren Folgerungen alle überschaut, noch viel weniger sie entwickeln können. Er hatte einen Schatz gehoben, dessen ganzer Reichthum ihm eine unbekannte Größe blieb. Er verwarf die päpstlichen, überhaupt alle menschliche Vorschriften in Glaubenssachen; die Schrift sollte die alleinige Führerin sein: aber bei ihrer Prüfung und Auslegung ließ er der Vernunft ihre Rechte. Alle Mißbräuche der Kirche stellte er in das hellste Licht. Keine Sündenvergebung durch Priesterschaft, Papst und Ablaß mehr; keine Ketzermacherei, keinen Verfolgungsgeist, keinen Gewissenszwang! Er war ein wahrer Priester des Herrn, ein Verkündiger seiner Liebe. Er lebte, er starb als Solcher; seine letzten Gebete baten für seine Mörder. Eine spätere Volkssage hat diese seine Stellung zur Reformation durch die Erzählung anerkannt, er habe auf dem Scheiterhaufen gesprochen: „Heute bratet ihr eine Gans (mit Anspielung

auf seinen Namen; Hussо böhmisch die (Ganz); aber nach hundert Jahren wird ein weißer Schwan kommen, den ihr nicht werdet verbrennen können." Wohl ist der Schwan erschienen, und verbrannt haben sie ihn nicht: aber gerupft und ihm die Flügel beschnitten haben sie doch, so viel es anging. Der Phönix, welcher sich aus der Asche des Scheiterhaufens emporschwingen muß, wird immer noch erwartet.

Auch ein Mann der Wissenschaft ist Huß gewesen und hat ihre Freiheit, die Freiheit seiner Universität gegen die Uebergriffe der Kirche, des Prager Erzbischofs vertheidigt, der sich der Eifersucht der Nationen gegen einander zu bedienen wußte, sie zu fesseln. Davon zeuget sein Kampf gegen die Verurtheilung der Wiklef'schen Schriften. Er theilte die Wiklef'schen Ansichten gar nicht alle: aber er konnte den brutalen Eingriff in die Lehrfreiheit nicht ertragen. Daß ihn die Wissenschaft in seinem Todeskampfe verlassen hat, ist eine ewige Schande für sie. Die französischen Nominalisten und die deutschen Gelehrten hatten sich mit dem Klerus zu seinem Untergange verbunden, obgleich sie seine natürlichen Verbündeten gewesen wären, wenn sie von ihren Gelehrtenstreitigkeiten und Persönlichkeiten hätten absehen können.

Aber Huß war endlich drittens, und das ist mehr werth, als alles Andere, ein Mann des Volks. Kein Standesinteresse lag ihm näher, als das Wohl der Menschen, und zunächst das seiner Böhmen. Die wahre Religion, die Religion der That, die Sittlichkeit verkündete und forderte er von allen Ständen, und da er sie bei dem seinigen fast am wenigsten vorfand, stellte er ihn offen in seiner ganzen Blöße dar, um dessen verderblichen Einfluß auf die Allgemeinheit zu vernichten. Was er in der Wissenschaft gefunden, behielt er gleichfalls nicht, wie so viele Tausend und aber Tausend Gelehrte, selbstgenügsam für sich; sondern er trat damit wieder hinaus unter das Volk und suchte, wie die Religion, so

auch die Wissenschaft mit dem Leben zu vermitteln. Mit Liebe umfaßte er sein böhmisches Land und sein böhmisches Volk. Als die Fremden auf der Prager Hochschule seine Nation beherrschten, wußte er sie frei zu machen, selbst auf die Gefahr hin, für einen Zerstörer der Universität gehalten zu werden. Nach Kostnitz ist er auch mit deßwegen gezogen, die Ehre seines Volkes gegen den Vorwurf der Ketzerei zu vertheidigen. Seine Gegner auf dem Concile waren unedel genug, ihm auch dieses zu gedenken, und ihm den Ruin der Hochschule, Volksaufwiegelung und Verachtung aller irdischen Majestät vorzuwerfen. Mit Liebe und Begeisterung hing das böhmische Volk auch wirklich an ihm; es folgte ihm, und er hat es nie zum Aufstande angeführt, sondern im Gegentheile häufig beruhigt und von Gewaltthätigkeiten abgehalten. Edelleute und Bürgerschaft waren stolz auf ihn, und was sie, selbst die versammelten Stände gethan haben, ihn zu retten, ist uns im Verlaufe der Geschichte bekannt geworden. Selbst in Konstanz fürchtete man seinen Einfluß auf die Massen, und suchte ihm daher von Anfang an alles öffentliche Auftreten, alles Predigen, und zusammenhängende Reden bei seinen Verhören sogar, unmöglich zu machen. Einen tiefen Eindruck hat die Art seines Sterbens auf das umstehende Volk gemacht.

So stehet der Gemordete in einer dreifachen Glorie da: als ächter Gottespriester, als freier, unbefangener Wissensforscher, als begeistert anerkannter, einflußreicher Volksführer. Er hat in seiner Person auf eine merkwürdige Weise vereinigt, was bisher getrennt gekämpft hatte. Er hat das Volk, die Wissenschaft, die Geistlichkeit selbst von dem Zwange der Kirche frei zu machen gesucht, und die Waffen dieser drei Stände mit gleicher Macht und Geschicklichkeit gehandhabt. Ein Herold ist er gewesen, den in der Kirche schlafenden Geist des Christenthums zu erwecken; das Wesen der Kirche von Grund aus umzugestalten und zu

erneuern. Licht und Wärme waren verbunden in ihm, wie selten in einem Menschen, und sein Feuer hat Viele, hat sein ganzes Volk durchglüht. Das Feuer hat auch seinen irdischen Leib verzehrt, aber sich zum Strahlenkranz um sein unsterbliches Bild gestaltet mit welchem es der Nachwelt leuchtet. Diese Glorie erlischt nicht im Laufe der Jahrhunderte; sie wird glänzender, je reiner sich das religiöse Leben entfaltet; je durchsichtiger, nebelfreier das geistige Element wird, in welchem die Völker athmen. — Deutscher Wanderer, wenn du die Stätte schauest, wo der fremde Mann sein Leben ausgehaucht hat; so wirst du dich wundern vielleicht, daß sie noch durch kein Denkmal geschmückt ist, in einem Jahrhunderte, das lange so rührig gewesen ist, viel geringere Verdienste durch Monumente zu ehren. Aber das Volk hat bis jetzt immer noch nicht Zeit und Mittel gehabt, seiner Gefallenen durch solche Aeußerlichkeiten zu gedenken. Doch sie leben in seinem Gedächtnisse. Die Kunst, die sich so sehr beklagt, daß der Sinn für sie im Volk erstorben sei; die Kunst hat seit längerer Zeit nur erstorbenen Gottheiten und den Erdengöttern gedient. Sie soll aufhören zu klagen und das warme Leben erfassen, und sie wird wieder zu Ehren kommen im Volke. Das habet ihr an dem herrlichen Bilde erfahren, welches der edle Düsseldorfer Lessing geschaffen hat: Huß vor den heiligen Vätern zu Kostnitz. Vor diesem Bilde geht Niemand theilnahmlos vorüber, und der Zauber der Wahrheit und der Zauber des Gegenstandes fesselt Jeden. Die Kunst soll dem Volke dienen, und das Volk wird sie anerkennen: es wird sich aufrichten an ihr und aus ihren Werken Freude und Veredlung schöpfen.

Leer ist die Stelle bis heute geblieben, wo der Märtyrer verblutet hat; graslos sogar soll sie stehen bis auf die neueste Zeit, und frommer Wahn hat geglaubt: weil die Asche des Gebannten, des Verfluchten auf ihr geruht habe. Wenn ihr solche Ursachen für solche Erscheinun-

gen haben müßt, so will ich euch eine ganz andere angeben. Grasłos mußte die Stätte sein, weil hier einer der edelsten Menschen hat schuldlos verbluten müssen unter frecher Gewalt; weil hier das schauderhafteste Verbrechen an der Menschheit verübt worden ist, ein Mord an dem freien, heiligen Geiste der Wahrheit, der Ueberzeugungstreue. Aber wie viele Stellen in dem deutschen Vaterlande und außer ihm dürften dann kein Gras mehr tragen? O, ich wüßte auch ein Denkmal, welches diese grasłose Brandstätte zieren sollte, und welches anzeigte, daß der schwere Streit endlich ausgerungen ist, der unser Vaterland so lange zerrissen hat, und als dessen Opfer auch Huß gefallen ist, der Kampf für die gleiche Berechtigung aller Ansichten gegen Glaubensdruck und Gewissenstyrannei. Der Tempel einer freien Gemeinde, einer freien Kirche müßte auf ihr emporsteigen, und beitragen hierzu müßten Alle, welchen Glaubensmeinungen sie auch zugethan wären, die in der ächt christlichen Gesinnung, in der Liebe, übereinstimmten. Denn diese Glaubenseinigkeit ist der Phönix, der über den Gräbern so vieler Gefallenen seine farbenschimmernden Flügel endlich einmal entfalten muß, und sie haben nicht umsonst geblutet.

Nicht erfolglos selbst für seine Zeit ist Huß gestorben. Die heiligen Väter des Concils und Kaiser Sigmund glaubten die kirchlichen Wirren in Böhmen durch seinen Tod beseitigt. Sie haben gerade das Gegentheil dadurch bewirkt. Ein fürchterlicher Aufstand in Böhmen, ein zwanzigjähriger gräßlicher Krieg war die unmittelbare Folge davon. Ganz andere Scheiterhaufen, die Flammen von Dörfern und Städten sind emporgestiegen; ganze Geschlechter sind als Sühnopfer für ihn in das Grab gesunken. Wir werden die Hauptereignisse dieses Krieges, um die Darstellung eines anderen Charakters gruppirt, als zweiten Theil zu vorstehender Geschichte, nachbringen; denn sie sind lehrreich.

Die Reform hatte man zurückgedrängt; die Revolu-

Staats-
Bibliothek
Bamberg

tion trat an ihre Stelle. Die religiöse Begeisterung hatten sie an's Kreuz geschlagen; der Fanatismus und wilde Leidenschaften waren dafür losgelassen, und sie mußten sie gewähren lassen, bis sie sich erschöpft hatten und in sich selbst zusammensanken. Blut ist gesäet worden; wer will sich wundern darüber, daß Blut aufgegangen ist?

Das ist der Eumeniden Macht:
Die Liebe stirbt; die Rache wacht.

Heinrich von Gagern.

Von

Karl Buchner.

— — — — Dir ist dein Haupt umkränzt
Mit tausendjährigem Ruhm! Du hebst den Tritt der Unsterblichen,
Und gehest hoch vor vielen Landen her!
— — — Ich liebe dich, mein **Vaterland!**

* * *

Früh hab ich dir mich geweiht! Schon da mein Herz
Den ersten Schlag der Ehrbegierde schlug.
— — — — — — —

* * *

Du pflanzetest dem, der denket, und ihm, der handelt!
Weit schattet und kühl dein Hain,
Steht und spottet des Sturmes der Zeit,
Spottet der Büsch' um sich her!

* * *

Wen scharfer Blick und die tanzende glückliche Stunde führt,
Der bricht in deinem Schatten, kein Märchen sie,
Die Zauberruthe, die nach dem helleren Golde,
Dem neuen Gedanken, zuckt.

Klopstock.

Heinrich von Gagern.

(Geboren am 20. August 1799, lebt zu Monsheim in der Provinz Rheinhessen als Gutsbesitzer.)

Ein Freund nicht blos konstitutioneller Formen, sondern ebenso sehr des konstitutionellen Geistes, der wie der Geist Gottes am Schöpfungstag das Licht von der Finsterniß schied und nach allen Seiten hin Ordnung, Freiheit und eine Mannigfaltigkeit von Gestaltungen verbreitete, wie sie nur aus dem Begriffe der Freiheit zu keimen vermag; ein Mann, der bei seinen wenigen literarischen Arbeiten das süße Bewußtsein hatte, immer durch ein unmittelbares Zeitbedürfniß dazu angeregt worden zu sein; ein muthvoller kräftiger Volksabgeordneter; ein Geist, der mit großen Opfern ein freilich hohes Ziel, die Selbstständigkeit seiner praktischen Wirksamkeit, errang; ein Charakter in einer so vielfach abgeflachten charakterlosen Zeit; ein Mensch, der um seinen Zoll der irdischen Natur darzubringen, da stolz ist, wo Andere eitel sind, tritt mit dem oben hingeschriebenen Namen uns vor Augen. Die Gestalt hoch und kräftig, die Haltung fest und gerade, der Ausdruck des Gesichts Ernst und Ehrenhaftigkeit mit Gutmüthigkeit mischend, die ganze Natur eine solche, die stark genug ist, einen Stoß auszuhalten, aber ebenso auch, einen Stoß zu geben. — So die allgemeinsten Züge; einzelner Anlaß wird zum Einzelnen zurückführen.

Von Gagern's vollständige Vornamen sind: Heinrich Wilhelm August; er entkleidete sich dieser auf seinem neuesten literarischen Werke, blos den Rufnamen beibehaltend; und ebenso ließ er auf diesem den „Freiherrn" weg. Wer das Glück oder das Unglück hat, im adeligen Stande geboren zu sein, thut wohl daran, diesem Umstande nicht mehr Rücksicht zu schenken, als er der Natur der Sache nach muß.

Heinrich von Gagern wurde am 20. August 1799 geboren. Der Sohn eines Vaters, dessen Namen einen ehrenvollen Klang als Staatsmann und Schriftsteller sich erwarb, als Glied einer zahlreichen Familie, von denen mehrere Brüder die militärische Laufbahn einschlugen und theilweise bis in ihre höheren Grade verfolgten, war auch v. Gagern für die militärische Laufbahn bestimmt. Zur Zeit des untergehenden Sternes Napoleon, nämlich von 1812 bis 1814, befand er sich in der Militärschule zu München. Der Stern war wirklich untergegangen und die Zeit schien sich zu längerem Frieden niederlegen zu wollen. v. Gagern, immer gern ein Mann der That, kam zurück nach dem ersten Pariser Frieden, um den Militärstand aufzugeben und für den Civilstand sich auszubilden. Aber nicht lange hielt es der auf der Insel Elba zur Ruhe gesprochne große Weltbeweger aus. Erlittene Verletzung kam seinem Wunsche auf halbem Wege entgegen. Fortgesetzte Verbindungen in Frankreich trugen eine rasche Frucht. Bald stand er wieder an der Spitze seiner sieggewohnten Heere. Die Diplomatie, die es sich zwischen Festen und fast feindselig gewordenen Verhandlungen im Ganzen doch sehr bequem gemacht hatte, fuhr erschrocken auf; der süße Lockton der Nationalunabhängigkeit erscholl wieder und die Jugend wie das Alter, in großmüthigem Sicherheben nicht mehr daran denkend, welche dürftige Saat auf dem Acker der Freiheit unterdeß aufgekeimt war, griff nochmals in allen deutschen Landen nach den Waffen. v. Gagern's Familie wohnte damals in Weilburg im Nassauischen. Also nahm er 1815 hier Dienst und

wurde, mit Rücksicht auf seine militärische Ausbildung, Officier. Die nassauischen Truppen gehörten zu denjenigen deutschen Heeresmassen, auf welchen, in Verbindung mit den Engländern, der ganze heiße Tag der Schlacht bei Waterloo (18. Juni 1815) drückte. Auch v. Gagern, damals erst im sechszehnten Jahre stehend, ward leicht verwundet.

Nach beendigtem Feldzuge kehrte er zu seinen Studien zurück. Er studirte von 1816 an in Heidelberg, Göttingen und Jena. In Heidelberg war er Mitstifter der burschenschaftlichen Verbindung; in Göttingen gehörte er zu Denjenigen, welche fruchtlos Aehnliches versuchten; in Jena befand er sich unter den Deputirten, welche damals die sogenannte allgemeine Burschenschaft gründen wollten, die Statuten dieser Verbindung entwarfen und öffentlich diskutirten. Von Jena ging er in die Schweiz, wo er 1819 und 1820 in Genf fortstudirte. Durch seine Besitzungen in Rheinhessen stand v. Gagern's Vater zum Großherzogthum Hessen im Unterthanenverbande und so wandte sich der Sohn zum Zwecke seiner Anstellung nach diesem Staate. 1820 machte er zu Gießen sein Examen und wurde Accessist, 1821 Landgerichtsassessor in Lorsch. Als Solcher zur Aushülfe im Geheimen Sekretariat des Ministeriums des Innern und der Justiz unter v. Grolman berufen, eröffnete sich ihm ein bedeutender Wirkungskreis. Die Anfänge waren gegeben; die Richtung mußte nur befolgt werden. Aber gerade das scheint nicht so geschehen zu sein. Hatte das Großherzogthum damals seine ersten konstitutionellen Wehen bereits hinter sich, so galt es nun der einen Seite um gemäße Entwickelungen des konstitutionellen Prinzips, der andern um möglichste Einschränkungen. Es war das der Kampf, wie er war, ist und sein wird, nur zu den verschiedenen Zeiten mit verschiedenen Waffen, mit verschiedenen Ansprüchen und mit verschiedenem Glücke geführt. Auch hielten wohl persönliche Verhältnisse ihre erst zusammenführende und dann wieder trennende Hand in die Sachen.

v. Gagern ward 1824 Regierungsassessor und erst

1829, nachdem im nämlichen Jahre der Minister v. Grolman gestorben war, unter dessen Nachfolger, dem Freiherrn du Thil, Regierungsrath. In diese Zeit, zwischen 1824 und 1829, fiel dann auch v. Gagern's erstes schriftstellerisches Auftreten.

Der Landtagsabgeordnete von Kuder, zugleich Kollege von Gagern's in der Regierung, hatte nämlich auf dem Landtage von $18\frac{2}{2}\frac{6}{7}$ einen Antrag gestellt, welcher zum Zweck hatte, die Stände zwar wie bisher alle drei Jahre, aber abwechselnd als Finanz- und als Gesetzgebungslandtag, versammelt zu sehen, so daß also namentlich forthin die Bewilligung des Budgets nicht mehr für drei, sondern für sechs Jahre geschehe. Dabei wollte der Antragsteller alle Anträge, Gesetzesvorschläge u. s. w. unverzüglich auf einmal vorgelegt, sodann aber die in die Ausschüsse nicht Gewählten durch die Präsidenten auf sechs Wochen beurlaubt.

Es war gewiß etwas Seltenes, daß ein Antrag, von einem Staatsdiener wenn auch nicht mit Vorwissen der höchsten Staatsbehörde, doch gewiß mit deren nachträglicher Billigung ausgegangen, in einem andern Staatsdiener seinen Bekämpfer fand; manche mochten es sogar etwas Seltsames heißen. Aber v. Gagern nahm den seidenweichen Handschuh, der sich so gefällig um die Hand schmiegen sollte, mit Entschiedenheit auf. Er schrieb eine kleine Broschüre: „Ueber Verlängerung der Finanzperioden und Gesetzgebungslandtage," mit Nennung seines Namens. Er gliederte, nachdem er den gedachten Antrag des Herrn v. Kuder seinem ganzen Inhalte nach mitgetheilt, den Gegenstand genau durch und stellte den Behauptungen des Antragstellers Gegenbehauptungen entgegen. Sein Hauptbeweis aber richtete sich dahin, „daß die Summe ständischer Rechte wesentlich verkümmert, der Werth ständischer Verfassung herabgesetzt würde, wenn jenem Antrag, insofern er darauf abziele, daß die Dauer der Finanzperiode auf sechs Jahre bestimmt und besondere Gesetzgebungslandtage geschaffen würden, Folge gegeben werden sollte."

Es ist hier nicht der Raum, den größeren Theil jener wohl unterdessen selten gewordenen Broschüre wieder mitzutheilen. Deßhalb nur die Erwähnung zweier Gesichtspunkte, nach welchen v. Gagern die Frage näher erörterte!

„Das (Steuer-) Bewilligungsrecht," so sagte er, „ist das eigentlich demokratische Recht der zweiten Kammer, woraus die politisch höhere Bedeutung derselben in der Staatsmaschine sich entwickelt hat.

„Diese politisch höhere Bedeutung beruht nicht allein auf dem Rechte der Verwilligung selbst, wie dieses aus den richtigen Begriffen von der Sicherheit des Eigenthums fließt, sondern auch auf der Leichtigkeit, in Verbindung mit der Verwilligung, Abhilfe der Beschwerden und Erfüllung von Desiderien zu erwirken."

v. Gagern flocht dabei für die Minister Manches ein, was weniger eine Rose als ein Dorn war. z. B. „Vollkommenes Verlassen und Zutrauen in die Weisheit und Redlichkeit der Minister ist ein parlamentarisches Monstrum. Die Vortrefflichkeit der Verfassungen bewährt sich in dem Aufrechterhalten des richtigen Grades von Eifersucht und Wachsamkeit bei der Beobachtung des Betragens der Minister, in der Freiheit der Debatte und in der Begrenzung des Vertrauens, welches die Minister stets zu erwarten berechtigt sind. Das wechselseitige Bedingen ist der wesentliche Charakter ständischer Verhandlungen. Schon darin beruht die Möglichkeit, Abstellung von Beschwerden und Erfüllung von Desiderien zu bedingen, daß die Stände die Diskussion des Budgets verzögern können, während, wenn dies nicht wäre, den Ministern die Macht bliebe, die Stände, nach bewilligtem Budget, zu verabschieden, und dadurch zu verhindern, daß noch weitere Fragen zur Sprache kommen können," ꝛc.

Das Uebergehen auf die Sache selbst gab v. Gagern, der gern immer seine Ausführungen auf oberste Grundsätze zurückführt und der was dadurch unangenehm doktrinär werden könnte, durch die Wärme seines dabei

vortretenden Rechtsgefühls ersetzt, Gelegenheit, über die Natur der Kräfte und der Gewalt im Staate und das zur zweckmäßigsten Entwicklung derselben getroffene Auskunftmittel zu sprechen. „Es liegt," sagte er, „in der Natur der Kräfte, daß sie geübt werden, und in der Natur der Gewalt, daß sie sich auszudehnen sucht. Diese Kräfte und Gewalten im Staate, das monarchische, aristokratische wie das demokratische Element zu begrenzen, so daß sie sich neben einander dulden müssen, hat der menschliche Scharfsinn das System repräsentativer Verfassungen erdacht und die Geschichte es ausgebildet." v. Gagern lehnte sich hierbei an Montesquieu und an Blackstone's Lob der englischen Verfassung, er sagte gerade heraus, daß das monarchische und demokratische Element, Prinzipat und Freiheit, offenbar nicht von einerlei Natur sei und führte dies in seinen einzelnen Anwendungen durch. Er erwähnte mit naheliegender Anwendung: es genüge den Ständen nicht, zu wissen, daß im Innern die Verfassung aufrecht erhalten werde; sie zögen zum Beispiele ebenso in Erwägung, ob sich aus den Ernennungen zu Gesandtschaftsposten schließen lasse, daß es den Ministern Ernst sei, auch im Verhältnisse zu auswärtigen Staaten der Verfassung eine neue Garantie zu verschaffen. Der Gesammteindruck aller einzelnen Regierungshandlungen müsse das Urtheil der Stände begründen. Diese Abrechnung müsse der tägliche Stoff ständischer Betrachtungen sein. Und dann ging v. Gagern wieder auf das Verwilligungsrecht über, als auf „die Axe, um die sich alle ständische Wirksamkeit dreht."

Er machte auch dabei entfernt nicht den Zaghaften. Er lehnte sich auch dabei entschieden an die englischen Grundsätze. „Die fortdauernde Verweigerung der Verwilligung," sagte er, „im Falle eines Bruches zwischen Ständen und Ministern, ist der Weg, auf dem die Stände auf die Gestaltung eines Ministeriums, das dem Geiste der Majorität entspricht, einwirken können." Er nannte

das Gegentheil: „der ständischen Wirksamkeit enge Grenzen setzen."

Von der Verantwortlichkeit der Minister sprechend, nannte er sie zwar „die Grundtheorie," „das Palladium repräsentativer Verfassungen," aber zugleich „das verschleierte Bild zu Sais." Praktischer, in weiterem Raume für die Zurechnung, und zugleich mit milderem Sinne würden die Minister oder Staatsbehörden durch den Verlust des Vertrauens und zwar zuerst das der Kammern, — und wenn etwa durch deren Auflösung und neue Wahlen eine Majorität nicht wieder erlangt werden könne, auch durch den Verlust des Vertrauens des Regenten gestraft. Dieser sei alsdann im Falle, andern Ministern sein Vertrauen zu schenken.

Es kann Einzelnem aus der Schrift hier nicht weiter gefolgt werden. Nur eines Punktes sei noch Erwähnung gethan. Es ist die im Verlauf der Schrift in verschiedenen Formen wiederkehrende Behauptung, daß der Verfasser gegen Neuerungen, für das Bestehende rede, daß die Stände, wie sie ihrer Natur nach sollten, conservatorisch zu wirken hätten, u. dgl. Solche Behauptung, vom Verfasser gewiß treulich gemeint, hatte in einem Sinne, der an die obersten Grundsätze der englischen und jedes abstrakten konstitutionellen Staatsrechtes knüpfte und vor keiner seiner Folgerungen zurückschreckte, gewiß Anspruch auf Geltung. Ja, sie hat ihn jetzt noch, wo sie im Munde Anderer, als Parade oder um sich den Rücktritt zu sichern, nothwendig im Cours der öffentlichen Meinung verloren hat, und wo wahrscheinlich v. Gagern selbst, in richtigem Erkennen, daß sehr Vieles in der Gestaltung des Staates nicht aus obersten Grundsätzen, sondern aus der Natur des Menschen und den fortschreitenden Bedürfnissen der Zeit seinen Füllwein nehmen müsse, weit weniger Gewicht darauf legt, als es früher von ihm geschehen ist.

Um jene Zeit, die ihn so entschieden aus sich selbst herausgehen ließ, knüpfte v. Gagern auch das erste Band ehelicher Liebe. Luise von Pretlack, eine

Tochter des in Darmstadt verstorbenen Oberforstmeisters von Pretlack, wurde im September 1828 seine Gattin. Aber bei aller äußeren Jugendfülle untergrub doch ein frühe dagewesenes körperliches Leiden nur zu bald Jugend und Schönheit. Sie starb im Februar 1831, und wenn von ihr, in dem Vorworte zu den neulich erschienenen Gedichten Karl Kekulés, meines liebwerthen unvergeßlichen Jugendfreundes, gesagt ward: „In dem ganzen Wesen jener anmuthigen Frau war so viel Schönheit und Poesie verwirklicht, daß ihr Umgang ganz geeignet war, den Glauben eines Dichters zu stärken und ihn über die Region banger Zweifel emporzutragen," so kann ich, auf einige nachbarliche und gesellige Bekanntschaft hin, jene Bemerkung nur bestätigen.

Mit dem Jahre 1830 war eine neue große, folgenschwere Zeit in die Geschichte Frankreichs und mit ihm in die Geschichte Europas hineingetreten. Auch das kleine Großherzogthum Hessen durchzitterte sie und die ersten ihr folgenden Landtagswahlen im Sommer 1832 regten das öffentliche Interesse mehr an, als es seit Jahren geschehen. Auch nach v. Gagern griff jene Zeit und das Schicksal. Bei der im nämlichen Jahr erfolgten neuen Organisation der Verwaltungsbehörden zum kontroliren-den Beamten des Ministeriums des Innern und der Justiz mit dem Titel eines Regierungsraths befördert, wählte ihn der Wahlbezirk Lorsch, wo er früher Beamter gewesen, zu seinem Vertreter auf dem bald zu eröffnenden Landtage.

Man ging damals noch von andern Grundsätzen aus, als später geschah. Die Gewißheit oder der Verdacht, freisinnige Grundsätze zu hegen, war noch kein Grund für Staatsdiener, den Urlaub verweigert zu bekommen. Noch nicht drückte der ertheilte Urlaub die Anerkenntniß, daß man mit den Regierungsmaximen einig gehe, auf die Stirne. v. Gagern erhielt mit seinen politischen Freunden und Kollegen im Staatsdienste Jaup, Höpfner, Hallwachs, Fritz Schenck, Wilhelm Hoffmann, von Brandis und

Elwert Urlaub. Die zweite Kammer wählte ihn zum Mitgliede ihres ersten (Finanz-) Ausschusses, dieser selbst ihn zu seinem Präsidenten. Berichterstatter der zur Entwerfung einer Dankadresse auf die Thronrede gewählten Kommission, bemerkte er bei deren Vorlage, daß es „nicht passend sein dürfte, über ernste, unsern ganzen politischen Zustand betreffende Fragen mit Stillschweigen hinauszugehen." Die Adresse war von der Kommission mit Stimmeneinhelligkeit beschlossen worden; sie hatte sich mit Vorsicht ausgedrückt und so widmeten selbst Abgeordnete von ganz entgegengesetzter politischer Ansicht ihr ihre Anerkennung. Indessen erregten doch in höheren Regionen einzelne Theile der Adresse Anstoß. Folge davon war die vom Präsidenten der Kammer angeregte Entwerfung einer neuen Adresse und, auf erstatteten Kommissionsbericht, deren — Unterlassung, indem sich die Kammer auf eine begütigende Erläuterung ihrer Ansichten zum Protokoll beschränkte. Bei den meisten wichtigeren Diskussionen nahm v. Gagern auch weiterhin das Wort. Er stellte sich dabei zur Regierung in keine absolute Opposition. So war er der Meinung, daß auch Staatspensionärs, als Landtagsabgeordnete, des Urlaubs bedürften. Dagegen erklärte er sich für den Antrag des Abgeordneten E. E. Hoffmann auf Abänderung des Art. 60 der Verfassungs-Urkunde, welcher vor Gericht Gestandene, nicht völlig Freigesprochene aus der Kammer weist und noch immer in seinen drückendsten Theilen die sonst Wahlfähigen des Großherzogthums belastet; für den Antrag desselben Abgeordneten auf Abänderung des Art. 81 der Verfassungs-Urkunde, wonach Petitionen hinsichtlich allgemeiner politischer Interessen unerlaubt und strafbar sind, eine Bestimmung, welche eine natürliche grammatische Auslegung blos von Petitionen an die Stände gelten lassen kann, während sie in neuerer Zeit von der Staatsregierung auch auf Petitionen an den Großherzog zur Anwendung gebracht und in dieser Gestalt sogar, unter Androhung bestimmter Strafen, in das neue Polizeistrafgesetzbuch aufgenommen

wurde. Ein Antrag des Abgeordneten Heß auf Abänderung des Gesetzes, die Errichtung von Sicherheitswachen betreffend, fand nicht seinen Beifall, obgleich er es für eins der schlechtesten erklärte, was unter ständischer Mitwirkung je entstanden sei, weil er durch sein Bestehenbleiben das stets lebhafter hervortretende Bedürfniß einer allgemeinen Bürgerbewaffnung hoffte. Gelegentlich mehrerer die Freiheit der Presse oder doch eine mildere Censur berührenden Gegenstände konnte kein Zweifel obwalten, welcher Ansicht sich v. Gagern mit Nachdruck anschließe. Aus sehr triftigen Gründen war v. Gagern gegen den Antrag des Abgeordneten E. E. Hoffmann auf Ernennung eines landständischen Ausschusses bei Vertagung oder Auflösung eines Landtages. Ein Antrag des Abgeordneten Hardy auf Vermehrung der Untergerichte in den Provinzen Starkenburg und Oberhessen gab v. Gagern, damals noch Regierungsbeamten der rechten Rheinseite, Anlaß, sich lebhaft für Kollegialität und Oeffentlichkeit auszusprechen. Andere Anläße ließen ihn der Unabhängigkeit des Richteramts, der freien Verwaltung des Gemeindevermögens durch die Gemeinden, der Herabsetzung mehrerer Lasten, einer zweckmäßigeren Bildung der Ausschüsse und überhaupt einer bessern Geschäftsordnung gelegentlich des hierüber vorgelegten Regierungsprojekts, sowie noch mehreren anderen, von einem freieren Schwunge getragenen Gegenständen das Wort sprechen, während er verschiedenen Regierungstendenzen, theils mit Rücksicht auf die damals schwebenden großen politischen Fragen — die sogenannten „Lebensfragen," theils in Anwendung auf die mehr inneren Verhältnisse des Großherzogthums entschieden entgegen trat. Hinsichtlich des Vorschlags der Staatsregierung, welcher den Aus- und Neubau eines Residenzschlosses in Darmstadt betraf, war er mit dem Ausschuß gegen die Bewilligung, doch, wie er bei der Berathung bemerkte, weil er glaubte, daß die Ausführung des projektirten Schloßbaues einen jährlich wiederkehrenden erhöhten Aufwand für die Hofhaltung ver-

anlassen werde. Ja er erklärte sich geneigt, für die geforderte oder eine annähernde Summe zu stimmen, wenn den Ständen ein Bauplan vorgelegt werde, welcher sich in bescheidenen Dimensionen halte. Die damals in Folge des Frankfurter Attentates vom 3. April 1833 geschehene Besetzung des Großh. Hessischen Ortes Rödelheim durch preußische Truppen, wegen der ein Antrag von mehreren Abgeordneten gestellt worden, focht er als solche nicht an. Dennoch aber erklärte er, für den Antrag des Ausschusses (deshalb eine Anfrage an die Staatsregierung zu erlassen,) stimmen zu wollen, weil er es als Mangel an Achtung und als Geringschätzung der Landstände und der landständischen Wirksamkeit von Seiten der Staatsregierung betrachte, daß sie nicht gleich Anfangs, als diese auffallende Besetzung während versammelten Landtags, erfolgte, diejenige Nachricht oder Aufklärung den Ständen gegeben habe, welche sie hätte geben können. Er nahm dabei Anlaß, sich noch weiterhin folgendermaßen auszusprechen: „Ich schließe mich den Ansichten derjenigen an, welche den Bund groß, kräftig und stark wünschen . . . Ich meines Orts halte mich zuerst für einen Deutschen, war zuerst ein Deutscher, ehe ich ein Hesse war, und das Gefühl, daß vor Allem ich ein Deutscher sei, wird mich niemals verlassen, ich mag in untergeordneten staatsrechtlichen Verhältnissen leben, in welchen ich da will." Hieran reihte sich dann eine gedrängte Schilderung des Ungenügenden des jetzigen öffentlichen Rechtszustandes in Deutschland. Bei späteren Verhandlungen drang v. Gagern mit andern Mitgliedern der Opposition auf Vorlage der Zollvereinsrechnungen. Die Beschwerde eines Kandidaten der Theologie, welcher wegen burschenschaftlicher Sünden nicht zur Fakultätsprüfung zugelassen werden sollte, gab v. Gagern Anlaß, sich selbst als ehemaligen Burschenschafter zu bekennen und die Vertheidigung der deutschen Burschenschaft, sowie der ihr zu Grunde liegenden Idee, mit Glück zu führen. „Der Beschluß, welcher im Jahr 1819 gegen die Burschenschaft erlassen wurde," bemerkte

er hierbei, „bietet eine Analogie mit den Schritten dar, welche gegen die Stände, gegen die ständischen Verfassungen der deutschen Staaten in den letzten Bundestagsbeschlüssen eingeleitet sind," was er denn mit kräftigen Streichen weiter ausführte. Mitsteller des Antrages auf Vollziehung des Art. 103 der Verfassungs-Urkunde („Für das ganze Großherzogthum soll ein bürgerliches Gesetzbuch, ein Strafgesetzbuch, und ein Gesetzbuch über das Verfahren in Rechtssachen eingeführt werden,") hatte v. Gagern, ehe noch dieser Antrag zur Berathung kam, wiederholt Gelegenheit, als wesentliche Punkte der rheinhessischen Gesetzgebung: die Oeffentlichkeit des Verfahrens, die Mündlichkeit, das Institut der Geschwornengerichte und die Staatsanwaltschaft zu bezeichnen, und die Uebertragung dieser Punkte auf die übrigen Theile des Großherzogthums zu wünschen. Aber auch bei Berathung jenes Antrages selbst, am dritten Tage der heißen Diskussion (3. Okt. 1833), sprach v. Gagern ausführlich im nämlichen Sinne. Er kam dabei auf noch mehr obere Grundsätze zurück. „Der thut," sagte er gelegentlich der Frage über die Zweckmäßigkeit der Geschwornengerichte, „wahrlich dem monarchischen Prinzipe keinen Vorschub, der behauptet, es sei irgend ein Grad vernünftiger Freiheit unvereinbarlich mit der Monarchie." Dabei widerlegte er die aus der deutschen Nationalität genommenen Einwendungen gegen die Uebersiedelung der rheinhessischen Gesetzgebung und brachte damit sein Gefühl und seine Ueberzeugung als Deutscher in Einklang. „Wenn wir," sagte er, „in Deutschland die Hoffnung hätten, ein solches Nationalwerk (eine nationale Gesetzgebung) zu erreichen, ich würde jeden andern Weg von mir wegstoßen, ich würde glauben, daß das so zu gewinnende Resultat nothwendig das Beste sein müsse, und wenn es auch am Ende meine Wünsche und Erwartungen nicht befriedigte. Aber das kann kein nationales Werk sein, was aus der isolirten Stellung eines kleinen Fragments eines großen Volks, und nur für diese Parzelle bestimmt, hervorgeht." v. Gagern's

Finger wies dann auf Rheinhessen, auf seine „besondere, ihm garantirte Gesetzgebung," wie er es noch heute thut. Der Erfolg der Abstimmung in der zweiten Kammer war für Rheinhessen durchaus günstig, sie war eine Kriegserklärung gegen das vom Ministerium im Gesetzgebungswesen bisher eingeschlagene Verfahren, aber die zweite Kammer bildet nur einen der hierbei zur Sprache kommenden Faktoren und der Großherzog hatte das Recht der Auflösung.

Ein scheinbar unbedeutender Antrag des Abgeordneten E. E. Hoffmann, die Torfgräberei in Starkenburg betreffend, hatte v. Gagern Veranlassung gegeben, in ausführlicher Rede von der Rednerbühne die Bedeutung der Art. 72 und 73 der Verfassungs-Urkunde — des Bereichs der Gesetzgebung und des Verordnungsrechts — einen noch immer unausgetragenen Gegenstand, zu entwickeln. Er schloß mit den Worten: „Nur in dem Gesetze hat der Staatsbürger die höchste Gewalt zu achten, die Gehorsam erzwingt. Liegt das Gesetz in einer Verordnung der vollziehenden Gewalt, so hört es auf, der Ausdruck des Gesammtwillens im Staate zu sein, es erscheint als die einseitige Meinung einer der Gewalten, welche verfassungsmäßig zur Gesetzgebung zu konkuriren haben, die Kritik ist freier, die Achtung vielleicht geringer, und der Gehorsam lau. Darum glaube ich, daß in einem konstitutionellen Staate die Verwaltung um so stärker und geachteter sein werde, je strikter sie ihre Thätigkeit neben einer wachsamen Oberaufsicht, auf die Vollziehung der Gesetze beschränkt." Diese Ansichten blieben von Seiten mehrerer Kammermitglieder nicht unbestritten, und v. Gagern ward dadurch zu deren wiederholter Vertheidigung veranlaßt. Auch hatte er die Genugthuung, den Antrag des Ausschusses, mehrere in dieser Angelegenheit erlassene Verordnungen, als mit der Verfassung nicht vereinbar, außer Wirksamkeit zu setzen, — welchen Antrag er unterstützt hatte, — mit 30 gegen 9 Stimmen von der Kammer angenommen zu sehen. Dieselbe Frage, in Anwendung auf die

Organisation der Gerichte, schlug durch, als von einigen Abgeordneten die ihrer Ansicht nach ungesetzliche Regelung der Präsidialverhältnisse des Assisen- und Specialgerichtshofs der Provinz Rheinhessen in Mainz zur Sprache gekommen war, und v. Gagern schloß sich entschieden der Ansicht an, daß nur durch ein mit den Ständen vereinbartes Gesetz, nicht durch eine Verwaltungsmaßregel, jene Regelung hätte stattfinden können. Auch noch ein drittesmal, wieder in anderer Anwendung, nämlich veranlaßt durch die Beschwerde eines Gastwirths, welchem von der Pädagogkommission in Darmstadt eine Strafe von 15 fl. angesetzt worden war, behandelte v. Gagern kurz diese Frage, mit dem Abgeordneten Jaup dahin einverstanden, daß die Hessische Verfassung, in Verbindung mit der Gemeindeordnung, hier noch eine Lücke habe, welche ausgefüllt werden müsse.

Ein von v. Gagern mitgestellter Antrag, auf Beschwerdeführung wegen Mißbrauchs der Amtsgewalt und Verletzung des Art. 33 der Verfassungs-Urkunde, („Kein Hesse darf anders, als in den durch das Recht und die Gesetze bestimmten Fällen und Formen, verhaftet oder bestraft werden. u. s. w.") und eine diesen Antrag vervollständigende Vorstellung der Ehegattin des Rektors Dr. Weidig in Butzbach, die Verhaftung und Gefangennehmung ihres Ehegatten betreffend, eröffnete das große politisch-criminalrechtliche Trauerspiel, das nun für unbestimmte Zeit im Großherzogthum Hessen zur Aufführung kommen sollte. Der Ausschuß der zweiten Kammer hatte beantragt, gegen den verantwortlichen Minister, wegen des in dieser Sache eingehaltenen Benehmens, beim Großherzog Beschwerde zu führen und mehrere Tage lang schwankte in jener Kammer der heiße Kampf um diese Frage. v. Gagern nahm eine sehr entschiedene Stellung hierbei ein und die Kammer erklärte sich mit großer Mehrheit für den Antrag des Ausschusses.

Die Finanzangelegenheiten kamen nunmehr an die Reihe. v. Gagern selbst hatte einige wichtige und umfassende Berichterstattungen in denselben übernommen

gehabt. Dabei wahrte er da, wie überall und im richtigen Erkennen, daß der Grundsatz der Finger sei, welcher den Zeiger sowohl an der kleineren als an der größeren Uhr drehe, die Grundsätze. So behauptete er gelegentlich bei der Berathung über die Finanzverwaltung in der Finanzperiode von 1830 bis 1832 die Pflicht der Staatsregierung, die Veranlassung einzelner unvorhergesehener und deßhalb im Voraus nicht verwilligter Ausgaben genügend zu rechtfertigen, gegen den Präsidenten des Finanzministeriums mit Nachdruck. Ueberhaupt regten die jetzt mehr und mehr auftauchenden Finanzfragen noch manche praktische Seite an. Da, früher schon einigemal erwartet, nahte das Ende des Landtages in Folge des Entschlusses des Regenten und seines verantwortlichen Ministeriums. Neun Abgeordnete hatten einen Antrag gestellt, welcher zwölf ohne Zustimmung der Stände erlassene Verordnungen betraf und diesem hatte sich nachher noch ein ähnlicher gesellt. Es handelte sich um die Auslegung der schon erwähnten Art. 72 und 73 der Verfassungs-Urkunde. Die Antragsteller wollten jene Anträge zurückgenommen oder den Ständen zur Einholung von deren Genehmigung vorgelegt; der zweite Ausschuß der zweiten Kammer, im Referate Höpfner's, hatte Bericht darüber erstattet, die Regierung verlangte Striche im Bericht, ehe er zur Berathung käme, die Kammer wies die Mittheilung des Staatsministeriums „zum Berichte an den Ausschuß über deren Inhalt", und vier Tage darauf (am 2. November 1833) wurde der Landtag aufgelöst.

Diese Maßregel wirkte wie ein zündender Strahl. Noch war die Kraft im Publikum nicht erlahmt; noch setzte es etwas durch, weil es den Muth und die Lust dazu noch nicht verloren hatte. Man gab in Darmstadt der Opposition ein Festmahl ungeachtet der stark tadelnden „Verkündigung", welche der Auflösung der Kammer im Regierungsblatte gefolgt war. Da, noch in die Klänge jenes Festmahles hinein, tönte die Nachricht von der erfolgten Pensionirung der in der Opposition am weitesten

gegangenen Staatsdiener. Auch v. Gagern war darunter. Ausserdem verlor er den Kammerherrnschlüssel. Die Uebrigen nahmen die Maßregel hin (es soll ihnen deßhalb kein Vorwurf gemacht werden, aber doch schärft sich der auf v. Gagern's Entschluß lagernde Glanz durch den Gegensatz) und verschwanden von da, in Folge des von der Regierung eingeschlagenen und festgehaltenen Systems der Urlaubsverweigerung, thatsächlich aus der Reihe der Wählbaren. v. Gagern ertrug nicht, Bezahlung für Dienste zu erhalten, die er nicht leiste, und dadurch von Diensten abgehalten zu werden, die er freilich nicht als Regierungsrath, wohl aber als Rath der Regierung, insoweit volksmäßige und freie Strebung mit Rath und That auf den Gang der Regierung einwirkt, so gern leisten wollte. Obgleich ohne bedeutendes eigenes Vermögen nahm er wenige Tage nach der ihn betroffenen Maßregel seinen Abschied. Er schied sich dadurch nicht blos von der Gegenwart, sondern auch von der Zukunft, oder mußte doch seine Zukunft in andern Regionen suchen, als die süßduftenden der Büreaukratie und des Hofes, welche ihn bis dahin umgaben. Das Landleben, der Landbau sollten seine Zukunft sein. Nach Nierstein am Rhein, zu seinem Freunde Wernher begab er sich, dort die Landwirthschaft theoretisch und praktisch zu erlernen. Die Möglichkeit der Rückkehr in die Kammer wahrte er sich dadurch, daß er nicht ohne Opfer die Anschaffung liegender Güter vornahm. War ihm vorher seine Besoldung der Geleitsmann in die Reihen der Wahlfähigen gewesen, so war's nunmehr die von ihm entrichtete Steuer.

Es würde eine Lücke in v. Gagern's Biographie und ein Verlust für die Geschichte Rheinhessens sein, wenn hier nicht eine Anführung stände, daß eine Anzahl Bewohner der letzteren Provinz, in richtigem Erkennen, daß das Volk seine Freunde nicht verlassen dürfe, durch freiwillige Subscription, notarielle Akte, v. Gagern's Besoldungsverlust decken wollte; aber Dieser lehnte das Angebotene entschieden ab.

Der Wahlbezirk Lorsch sandte v. Gagern auch diesmal wieder als Abgeordneten in die Kammer. v. Gagern hatte die meisten Stimmen zu den Präsidenten-Kandidaten; außerdem wurde er wieder Mitglied des ersten Ausschusses und dessen Präsident. Der neue Landtag zeigte bald stürmische Auftritte. Denn noch war zwar die Opposition in der Majorität, aber durch den Wechsel der Personen hatte sie im Ganzen genommen weniger Intelligenz; dabei war die Minorität, durch die ihr günstiger gewordenen Zeitumstände gehoben, heftiger und kühner.

Die Dankadresse auf die Thronrede war, im Referate des Abgeordneten Emmerling, diesmal sehr mild gehalten; sie umging alle bedenklichen Punkte; kaum, daß sie einen freundlichen Bezug auch auf die vorige Kammer sich erlaubte. Bei der Diskussion jedoch machte v. Gagern seine persönliche Ansicht kräftig geltend. Er nannte sich ein Mitglied der „tief verletzten und schwer beleidigten" Majorität der aufgelösten Ständeversammlung, bezeichnete die „Verkündigung" als das „übereilte Produkt einer gereizten Stimmung," über welches die öffentliche Meinung ihr Urtheil gesprochen habe, und bezeichnete dann eine Stelle der Verkündigung, bedingungsweise, als „Verläumdung." Nach einem historischen Rückblicke auf die Veranlassung des parlamentarischen Kampfes auf dem vorigen Landtage, verbreitete er sich dann über diesen selbst: alles vollhaltige schwere Münze der Rede, oder vielleicht besser gehaltvolle Barren, an deren gefälliger, couranter Ausmünzung es nur bisweilen etwas fehlte. Die persönliche Freiheit, der verfassungsmäßige Antheil der Landstände an der Gesetzgebung, das Verwilligungsrecht, die Verantwortlichkeit der Minister und die Freiheit der Presse gaben dabei wesentliche Anhaltpunkte. Dieser Vortrag rief einen Sturm in der Kammer hervor. Mehrere Mitglieder protestirten dagegen, andere beklagten ihren Inhalt, der Abgeordnete v. Grolman wollte sogar, mit mehrfacher Unterstützung, den

Vortrag in die Verhandlungen gar nicht aufgenommen haben. Indessen ging der Sturm vorüber.

Andere Stürme, über Wahlfragen und Zwischenauftritte dabei, folgten. Die neue Ständeversammlung war in mehrfachem Sinne die Erbin der vorigen geworden: ihrer unerledigten Arbeiten und ihrer Schicksale. Jene eignete sie sich regelmäßig an; ebenso wurden die wichtigeren Anträge wieder gestellt. Dazwischen einige neue Gesetzes- oder sonstige Regierungsvorschläge und insbesondere die schon lange gewünschte Vorlegung fester Besoldungsetats. v. Gagern blieb sich bei allen diesen Veranlassungen treu und gleich. Die Vorträge über die festen Etats hatte v. Gagern selbst in's Referat genommen. Er lieferte einen Bericht darüber, 17 Druckbogen stark: ein ausgezeichnetes Werk, welches sich nicht blos ziffernd, sondern stets höhere Standpunkte aufsuchend, über den Staatsdienst des Großherzogthums, seine Natur und Erforderlichkeiten verbreitete. Der Bericht war, theils seinen allgemeinen Grundsätzen, theils seinen Einzelheiten nach, häufig im Gegensatze zu den Ansichten der Regierung; indessen hatten sich doch nach und nach die Ansichten genähert. Bei der Berathung der vorläufigen Uebersicht der Ergebnisse der Finanzverwaltung in den Jahren 1830, 1831 und 1832, worüber v. Gagern den Bericht erstattet hatte, fand er wieder Anlaß, konstitutionelle Grundsätze in Bezug auf die Festsetzung der Staatsausgaben, in Uebereinstimmung der Staatsregierung und der Stände, zu wahren. Ein Antrag des Abgeordneten Hardy auf Einschränkung der Einzugsfreiheit in Gemeinden ließ ihn sich in einer Rede von der Tribüne über Recht der Niederlassung, Korporationsgeist und Betreibung der Gewerbe verbreiten.

Dazwischen fielen mehrere persönliche Streitigkeiten, freilich durch Sachen bedingt. Die wichtigste davon ein Auftritt mit dem Geheimen Staatsrathe (damals noch Ministerialrath) Dr. Linde, dessen Erhebung in den Adelstand in späteren Jahren erfolgte und der be-

sonders in Verbindung mit den Angelegenheiten der Universität Gießen neuerdings so häufig genannt ward. v. Gagern hatte sich in der zweiten Kammer in Gegenwart dreier Regierungskommissäre über die Universität Gießen und über die Besetzung der dortigen Dozentenstellen ungünstig geäußert. Dr. Linde, als Kanzler der Universität Mitglied der ersten Kammer, brachte die Sache da zur Sprache. Er bezeichnete v. Gagern's Aeußerungen als einen Angriff auf den gelehrten Stand der Universität und deutete sehr bestimmt an, daß nur „die Aussicht, wegen solcher herabsetzenden Aeußerungen gegen einen achtbaren Stand, nicht einmal der Gefahr ausgesetzt zu sein, von dem Richteramte angehalten zu werden, Genugthuung zu leisten," v. Gagern zu seinem Verhalten den Muth gegeben habe. v. Gagern, nachdem er von Dr. Linde's Verfahren gehört, erwähnte desselben, es zunächst als ganz unparlamentarisch bezeichnend, in der zweiten Kammer, erläuterte seine Ansichten, und verzichtete, seine „Verachtung" aussprechend gegen den Redner der ersten Kammer, ihm wie jedem Andern gegenüber, auf jedes Recht, welches ihn nach seiner Meinung gegen gerichtliche Ansprüche schützen könnte.

Die Finanzarbeiten waren unterdessen langsam vorgerückt. Die Berathung des neuen Militärbudgets hatte wieder Anlaß zu manchen Entwürfen und frommen Wünschen gegeben. Auch v. Gagern äußerte solche. Auf die Annahme: „Ich glaube, die Natur des deutschen Bundes läßt keinen andern Bundeskrieg zu, als nur einen Nationalkrieg, an welchem, wenn er ausbricht, die ganze Nation mit Energie Theil nimmt," bestritt er die Mehrforderungen für Vermehrung der Reserve. Gelegentlich des neuen Civilbudgets tauchten die alten Beschwerden über die großen Kosten der auswärtigen Verhältnisse auf. v. Gagern, auch da gern eine Grundlage im Prinzip suchend, stützte sich an die ihm wünschenswerthe Annahme, daß Deutschland in seiner Entwickelung vom Staatenbund zum Bundesstaat übergehe,

und daß es für Hessen als Theil des Bundesstaats gar keine auswärtigen Verhältnisse mehr gebe. Alsdann verbreitete er sich in einer Kritik der von der Staatsregierung in dieser Sache genommenen einzelnen Maßregeln. Ebenso war er bei andern Posten des neuen Civilbudgets in Thätigkeit. Da ergab sich abermals eine Katastrophe im Zusammensein des Landtages. Die Regierung hatte eingesehen, daß sie mit demselben zu keinem ihr wünschenswerthen Abschlusse zu gelangen vermöge und es keimte immer bestimmter der Entschluß zu einer nochmaligen Auflösung der Kammer. War es das Vorigemal der sogenannte „zwölf Apostel=" Bericht gewesen (über soviele Verordnungen verbreitete er sich nämlich,) so war es diesmal eine Aeußerung v. Gagern's, — eine Aeußerung, welche in der That nicht schwer wog und in England, Frankreich und Spanien, ja vielleicht selbst jetzt in Preußen, die daran geknüpften Folgen gewiß nicht nach sich gezogen hätte.

Von dem Abgeordneten Heß war nämlich bereits auf dem vorigen Landtage ein Antrag zur Sicherung der Selbstständigkeit und Unabhängigkeit des Richteramts gestellt worden; diesen wiederholte er auf dem neuen Landtage und am 24. Oct. 1834 kam er in der zweiten Kammer zur Berathung. Zwei Regierungskommissäre, worunter der Geheime Staatsrath Knapp, waren anwesend. Nachdem schon eine Zeitlang die Debatte gedauert, ergriff der Abgeordnete v. Gagern das Wort. Im Verlauf seines Vortrages bemerkte er: „Der Regierungskommissär habe vorhin erklärt, das System der Staatsregierung sei kein anderes, als daß sie von den Richtern verlange, sie sollten nach den Gesetzen sprechen. Aber unsere Gesetze seien unvollständig, sie seien namentlich in Bezug auf Delikte äußerst unvollständig, sie seien in Bezug auf unsere konstitutionellen Rechte und ihre Folgen noch gar nicht ausgebildet. Es sei hier ein großes unendliches Reich der Unvollständigkeit für die Anwendung der Gesetze. Dabei sei vom

Abgeordneten E. E. Hoffmann gewiß mit vielem Rechte vorhin auf ein Edikt aufmerksam gemacht worden, welches die Staatsregierung erlassen habe, um zu sagen, was ihr System bei Ernennungen sei. Die Staatsregierung sei für ihren Theil nicht zweifelhaft, wie gewisse Gesetze zu interpretiren seien, und sie habe darin Parthei genommen. Wenn nun die Staatsregierung, indem sie für sich eine Parthei ergriffen, nur im Sinne dieser Parthei die Richter ernenne? so fänden die Staatsangehörigen, welche vielleicht hierin verschiedener Ansicht seien, keine Garantie mehr für die Unabhängigkeit der Justiz. Man könnte ihm, dem Redner, einwenden, wie solle aber diese Garantie geschaffen werden, der Staatsregierung stehe ja doch immer das Ernennungsrecht der Richter zu. Was dieses betreffe, so behalte er sich vor, ein Amendement zu stellen, hinsichtlich des Ernennungsrechts zum obersten Gerichtshof. Er mache aber darauf aufmerksam, daß in einem konstitutionellen Staate, wo das Prinzip der Verantwortlichkeit der Minister seine wahre Entwicklung erhalte, wo es nicht anders möglich sei, als daß das Ministerium, daß die Staatsregierung im Sinne der drei vereinigten Gewalten handle, schon hierin eine Garantie liege, daß man in dieser übereinstimmenden Ansicht aller Gewalten des Staates auch die Richter ernenne. Wo sich aber die Staatsregierung von der Verantwortlichkeit in diesem Sinne gewissermaßen entbinde, wo sie es gar nicht hehl habe, daß sie einen ganz anderen Weg eingeschlagen, als namentlich die Majorität der zweiten Kammer, die hervorgegangen sei aus der Wahl des Volkes und dieses Volk repräsentire, ihn eingeschlagen zu sehen wünsche und wenn noch die Mittel nicht gefunden seien, diesem Mißstand vorzubeugen, oder ihn zu entfernen, da müsse man allerdings neue Garantien selbst bezüglich der Ernennung für das Richteramt suchen, nach dem allgemeinen Prinzipe: **novis injuriis quaerere nova remedia**, zu deutsch: Neuer Unbill muß man neue Abhilfe suchen.

An dem vorigen Landtage habe der Berichterstatter *) über den Antrag des Abgeordneten Heß in seinem Berichte gesagt: „daß sich konstitutionelle Verfassungen überhaupt nicht auf das Vertrauen, sondern gerade auf ein Mißtrauen gründen." Man habe ihm dies zum Vorwurf gemacht und er, Redner, glaube, daß die Parthei, welche gegenwärtig die Geschäfte in unserm Staate führe, darin einen Grund gefunden habe, jenen Abgeordneten davon abzuhalten, in dieser Kammer wieder Sitz zu nehmen. Dieser Parthei, welche das konstitutionelle Prinzip nicht verstehe, und in ihren einzelnen Mitgliedern auch vergessen zu haben scheine, was Recht sei, dieser Parthei müsse er in dieser Beziehung Folgendes vorzutragen sich erlauben."

Der Regierungskommissär, Geheime Staatsrath Knapp, fragte nun den Redner, was er unter dem von ihm gebrauchten Ausdruck Parthei verstehe.

v. Gagern: (nach der Aufzeichnung des Geschwindschreibers) Er verstehe darunter die Parthei, welche vorzugsweise von dem Herrn Geheime Staatsrathe Knapp repräsentirt werde; (nach der Revision der Regierungskommissäre) er verstehe darunter die Parthei, an deren Spitze der anwesende Regierungskommissär, Geheime Staatsrath Knapp, stehe, und die er hier repräsentire.

Geheime Staatsrath Knapp verlangte den Abgeordneten v. Gagern zur Ordnung verwiesen; der Präsident dagegen bat v. Gagern, sich über den Sinn seiner Aeußerung näher zu erklären.

v. Gagern: Er glaube, der Ausdruck Parthei bedeute nichts anders, als das Bekennen zu einer Meinung, und die Kammer werde es ihm nicht leugnen wollen, daß der Herr Geheime Staatsrath Knapp eine andere Meinung habe, als er, und folglich gehöre er auch zu einer andern Parthei. Etwas Beleidigendes liege aber in dem Ausdrucke nicht.

---

*) Hofgerichtsrath Schenck in Darmstadt.

Der Präsident bemerkte nun, daß nach dieser Erklärung der hauptsächlichste Grund eines Rufes zur Ordnung hinwegfalle. Anderer Ansicht waren die Regierungskommissarien und mehrerer Mitglieder der Kammer. Vergebens daß v. Gagern wiederholt erläuterte, er verstehe unter Parthei durchaus nichts Beleidigendes, er, als Redner, bekenne sich auch zu einer Parthei, denn er habe eine fixirte Meinung, wo solche fixirte Meinungen, die durchaus nichts Ungesetzliches seien, sich gegenüber stünden, da seien Partheien; dergleichen sei in allen konstitutionellen Staaten. Die Regierungskommissäre verließen den Sitzungssaal. Nach einer Diskussion über die Frage: Ob v. Gagern zur Ordnung gerufen werden solle? verneinte die Kammer mit 20 gegen 14 Stimmen diese Frage. Unter die Verneinenden gehörte auch der Präsident. Tags darauf, 25. October 1834, erfolgte die Auflösung der Kammer.

Es mußte etwas Schmerzliches für v. Gagern haben, im Publikum als der Veranlasser dieser Maßregel angesehen zu werden; auch daß selbst da und dort Freunde meinten, der Landtag hätte ohne diesen Zwischenfall zu einem gedeihlichen Ende gebracht werden können.

In v. Gagern's neuester Schrift, welche späterhin eine genauere Anführung finden wird, bezeichnete er die Krise, welche nun im Staatsleben des Großherzogthums Hessen eintrat, — daß in Folge der neuen landständischen Wahlen die bisherige Majorität der zweiten Kammer zur Minorität wurde, — auf eine ebenso deutliche als schonende Weise. „Wir kommen," sagte er nämlich, indem er zum Landtag von $18\frac{35}{36}$ sich wandte, „jetzt zu der Epoche, in welcher durch Ausscheidung alter und Zuführung neuer Mitglieder die Gesinnung der zweiten Kammer eine wesentlich andere geworden war. Zachariä, 40 Bücher vom Staat, sagt im 19. Buch Seite 232:

„„Hiernach sind nur zwei Fälle möglich, wie in der konstitutionellen Monarchie die Regierung im Gange erhalten werden kann. Entweder muß die Zusammensetzung der zweiten Kammer das Werk des Ministeriums,

oder es muß die Zusammensetzung des Ministeriums das Werk der zweiten Kammer sein. Jedoch der erstere Ausweg läßt die konstitutionelle Monarchie mehr dem Namen als der Sache nach, bestehen.""

Für den Landtag $18\frac{3}{3}\frac{5}{6}$ wurde v. Gagern abermals, und zwar doppelt, nämlich von der Stadt Worms und vom Wahlbezirke Hungen (in seinem bisherigen Wahlbezirke Lorsch war er den Anstrengungen seiner Gegner unterlegen) gewählt. v. Gagern entschied sich für Hungen, aber die Frage: ob er sich noch zu rechter Zeit entschieden habe? wurde von der Einweisungskommission und von der Prüfungskommission der Kammer in einen nicht geahnten Zweifel gezogen, und so erfolgte v. Gagern's Eintritt in die zweite Kammer (welche mit 33 gegen 3 Stimmen seine Entscheidung noch für zulässig erklärt hatte), erst nach deren Eröffnung und insbesondere nach gepflogener Diskussion über die Dankadresse. v. Gagern kam diesmal in keinen Ausschuß. Doch nahm er, wenn er in Darmstadt anwesend war, an den Berathungen eifrigen Antheil. So namentlich an den verschiedenen Vorlagen des Finanzministeriums, wo er im Sinne zweckmäßiger Ersparniß und strenger Festhaltung konstitutioneller Prinzipien wirkte; bei der Berathung über den Gesetzesentwurf, welcher eine Modifikation der Oeffentlichkeit des Strafverfahrens in Rheinhessen beabsichtigte u. s. w.

Zu diesem u. s. w. gehörte auch der Antrag mehrerer Abgeordneten über die Vollziehung des schon früherhin erwähnten Art. 103 der Verfassungsurkunde, in einem der rheinhessischen Gesetzgebung und ihren Grundlagen ganz feindlichen Sinne. Drei lange Sitzungen hindurch beschäftigte er die zweite Kammer und auch v. Gagern war unter den Rednern. Er blieb seinen früher geäußerten Grundsätzen dabei treu und schloß sich den Anträgen des Abgeordneten Glaubrech an, welche die Absicht hatten, bei der Ausarbeituug der Entwürfe der neuen Gesetzbücher die rheinhessischen zum Grunde gelegt zu sehen. Als dann wiederholt der Antrag in die zweite

Kammer kam, hatte v. Gagern nur zu viel Stoff, der ersten Kammer und deren Mitglied, dem Freiherrn v. Breidenstein, welcher diese Sache als Ausschußmitglied im Referate gehabt hatte, den Krieg zu machen. Er bestritt dessen „System." Er nahm den Fehdehandschuh auf, welcher von ihm den Ansichten der Minorität entgegen geworfen worden. Er ging Punkt für Punkt durch, je in der Form von Vertheidigung oder von förmlichem Angriff auf den Gegner. Gleich beim Beginn seiner Rede hatte er gesagt, daß er die Geduld der Kammer nicht oft mehr in Anspruch nehmen werde. Doch als er nach längeren Ausführungen die Worte sprach: „Eine umfassende Gesetzgebung in das Leben zu rufen, dazu kann nur dann der Augenblick gekommen sein, wenn die Nation ihre freien Organe hat, wenn Freiheit und vor allem Freiheit der Erörterung besteht. Und ich frage Sie: leben wir in einer solchen Zeit? wo ist bei uns, was der Freiheit gleicht?" — unterbrach ihn der Präsident und bat ihn, sich nicht auf dieses Feld zu verirren, worauf v. Gagern um Entschuldigung bat, wenn er die Kammer zu lange aufgehalten habe, sich gedrängt rechtfertigte und dann zum Schlusse überging. v. Gagern war hierbei, wie bei andern Gelegenheiten, in der Minorität. Er war es ohne Empfindlichkeit, aber, wie sich begreifen läßt, nicht ohne Nachhall von Schmerz, welcher halb Erbautes wieder niederreißen und neues Erfreuliches nicht oder kaum (dazu gehörte die in ihrem Werthe sehr zweifelhafte Rentenablösung) an dessen Stelle treten sieht.

Am 30. Juni 1836 erfolgte der Schluß des Landtages, des ersten „erfolgreichen," wie ihn seine Freunde nannten, nach zweien „vergeblichen."

v. Gagern wollte zum nächsten Landtage nicht mehr gewählt sein. Um dies zu bewirken, mußte er sein Steuerquantum verringern: ein Mittel, was er durch Güterveräußerungen erreichte. Aehnliche Entschlüsse sind zu jener Zeit anderwärts gefaßt und ebenso anderwärts getadelt und bestritten worden. Der Gegenstand ist

schwierig. Aber ganz von der theoretischen Frage abgesehen, bleibt die praktische Gewißheit übrig, daß Kräfte nur noch wirksam sein können, so lange die Fiber in ihnen sich spannt und der Puls schlägt. Bedürfen sie der Erholung — und dem Selbsturtheil darf man wohl trauen, wo die Selbstthätigkeit es vorher nicht auf's Feiern abgesehen gehabt — nun, da ist besser, sie etwas sich auffrischen zu lassen, als daß man sie — die müden — immer von Neuem in den Kampf jagt. Auch der Stern der Ermüdung stand über v. Gagern; freuen wir uns, daß er von dannen gewichen!

v. Gagern hatte nach erlernter Landwirthschaft mit seinem Vater einen Pachtkontrakt in Bezug auf dessen Gut in Monsheim eingegangen und später dieses Gut im Eigenthum von ihm erworben. Monsheim ist ein Pfarrdorf, welches bei der letzten Volkszählung 877 Seelen enthielt. Im Kreise Worms, im Kanton Pfeddersheim gelegen, treiben seine Bewohner meist Ackerbau und Viehzucht, aber auch die Weintraube schwellt dort noch im Licht der Sonne. Die Gegend ist freundlich, hügelig und fruchtbar; nahe dem Ort vorüber fließt die Pfrimm (der dortige Landbewohner nennt sie die Bremm); westwärts hebt der Dom von Worms sein Haupt. Dazwischen liegen Pfiffligheim mit dem Luthersbaume, Pfeddersheim mit seinem Schlachtfelde, auf dem 1525 die aufständischen Bauern bluteten, und hundert Spuren kleiner Dynastenwirthschaft aus der Zeit des deutschen Reichs, welches in seiner damaligen Gestalt ewig ruhig schlafen möge. Monsheim selbst ist eine solche Spur. Denn ehemals Gräflich Leiningisch, fiel Schloß und Gut später an die Freiherrn v. Gagern. Noch jetzt gehört es ihnen; es ist dasselbe Schloß und Gut, welches erstere, am westlichen Ende des Ortes, in einem länglichen bequemen Quadrate sich hinzieht. Du trittst, Wanderer, durch die eine längliche Seite in jenes Quadrat. Gerade dir gegenüber der ältere Schloß-, der eigentliche Herrenbau, wohl geeignet, in einer Walter Scott'schen Erzählung seine architektonische Rolle zu

spielen. Rechts unten, die eine kleinere Seite des Quadrats ausmachend, die Wohnung Heinrich v. Gagern's: in mehr bürgerlichen, bescheidenen Dimensionen Zimmer und Treppen, aber bequem, geräumig und freundlich.

v. Gagern war eine Reihe von Jahren Wittwer gewesen. Da führte ihn Neigung der Tochter eines zu Freinsheim (in der nahen Rheinpfalz) wohnenden bürgerlichen Gutsbesitzers zu und Beide wurden ein Paar.

Dieses Verhältniß war, wie für sein inneres, so gewiß auch höchst wichtig für v. Gagern's äußeres Leben. Es verknüpfte ihn noch näher mit dem Volke, als es die von ihm gewählte Lebensart bereits gethan hatte; es hielt die Hand der Liebe und Treue über die Furche bürgerlicher Pflicht, in die er seinen einfachen Pflug nun auf immer eingelenkt hatte. Er verflocht das heitere Selbstbewußtsein des unabhängigen Mannes mit der mannigfaltigsten wissenschaftlichen und geistigen Errungenschaft und führte beiden Frische, Anmuth und Labung zu. Dabei gewährte es ihm das süße Glück, Vater zu werden — v. Gagern hat jetzt vier Kinder, zwei Knaben und zwei Mädchen — etwas, was ihm in seiner ersten kurzen und bald durch körperliche Leiden seiner Frau getrübten Ehe versagt gewesen war.

Man würde in der Annahme geirrt haben, daß v. Gagern, als er nicht mehr Mitglied der zweiten Kammer zu sein wünschte, oder überhaupt zu irgend einer Zeit dem politischen Interesse und der Bethätigung desselben erstorben gewesen sei. Aber indem er sich nach Rheinhessen übersiedelte, konnte er nur von dort aus den Hebel des Archimedes für die staatlichen Verhältnisse des Großherzogthums einsenken. Vorbedingung hierfür war, daß er ein gewisses Maß von Einfluß in Rheinhessen übte, und dieses wollte er so wenig leicht erlangen, als die Rheinhessen geneigt gewesen wären, es leicht zuzuwenden. Er mußte sich vorerst in seiner neuen bürgerlichen oder bäuerlichen Existenz befestigt haben. Er mußte dabei Vorurtheile gegen sich, gar mancherlei Art, bekämpfen. Das Vorurtheil, daß er

kein geborner Rheinhesse, von jenseits kam; das Vorurtheil gegen seine Geburt; das Vorurtheil der Gemäßigten gegen seine politische Tendenz, die allerdings keine ganz rheinhessische oder rheinische des linken Rheinufers ist; endlich das von einflußreichen Seiten so sehr genährte Vorurtheil, daß er durch seine Opposition nur ehrgeizige Zwecke verfolgt habe.

Es darf angenommen werden, daß v. Gagern durch sein neustes entschiedenes Auftreten für die rheinhessische Gesetzgebung diese Vorurtheile vollends niedergekämpft hat. Gewiß ist, daß seine Strebungen als Landwirth und seine Persönlichkeit schon sehr bald die vollste Anerkennung gefunden hatten. Im Sommer 1837 nämlich wollte ihn der landwirthschaftliche Verein in Rheinhessen zu seinem Präsidenten wählen, was nur dadurch unterblieb, daß seine Gegner den Regierungspräsidenten Freiherrn von Lichtenberg in Mainz, einen sehr beliebten Verwaltungsbeamten, mit ihm in die Wahl brachten.

Bei den neuen landständischen Wahlen im Jahr 1841 war in Oppenheim auch der Name v. Gagern's genannt worden, aber der Wahlkommissär bemerkte, daß er nicht wählbar sei, indem er nicht im Verzeichniß der Wahlfähigen stehe. Dies war zwar richtig, aber ein Gewählter kann auch noch nach der Wahl sich wahlfähig machen. Bei einer späteren (Ergänzungs-) Wahl in Oppenheim stand v. Gagern's Wahlfähigkeit außer Zweifel und war auch wohl allgemein bekannt, indessen erhielt er da nicht die zur Wahl erforderliche Majorität.

Präsident des landwirthschaftlichen Vereins in Rheinhessen wurde v. Gagern im Spätherbst 1845, da, nach v. Lichtenberg's Tod, ihm kein gleich Einflußreicher mehr entgegengestellt werden konnte.

Im Spätherbst des darauf folgenden Jahres bereiteten sich die Bewegungen in Rheinhessen gegen die beabsichtigte neue Civilgesetzgebung vor. Auch v. Gagern schloß sich denselben an. Aber er wahrte dabei seine Stellung als Präsident des landwirthschaftlichen Vereins, und die in Darmstadt, nachdem v. Gagern am 25.

Okt. 1846 in Alzey einer zu jenem Zwecke abgehaltenen Versammlung präsidirt, umgehenden Gerüchte, als denke man wegen Mißbrauchs seiner Präsidenteneigenschaft an seine Entfernung aus jener allerdings einflußreichen Stellung, waren, als durchaus des Gegenstandes ermangelnd, auch der Möglichkeit der Ausführung nach unbegründet.

Der Landtag begann und durch das zu Ende des Jahres 1846 erfolgte Ableben des Weinhändlers Valckenberg aus Worms wurde die Stelle eines Abgeordneten der Stadt Worms daselbst erledigt. Man nannte bald v. Gagern als in der Wahl befindlich; aber weniger vielleicht Rücksichten der politischen Aengstlichkeit bei so Manchem, was der Stadt Worms noch wünschenswerth erscheinen muß, als die Meinung, man müsse zum Zweck der gerade da in Frage stehenden rheinhessischen Institutionen ein rheinhessisches juristisches Vollblut in die Kammer schicken, stand ihm einigermaßen entgegen. Ehre der Mehrheit der Wahlmänner der Stadt Worms, daß sie diese Bedenklichkeit besiegte! Und Ehre sämmtlichen Wahlmännern, auch denen der gemäßigteren Parthei, daß sie ihre freie Ueberzeugung nach allen Seiten dabei aufrecht erhielten! Nachdem neben v. Gagern ein allgemein geschätzter Anwalt in Mainz als mit in der Wahl befindlich mehrfach öffentlich genannt worden war, änderte sich schnell vor derselben das Verhältniß. Herr Langen, früher Advokat-Anwalt in Mainz und zweiter Präsident der Kammer von 1834, später durch Scheinverkäufe sich seiner Wahlfähigkeit entäußernd, Secretär des landwirthschaftlichen Vereins und befreundet mit v. Gagern, ein Mann gemäßigt liberaler Gesinnung, kam bei einem Theile der Wahlmänner in Betracht. Er erhielt 12, v. Gagern 13 Stimmen und wenn letzterer auch nur mit einer Stimme gesiegt hatte, so war doch ebenso wenig zu verkennen, daß selbst das Unterliegen gegen einen so ehrenhaften mit in der Wahl Befindlichen, wie Langen nichts Verletzendes für v. Gagern hätte haben können.

Am 17. Februar 1847 trat v. Gagern in die Kammer und der Zufall, der bisweilen scherzhaft ist, ließ ihn für diese Sitzung einen Sitz neben Georgi einnehmen. Am 18. Februar, an welchem Tage die Berathung des Entwurfs des Polizeistrafgesetzes zum Art. 32 vorgerückt war, sprach v. Gagern zum Erstenmale wieder seit eilf Jahren in der Kammer. Er bemerkte, daß er weder an der Generaldiskussion, noch an der speciellen der ersten Titel habe Theil nehmen können, und daß er durch dieses besondere Verhältniß in doppelter Beziehung die Nachsicht der Kammer in Anspruch nehmen müsse. Denn der Gesetzesentwurf, der eben in Diskussion sei, sei, wie er annehmen müsse, den übrigen Mitgliedern der dermaligen Kammer zu einer Zeit zugestellt worden, daß sie vielleicht Muße gehabt, in den Geist desselben einzudringen und mit sich selbst darüber in's Klare zu kommen. Dies hätten aber diejenigen nicht gekonnt, welche nicht früherhin Mitglieder der Kammer gewesen. v. Gagern tadelte dann, daß der Entwurf gegen den einstimmigen Beschluß beider Kammern und im Widerspruch mit der von der Regierung ertheilten Zusage, nicht zu rechter Zeit, sechs Monate vor Eröffnung der Ständeversammlung, dem Publikum bekannt geworden sei. Darum, wenn es ihm verstattet sein könnte, auf die Generaldiskussion zurückzukommen, würde er beantragen, die Staatsregierung zu ersuchen, den Gesetzesentwurf der Berathung einer künftigen Kammer, wenn sie es dann noch für gut finde, ihn vorzulegen, vorzubehalten. Er, v. Gagern, habe den Entwurf erst kennen lernen durch einen Nachdruck desselben, der später verboten worden sei. Damals sei aber der Ausschußbericht noch nicht bekannt gewesen. Es sei vorauszusehen gewesen, daß der Ausschuß an diesem Gesetzesentwurf Manches ändern, sehr viel verbessern würde. Dies sei auch, wofür er sein Anerkenntniß ausspreche, geschehen. v. Gagern bezeichnete dann mit Bezug auf mögliche Verstöße und Zurückkommen auf bereits erledigte Fragen, die er sich unter diesen Umständen zu

Schulden kommen lassen könne, dies als die erste von ihm in Anspruch genommene Rücksicht.

Der Senfteig, obgleich in aller Ruhe aufgetragen, verfehlte doch nicht seine Wirkung. Der erste Präsident streute einige Bemerkungen zwischen v. Gagern's Rede und dieser bezeichnete dann als zweite Rücksicht die eigenthümliche Stellung des Entwurfs zum Einführungsgesetz. Er werde, sagte er, bei der künftigen Berathung der einzelnen Titel und Artikel des Polizeistrafgesetzbuches, stets von der Voraussetzung ausgehen, daß der Einzelrichter, wenigstens in der Provinz Rheinhessen — und er wünsche, daß es auch in den beiden andern Provinzen so sei — keine andere und keine höhere Strafgewalt auszuüben haben werde, als diejenige, welche ihm nach der dermal bestehenden Gesetzgebung eingeräumt sei. Dabei sprach sich der Redner gegen die Erhöhung der Strafkompetenz der rheinhessischen Polizeieinzelrichter auf's Doppelte im Einführungsgesetze, wozu, er wisse nicht warum, die Minorität des Ausschusses ihre Einwilligung gegeben habe, aus.

v. Gagern hatte wieder einmal gesprochen und mit gehaltener Aufmerksamkeit waren ihm Kammer und Publikum gefolgt. Er nahm von da an mehrfach das Wort und selbst seine Gegner werden nicht leugnen, daß damit ein neues Leben in die Kammer einzog. Frisch, ungenirt, entschieden und doch in der Form gemäßigt, sprang er in die Diskussion, stellte Amendements, wahrte die Geschäftsordnung, wo er Verstöße dagegen zu erblicken glaubte. Manchmal, wo er, sein Terrain und Möglichkeiten zu sehr vergessend, zu weit ging, setzte er wohl selbst einigemal seine nächsten politischen Freunde in Verlegenheit. Indessen glich sich das bald aus; v. Gagern fand bald den Höhemesser für seine Umgebungen und auch der leidenschaftlich gereizte Ton, welcher anfänglich manchmal hervortrat, legte sich im Lauf der ersten Wochen.

Schon auf frühern Landtagen hatte v. Gagern mit dem Abgeordneten Weyland lebhafte Auftritte gehabt.

So wieder in der Sitzung vom 1. März, worin der Art. 73 des Entwurfs des Polizeistrafgesetzes, welcher einen Theil des Art. 81 der Verfassungsurkunde wörtlich in sich aufgenommen hatte (das Verbot des Petitionsrechts hinsichtlich allgemeiner politischer Interessen) und bestimmte Geldstrafen für Anstifter und Theilnehmer dabei androhte, zur Berathung kam. Mehrere Abgeordnete hatten schon gegen diesen Artikel gesprochen, worunter v. Gagern, welcher namentlich entwickelte, daß Art. 81 der Verfassungsurkunde eine Undeutlichkeit enthalte, indem nicht nothwendig dadurch solche Petitionen an den Regenten verboten seien, und daß es ungeeignet sei, Undeutlichkeiten mit Androhung von Strafen aus der Verfassungsurkunde in's Gesetz zu verpflanzen und so dem Richter Zweifeln anheim zu geben. Da erhob sich der Abgeordnete Weyland zu Gunsten des Artikels, und sagte, daß es sehr vorsichtig von der Staatsregierung gewesen sei, so zu verfahren. v. Gagern, in seiner Antwort, bemerkte, der Abgeordnete Weyland sei ihm immer als ein Freund der Vorsicht bekannt gewesen; worauf Weyland an v. Gagern die Frage richtete, was er hier unter Vorsicht verstehe, und als v. Gagern gemäßigt sich darüber erklärte, den einen Schurken nannte, der eine unredliche Absicht bei ihm unterstelle. v. Gagern, sich fortgesetzt in den Schranken haltend, erklärte, daß er in der Aeußerung über Weyland keine Andeutung von Unehrenhaftigkeit habe geben wollen, und daß, nachdem er dieses gesagt, er in dem fortgesetzten Verhalten des Abgeordneten Weyland eine Beleidigung finden müsse. Der erste Präsident hatte den Abgeordneten Weyland nicht eigentlich unterbrochen und noch viel weniger zur Ordnung gerufen, der Abgeordnete Weyland sagte nichts Begütigendes und das Publikum trug sich schon mit Gerüchten von Herausforderung, als, in der nächsten Sitzung, der erste Präsident in Auftrag des Abgeordneten Weyland eine Rücknahme seiner Aeußerung gegen v. Gagern vortrug und seine Abwesenheit aus dem allerdings begründeten Umstande erklärte, daß ein Trauerfall in

seiner Familie eingetreten sei. Diese gab dann auch dem Abgeordneten Weyland Anlaß zu einer längeren Reise und, als er wieder nach Monaten in die Kammer trat, war das Andenken an jenen, damals ungeheures Aufsehen machenden Vorfall fast verschollen.

Im Entwurf des Einführungsgesetzes waren unter Anderm auch die Beschlüsse der deutschen Bundesversammlung über die Presse als solche Bestimmungen bezeichnet worden, welche neben dem Polizeistrafgesetz in Wirksamkeit bestehen bleiben sollten. Der Ausschuß der zweiten Kammer hatte aus Gründen, die nicht blos oppositionell waren, darauf angetragen, diese Stelle wegzulassen. Zur Berathung gelangt, stellte v. Gagern zuerst die Behauptung des Präsidenten in Abrede, daß die Beschlüsse über die Presse von 1819 außer der Wirksamkeit der Stände lägen, und ging dann zu den Gründen über, weßhalb die Frage, obgleich immer noch von gleicher Wichtigkeit, doch ihren aufregenden Charakter verloren habe. Er fand diese theils darin, daß nach den öffentlichen Blättern, in der Bundesgesetzgebung über die Presse, zu Gunsten deren Freiheit, Aenderungen eintreten sollten, theils in dem soeben Statt findenden Zusammentritt des preußischen vereinigten Landtages; bezeichnete als eine der Hauptaufgaben, Mittel und Wege zu finden, wie in den Beschlüssen des Bundes sich die Wünsche der deutschen Nation Weg bahnen würden und ging dann auf eine Prüfung einzelner Artikel der Bundesakte und der Verfassungsurkunde, zu Gunsten der Preßfreiheit über. Scharfe Streiflichter nach den Bundesbeschlüssen von 1832 und den Wiener Ministerkonferenzen von 1834 fehlten dabei nicht. Seine Ausführungen veranlaßten den Regierungskommissär zu keiner genaueren Erwiederung, als allenfalls der, daß er die von v. Gagern geschehene Aeußerung: „nächst den Verhältnissen der Presse im Kurfürstenthum Hessen seien nirgends die Verhältnisse der Presse so schmählich als im Großherzogthum Hessen," für „sehr ungeeignet" erklärte.

Das Neueste, Wichtigste, was v. Gagern gethan, ist die Herausgabe seines Werkes: „Rechtliche Erörterungen über den Inhalt und Bestand der der Provinz Rheinhessen landesherrlich verliehenen Garantie ihrer Rechts-Verfassung bei Verwirklichung des Art. 103 der Staats-Verfassung. Von Heinrich v. Gagern zu Monsheim. Worms, 1847. Steinkühl und Smith, vormals F. W. Kunze." Dem Vernehmen nach war zuerst das Manuscript der kreisräthlichen Behörde in Worms zum Zwecke der Censureinholung vorgelegt worden; diese aber hatte sie verweigert, für's ganze Werk, nicht blos für einzelne Stellen. Darauf faßte man den Entschluß, das Werk ohne Censur, auf das Privileg der Bücher über 20 Bogen, erscheinen zu lassen.

Bisher, wenn die Rheinhessen ihre Institutionen gegen abändernde gesetzgeberische Strebungen von Regierung und Ständen vertheidigten, stützten sie sich auf die Garantie des Besitznahmepatents vom 8. Juli 1816. v. Gagern gebührt das Verdienst, zu dieser Garantie noch eine zweite wichtigere hinzugefunden und die daraus für Rheinhessen abzuleitenden Folgerungen mit ebenso vieler Entschiedenheit als Klarheit abgeleitet zu haben. Es ist dieses die vom verewigten Großherzoge Ludwig I. bei Eröffnung der ersten Ständeversammlung am 27. Juni 1820 gehaltenen Thronrede. „Ich habe Ihnen Allen," sagte der Großherzog in derselben, „durch den von Vielen mißverstandenen Sinn des Edikts über die landständige Verfassung verheißen, daß ich an der Rechtsverfassung eines jeden Landestheils, sowohl in Bezug auf die Grundlagen derselben, als auch auf die damit verwebten, einem jeden Theile theuren Institutionen nichts ändern werde, als wenn uns gemeinschaftliche Ueberzeugung eine Abänderung als das Bessere erkennen läßt. Die Bewohner meiner Provinz Rheinhessen werden hierin eine Wiederholung desjenigen erkennen, was ich ihnen bei der Besitznahme verkünden ließ, und werden finden, daß ich sie nicht gegen ihre Nachbarn zurückgesetzt habe." In der Dankadresse auf

die Thronrede acceptirte dieses dann förmlich die zweite Kammer.

Es war eine nothwendige Konsequenz aus den in dem Werke mitgetheilten geschichtlichen Thatsachen und eine noch nothwendigere, wo es galt, zu Gunsten der rhein-hessischen Gesetzgebung und der Provinz Rheinhessen das Aeußerste zu thun, zu dem Ergebniß zu gelangen, daß nur dann, wenn die Mehrheit der rheinhessischen Abgeordneten darein willige, eine Aenderung in der rheinhessischen Gesetzgebung rechtlich zulässig sei; eine Ansicht, welche zugleich den Bewohnern der beiden andern Provinzen jede Aussicht auf Besserung ihres Rechtszustandes verschließt, wenn nicht jene Mehrheit der rheinhessischen Abgeordneten ihre Einwilligung dazu gibt. Dieses die schwache Seite des Werks; aber eigentlich nur subjektiv schwach, weil die Persönlichkeit eines v. Gagern, selbst wo er ein Provinzial-Recht vertheidigt, doch nicht ganz das Mißbehagen im Publikum ferne halten kann, er vertheidige ein Provinzial-Recht. Indessen gilt dann wohl die Gegeneinwendung, daß das Interesse der beiden andern Provinzen, selbst das Interesse des ganzen Großherzogthums und das deutsche Gesammtinteresse, die Rechtsinstitutionen der ganzen linken Rheinseite vor Zerlöcherung zu bewahren, dringend erheischt.

Dem Einzel-Inhalte des Werkes kann hier nicht genauer gefolgt werden. Es ist Partheischrift, aber wohl gegliederte, auseinander sich entwickelnde, ebensosehr mit historischer Genauigkeit, als theilweise mit schneidender Ironie und entschiedenster Herbigkeit geschriebene Partheischrift. Ich tadle das an sich gar nicht; eine bestimmte Meinung muß auch ihre bestimmte Form suchen und unter den vielen moralischen, intellektuellen und politischen Uebeln unserer Zeit steht das nicht unten an, daß wir uns verstecken und uns ducken, wenn wir sprechen oder schreiben, im Gefühl beständig uns plagender, in unser Fleisch zuletzt uns eingewachsener Justiz- und Polizeifurcht. Ein anderes ist die Frage, ob nicht mit einer kleinen Aenderung in der Schattirung des Aus-

drucks ebensoviel oder doch nicht viel weniger zu erreichen gewesen wäre? — Indessen werden auch da die Individualitäten die vollwiegendere Antwort geben. Und gerade in dieser Beziehung begegnen wir einer Eigenthümlichkeit v. Gagern's. Seine Worte sind von jeher in seiner parlamentarischen Wirksamkeit kühner und selbst kecker gewesen als seine Doktrinen. So die Aeußerung im Juni 1833, die Staatsregierung habe bisher nichts vorgelegt, als „Kleinigkeiten, wahre Lappalien," welchen Ausdruck „Lappalien" er zwei Monate darauf, doppelt und in derselben Anwendung wiederholte. Später sprach er „von den Rücksichten einer erbärmlichen Philisterei, namentlich in den kleinern deutschen Staaten, Derjenigen, welche an der Spitze der Geschäfte stehen." Auch gegen seine politischen Freunde in der Kammer war er nicht immer schonend. So nannte er eine auf jenem Landtage vom Abgeordneten Glaubrecht bezüglich der Entstehung der polnischen Revolution geäußerte Ansicht — eine Ansicht, welche durch den Zusammenhang als durchaus gerechtfertigt erschien — eine „kleinliche." Aber auch über diese nächsten persönlichen Schranken hinaus, schlug v. Gagern bisweilen auf Sachen. So im Jahr 1833 durch die Aeusserung: „Man will die Geschwornengerichte nicht, weil in Landau einige Schreiber, einige Gelehrte, über angeschuldigte Preßvergehen von Geschwornen freigesprochen worden sind." In der That, wenn man auch zugibt, daß das Wegwerfende dieser Aeußerung hauptsächlich durch die Absicht veranlaßt wurde, jenes Nichtwollen als ein unbegründetes und gesuchtes hinzustellen, so bleibt doch immer noch genug von der Pfauenfeder übrig, welche in der Gänsefeder nichts anders, als eben die Gänsefeder erblickt. Aehnlich äußerte sich v. Gagern noch 1835 über die zu öffentlichen Gerichtsversammlungen Zuzulassenden. Er sprach zwar vom „ganzen Publikum," aber gleich dabei von „denjenigen, welche Recht und Interesse haben, darüber zu wachen, daß und wie die Gesetze gehandhabt werden," und später von der dabei nöthigen Eigenschaft als „Staats-

bürger." Die Abneigung gegen den „Pöbel," insofern er den öffentlichen Gerichtsverhandlungen beiwohne, drang dabei zu bestimmt durch. Aber nicht blos die Schule, die erste Erziehung, bildet uns, sondern ebensosehr das Leben selbst, als eine zweite Erziehung. Und gewiß gibt v. Gagern selbst gern zu, daß seine in Rheinhessen, unter veränderten äußeren Umständen und fortgesetzt, gemachten Erfahrungen ihn über Manches anders und mehr zu Gunsten des Volks und volksmäßiger Einrichtungen habe denken lehren, als dies früher der Fall gewesen ist. Ebendasselbe gilt auch von der periodischen Presse und ihren Trägern, und es mag als ein Einbekenntniß in dieser Hinsicht (nicht blos als eine Gefälligkeit gegen ihre Urheber) gelten, daß v. Gagern dem „Ehrenrathe" zutrat, welcher zum Zweck der „Aufsicht und Kontrole" über die in Heidelberg vom 1. Juli 1847 an erscheinende „Deutsche Zeitung" zusammengesetzt wurde.

Es war vorhin von v. Gagern's Mäßigung in der Doktrin die Rede. Die Grundlage seiner politischen Ansichten — die Dreiheit der Gewalten — leitete schon nothwendig dazu hin, da er, nicht, wie Fox, der gleicher Ansicht huldigte, aber im Zweifelsfall der Demokratie den Vorzug einzuräumen erklärte, ein stetes Gleichgewicht derselben oder ein schnelles Wiederfinden des etwa Gestörten, für das Wünschenswertheste hielt. Andere Beispiele finden sich in den Protokollen; das Neuste vielleicht am 7. Mai 1847, wo er, als es sich um die Art und Weise handelte, wie das neue Anatomiegebäude zu Gießen innen eingerichtet werden sollte und mehrere Mitglieder zwar Geldbewilligungen dafür vorschlugen, aber unter gewissen näheren Bestimmungen über die Art jener Einrichtung, an den Art. 68 der Verfassungsurkunde erinnerte, der, wiewohl er dies nicht billige, nun doch einmal festsetze, daß Verwilligungen nicht an Bedingungen geknüpft werden dürften, so daß der Präsident und andere Mitglieder ihm zu Gunsten der ständischen Rechte widersprachen und näher nachzeigten, daß im vorliegen-

den Fall von der Anwendung jenes Artikels nicht die Rede sein könne.

Indessen ist jene Mäßigung v. Gagern's in der Doktrin doch nur eine bedingte. Das Steuerverwilligungsrecht hat er immer in der weitesten Ausdehnung verfochten; er muß eben hohe Standpunkte aufsuchen, für die er seiner tüchtigen Natur und Sinnesart nach so ganz geschaffen ist; er muß die Gedanken an Vaterland, deutsche Nation, Freiheit seine Theorien umfliegen lassen, um sie wärmer und eindringlicher zu machen.

v. Gagern spricht langsam und betont, nachdrücklich und würdig, gefacht und zusammenhängend, deutlich und wenn gleich weniger durch den Klang seiner Rede, als durch deren Accent, durch die sie umwallende Kraft der Ueberzeugung, zum Herzen dringend.

v. Gagern's neuestes Werk, welches zugleich einen deutlichen Fortschritt in der Entschiedenheit der Ausdrucksweise v. Gagern's beurkundet, erregte ein großes Aufsehen. Sieben und zwanzig Mitglieder der zweiten Kammer fanden sich durch zwei Stellen der Schrift verletzt und richteten deshalb ein Schreiben an den ersten Präsidenten der Kammer, worin sie sich zugleich auf's Tadelndste über den Verfasser ausließen und ihre Erklärung in das Archiv der Kammer niederzulegen baten. Es entspann sich darüber ein Briefwechsel zwischen dem ersten Präsidenten und dem Abgeordneten v. Gagern, welchem der Erstere jene Eingabe zur Einsicht mitgetheilt hatte. v. Gagern erläuterte, wann (vor seiner Wahl zum Abgeordneten und seinem Eintritt in die Kammer) und unter welchen Eindrücken das Werk von ihm geschrieben worden war und bemerkte das Nöthige zur Rechtfertigung dessen Inhaltes. Sodann erklärte er sich zur Zurücknahme der einen Stelle bereit, wenn in seiner Voraussetzung ein Irrthum gelegen habe. Die Sache wäre kurz abgethan gewesen, wenn sich v. Gagern zur Annahme einer Erklärung verstanden hätte, welche ihm von der andern Seite vorgeschlagen ward. Darin sollte er positiv aussprechen, daß er sich von der

Unrichtigkeit seiner Anführung in jener Stelle späterhin überzeugt habe und zugleich war die Schilderung des Wahlwesens nach den Kammerauflösungen von 1833 und 1834, als dessen Ergebniß die Mehrheit der späteren Kammern erschienen sei, weggelassen. In der Sitzung vom 1. Juni 1847 kam die Angelegenheit in der zweiten Kammer vor vollgefüllten und höchst aufmerksamen Gallerien zur ausführlichen Verhandlung. v. Gagern erklärte, auf die Sache selbst eingehen zu wollen. Einige Freunde v. Gagern's drangen auf das Uebergehen zur Tagesordnung, da die Sieben und Zwanzig ihren Zweck erreicht hätten. Frank (O. A. G. R.), einer der Unterzeichner, erklärte diese nicht befriedigt durch die vom Abgeordneten v. Gagern gegebene Erklärung und beharrte auch darauf, nachdem v. Gagern ausdrücklich erklärt hatte, daß er keinen der anwesenden Abgeordneten persönlich in seiner Schrift habe beleidigen wollen. Im Uebrigen spaltete sich die Berathung in zwei Theile: in die Frage, ob v. Gagern wort- und sinngetreu in seinem Werk über eine Aeußerung des Regierungskommissärs berichtet habe und in einen hauptsächlich mit dem Letzteren geführten Streit über die Garantien der Provinz Rheinhessen hinsichtlich ihrer Rechtseinrichtungen. Der Streit streifte häufig nach der Erwähnung und Beurtheilung allgemeinerer Zustände hin, und war deutlich, obgleich mehr innerlich als äußerlich, erregt. Die Berathung endigte ohne eigentliche Beschlußnahme.

Eine weitere Folge jener Schrift war die vom Abgeordneten Georgi an v. Gagern wegen der jenen betreffenden Stelle gerichtete Herausforderung auf Pistolen. Die öffentliche Meinung hat sich dahin ausgesprochen, daß von Gagern diese Herausforderung gar nicht hätte annehmen sollen. Indessen überwog da wohl sein chevaleresquer Sinn und der Wunsch, eine Beleidigung, welche persönlich durch Georgi nicht veranlaßt war, durch das Eingehen auf die Herausforderung zu sühnen. Aber diese letztere war ganz einfach auf Pistolen erfolgt und ebenso hatte v. Gagern ganz einfach dieselbe

angenommen. Deshalb wurde dann auch vielfach gebilligt, daß, als Georgi's Sekundant das Duell in einer Weise einzurichten antrug, welche v. Gagern's Sekundanten „Metzelei" nannten und der Criminalbehörde, nach Vollführung deſſelben, Anlaß hätte geben können, wegen Mords oder Mordverſuchs eine Unterſuchung einzuleiten und (vom Landtag verbannende) Strafen zu verhängen, v. Gagern ein ſolches Piſtolenduell, auf das beſtimmte Anſinnen ſeiner landſtändiſchen Mitabgeordneten aus Rheinheſſen, ausſchlug. Wichtiger als dieſes Ereigniß, welches ſich in ſeinem Beginnen doch nur als Hingebung an veraltete und barbariſche Vorurtheile kund gibt, war die Darlegung beſtimmter Anſichten im Volke über jenes Ereigniß und einer Achtung und Neigung für v. Gagern, welche dieſer ſo ſehr verdient. Nämlich von Darmſtadt, Mainz, Worms, Bingen, dem Kanton Oberingelheim, Gießen, Butzbach u. a. O. gingen Adreſſen an v. Gagern ein, welche, in der anerkennendſten Weiſe ſeiner bisherigen Wirkſamkeit erwähnend, die Aufforderung an ihn ſtellten, ſich nicht zu ſchlagen und ſein Leben, ſeine Wirkſamkeit dem Volke zu erhalten. Aehnliches geſchah durch perſönlich bei ihm eintreffende Deputationen. Kein Zweifel, daß die Sache nun als abgethan erſcheint; die Geſchichte um einen Irrthum, aber auch um erfreuliche Erfahrungen reicher.

Und hiermit ſchließe ich. Es iſt eine eigenthümliche aber leicht erklärliche Erſcheinung, daß bei den Kämpfen der Völker um ihre Rechte häufig Adelige in den erſten Reihen ſtehen. So, um ein älteres Beiſpiel zu erwähnen, Mirabeau und Lafayette in der konſtituirenden Verſammlung, und, in der neueren Zeit, v. Cloſen in Bayern und v. Vincke in Berlin. Es ſcheint mir die Andeutung darin zu liegen, daß die Reaktion ſehr ſtark iſt und daß, um ihr mit einigem Erfolg zu begegnen, es nicht hinreicht, Männer bürgerlicher Abkunft die parlamentariſche Wehre führen zu ſehen. Im Gegentheil iſt dann ein Steigerungsmittel

der Wirkung, ein Firniß, welcher die Kraft der Farben hebt, die Eigenschaft des Adeligseins. Sie bricht im Voraus die Spitze mancher Angriffe ab, sie läßt manches Wort den Gegner geduldiger hinnehmen. Nicht zum Nachtheil solcher Adeligen sei das gesagt. Gebührt doch jeder tüchtigen Anstrengung schon an sich Ehre und wahrhaftig auch dem Adeligen ist der Kampf nicht leicht gemacht. Er ist ihm sogar im Voraus erschwert durch Lebensrichtungen und Lebensgewohnheiten, welche in Geist und Gemüth einschneiden, wie die wenn auch goldne Fessel in das Fleisch. Doppeltes Lob gebührt also dem Adeligen, der, im richtigen Erkennen der Zeitbedürfnisse und namentlich der Fortentwickelung der Freiheit, sich, indem er für diese kämpft, wenigstens einigermaßen, mit jenen Richtungen und Gewohnheiten in Gegenstreit setzt! Aber die erwähnte Erscheinung liegt vor, sie wird noch lange vorliegen und nur dann mehr und mehr zurücktreten, je mehr sich die Kraft und Intelligenz im Bürgerstand heben und (was zu wünschen) das Beamtenthum in größerer Ausdehnung als jetzt der Fall ist, durch Wähler, welche die Bedeutung einer konstitutionellen Verfassung richtiger einsehen, vom Ständesaale fern gehalten wird.

Blücher.

Von

Eduard Duller.

„In Harren und Krieg,
In Sturz und Sieg
Bewußt und groß,
So riß er uns vom Feinde los."

Goethe.

Gebhard Leberecht von Blücher.

(Geboren zu Rostock am 16. Dezember 1742, gestorben auf dem Gute Kriblowitz in Schlesien am 12. September 1819.)

Eine begeisternde Losung erschallet über alles deutsche Land, Tausende, die allzulang geschlummert und von des Volkes künftiger Geltung, künftiger Größe — geträumt, zur harten und doch so freudigen Arbeit des Erringens weckend. Diese Losung heißt „Vorwärts." Sie tönt, Menschen vereinigend, die sich nie von Antlitz gesehen, nie von einander vernommen, Hohe und Niedere, Jünglinge und Greise, sie tönt allen Mitkämpfern am unblutigen Kampfe für die höchsten Güter der Menschheit, für gesetzliche Freiheit Aller, für geistige Bildung und sittliche Veredlung jedes Einzelmenschen.

Einst, im Jahre 1813, scholl diese Losung, von einem Helden gerufen, allen Deutschen, welche, das Vaterland von unwürdiger Fremdherrschaft zu befreien, mit den Waffen in der Hand zusammengetreten waren, und unaufhaltsam riß der gewaltige Zauber sie fort, bis Deutschlands äußere Unabhängigkeit errungen war.

Tritt uns jetzt wieder hervor, theurer Mann des deutschen Volkes, der du im Befreiungskampfe zuerst die Siegeslosung „Vorwärts" gerufen, du kernhafte Natur, die nichts gescheut hat als die Federn der Diplomaten. Die Gegenwart braucht einen Wecker des Selbstgefühls, einen Lehrer des Muths. Dein Bild betrachtend, wollen wir's

fühlen, daß des Mannes Selbstgefühl nicht blos durch einen äußeren Feind herausgefordert wird, daß der Muth nicht blos mit Waffen gegen Waffen erprobt werden muß. Genug der inneren Feinde gibt's, die das große Grundgesetz der Menschheit verkennen; der gefährlichste Feind aber sitzt dir im Herzen, mein Volk, wenn du deiner selbst und der Aufgabe vergißest die du zu erfüllen hast. Vorwärtsschreiter für die ganze Menschheit sollst du sein, Streiter für den Sieg ihrer höchsten Gedanken; wie, und du hast noch immer nicht den Muth gefunden: ganz du selbst zu sein? Vorwärts zu diesem ersten Schritt! Und endlich — stehst du denn wirklich auch gegen jeden äußeren Feind so sicher da, wie's der alte Blücher erringen gewollt? Dein junges Geschlecht harrt großer Entscheidung; wer weiß, wann die Stunde schlägt! Nun denn, so spreche der alte Blücher zu unserm jungen Geschlecht: „Stählet des Leibes und der Seele Kraft! Seid wachsam, rüstig und gerüstet! Traget das Vaterland im Herzen! Blitzen je des Fremden Waffen vom Westen oder vom Osten, vom Norden oder vom Süden her deutschen Gränzen entgegen, — dann für Deutschlands Selbstständigkeit und Ehre vorwärts Alle wie Ein Mann!“ —

Am 16. Dezember des Jahres 1842 vollendete sich das hundertste Jahr, seit Gebhard Leberecht von Blücher zu Rostock geboren wurde, wohin sein Vater, der das Erbgut Großen-Rensow besaß, und früher hessen-kassel'scher Rittmeister gewesen, von Mecklenburg gezogen war; Blücher's Mutter war eine geborne von Zülow, sein älterer Bruder hieß Ulrich Siegfried, und seine Schwester war an einen Herrn von Krackwitz auf Rügen verheirathet. Dorthin sandten die Eltern beim Ausbruch des siebenjährigen Krieges ihre beiden Söhne, und dort lernte Gebhard Leberecht von Blücher, damals ein Jüngling von 14 Jahren, sich in der Landwirthschaft ausbilden, sowie zu Roß und zu Fuß, zu Land und zur See seine Körperkraft stählen, wobei es an manchem tollkühnen Wagestück nicht fehlte.

Der Aufenthalt auf Rügen wurde bei den damaligen Zeitverhältnissen die Veranlassung, daß der junge Blücher die kriegerische Laufbahn betrat, auf welcher er im späten Greisenalter den schönsten deutschen Eichenkranz erringen sollte. Da sich Schweden auf die Seite der Feinde Friedrichs des Großen schlug, ließ es Truppen auf Rügen landen, und so wie der junge Blücher die ersten schwedischen Husaren sah, da rief's laut in seinem Herzen: „Soldat muß ich werden!" Vergeblich war jede ernste Abmahnung seiner Schwester, seines Schwagers; vom heißen Drange hingerissen, eilte er zum schwedischen Husaren-Rittmeister, ließ sich als Junker anwerben, und war durch keine Vorstellung seines herbeigeeilten Schwagers von dem freudig gefaßten Entschluß mehr abzubringen. Den Säbel an der Seite, das Roß tummelnd, mit voller Jugendlust in die Welt hinausblickend, folgte Blücher nun seinen Waffengefährten, überall der Keckste voran, wo es zu plänkeln und die Feinde zu necken galt. Die schwedischen Truppen streiften bis in die Mark Brandenburg, als es bei Suckow an der Ucker zu einem Gefecht mit preußischen Husaren kam, wobei jene weichen mußten; Blücher's Pferd stürzte durch einen Schuß und er selbst ward gefangen genommen.

Der Oberst von Belling, Chef des preußischen Husarenregiments, vor welchen er gebracht wurde, gewann ihn lieb und wollte ihn zum Kornet machen, wenn er in preußische Dienste trete. Blücher gewann allerdings Neigung dafür, wollte aber die schwedischen durchaus nicht eigenmächtig und ungehörig verlassen, und so dauerte es denn ein Jahr lang, bis er, gegen die Auslieferung eines von den Schweden gefangenen preußischen Lieutenants, seinen förmlichen Abschied von den Schweden erhielt, worauf er denn als Fahnenjunker in das preußische schwarze Husarenregiment trat. Im Jahre 1760 wurde er Kornet, schon im nächsten Sekondelieutenant, und ein halbes Jahr später Premierlieutenant.

Als solcher machte Blücher die letzten Jahre des siebenjährigen Krieges mit, focht bei Kunnersdorf, wo der liebenswürdige Dichter Chr. E. v. Kleist den Heldentod starb, und bei Freiberg, wo er verwundet wurde. Nur im Krieg, wo sich sein wildes Feuer austoben konnte, war ihm wohl; die Waffenruhe, wie sie nach dem Hubertsburger Frieden 1763 eintrat, war nichts für ihn; ihn verzehrte der ungestüme Thatendrang, für den er keinen Spielraum fand, und in überbrausender Jugendkraft ergab er sich, ohne Maaß zu halten, den Freuden der Jagd, des Spiels, des Gelages; schöne Pferde waren seine Lust und gern machte er Aufwand, unbekümmert darum, daß seine Mittel nicht dazu im gehörigen Verhältniß standen. Aufbrausend, die Worte in der Hitze nicht wählend, war dieser rechte Mann der That auch wohl zuweilen ein Mann der Gewalt, — und wiewohl ihm Keiner von seinen Kameraden gram sein konnte, weil seine Kernhaftigkeit seine Uebereilungen gut machte, so wurden doch sein Trotz gegen seinen neuen Chef, den General von Lossow, und sein eigenmächtiger Muthwille gegen einen römisch-katholischen Priester in Polen, wo wegen der ausgebrochenen Unruhen (1770) preußische Truppen lagen, zur Veranlassung, daß Blücher, welcher 1771 Stabsrittmeister geworden war, auf Lossow's Vorschlag übergangen wurde; statt seiner er-

hielt ein im Dienst jüngerer Rittmeister die Schwadron, auf welche, dem Herkommen zufolge, Blücher das Anrecht hatte. Gekränkt bat er in kurzen, stolzen Worten den König um seinen Abschied und erhielt ihn im Januar 1773 mit den Worten, so ganz in der eigentlichen Manier des alten Fritz: „Der Rittmeister von Blücher ist seiner Dienste entlassen und kann sich zum Teufel scheren." Der König, der aus Preußen eine starke achtunggebietende Kriegsmacht geschaffen hatte, ahnte nicht, daß ihre Kraft nur auf seiner Persönlichkeit beruhte und daß die Kraft des Staates mit seinem letzten Athemzuge schwinden würde, weil die vernunftgemäßen Grundsätze, welche er als Normen verkündigt, nach seinem Tode nicht beachtet wurden; er ahnete nicht, daß eben dieser Rittmeister von Blücher, den er „sich zum Teufel scheren" hieß, dereinst Preußen retten würde.

Blücher trat nun in andere Lebensverhältnisse, wozu die Neigung seines Herzens zu der Tochter des sächsischen Obersten von Mehling, welche er noch als Offizier in Polen näher kennen gelernt und mit welcher er sich verlobt hatte, nicht wenig beitrug. Dieses Fräulein war um 14 Jahre jünger als er und von ausgezeichneter Schönheit; sein plötzlicher Abschied vermochte weder die Gesinnungen seiner reizenden Verlobten noch die ihrer Anverwandten zu ändern, und so wurde denn seine Hochzeit vollzogen, worauf ihm sein Schwiegervater, welcher Generalpächter in Polen war, das Gut Gerissunde in Unterpacht überließ. Blücher widmete sich nun, gleich jenem Cincinnatus des Alterthums, der das Schwert mit dem Pfluge vertauschte, der Landwirthschaft, und zwar mit dem lebhaftesten Eifer. In kurzer Zeit hatte er durch Umsicht und Fleiß so viel erübrigt, daß er sich ein Gut in Pommern in der Nähe von Stargard ankaufen konnte, wohin er dann bald zog, und wo er sich die allgemeine Achtung in dem Grade erwarb, daß er zum Ritterschaftsrath erwählt wurde. In diesem neuen Kreise wirkte der thatkräftige Mann, dessen Familie im Lauf der Jahre auf sechs

Söhne und eine Tochter heranwuchs, unermüdlich und mit dem besten Erfolge; insgeheim freilich spornte ihn immerfort die heftigste Sehnsucht nach dem verlassenen Kriegerstande. Friedrich der Große sprach ihn öfters und bewies ihm thatsächlich seine Anerkennung und seine Gnade; doch von Erfüllung seines geheimen Lieblingswunsches konnte für Blücher keine Rede mehr sein. Der alte Fritz war nicht der Mann, zu widerrufen, wenn er auch gern Uebereilungen verzieh, vergaß oder gut machte. Und so blieb denn Blücher 15 Jahre lang bis zum Tode Friedrichs des Großen — Landwirth.

Nach dem Abscheiden des Königs gelang es Blüchern, welcher ungeachtet aller Bedenklichkeiten seiner Gattin nach Berlin gereist war, von dem neuen König Friedrich Wilhelm II., dem er sehr wohl gefiel, seine Wiederanstellung zu erlangen, und zwar nicht blos bei seinem alten Schwarzen-Husarenregiment, sondern auch mit solcher Rangberücksichtigung, als ob er ohne Unterbrechung fortgedient hätte. So trat er denn 1787 als Major wieder in preußischen Kriegsdienst ein; sein Patent wurde auf den 14. April 1779 zurückdatirt. Er machte nun den Feldzug von 1787 mit, welcher die Beschützung des Hauses Oranien gegen die Volkspartei in den Niederlanden zum Zweck hatte, und wobei 20,000 Preußen in Holland einrückten; Blücher besetzte unter dem Befehl des Generals von Göckingk die Provinz Over-Yssel. Im darauffolgenden Jahre wurde er zum Oberstlieutenant und 1790 zum Oberst und Befehlshaber des Regiments ernannt, in welchem er bisher gedient hatte.

Inzwischen war über den Staat, in welchem einst ein König die Worte: „der Staat bin ich selbst“ ausgesprochen, über Frankreich ein Ereigniß hereingebrochen, wie die europäische Menschheit nie ein gleiches gesehen; die französische Revolution ist's, was ich meine; sie war das in Donnern und Blitzen, in verheerenden Stürmen und Fluthen verkündigte Gottes-

urtheil über jenen Spruch Ludwig's XIV.; sie war eine geschichtliche Nothwendigkeit. Denn in Frankreich hatte die Willkürherrschaft, sowohl des Königshauses, als auch der bevorrechteten Stände, nicht blos jede Geltung der Rechte der Nichtbevorrechteten (der bloßen Menschen) geläugnet, sondern auch die Menschenwürde, die Tugend und Sittlichkeit verhöhnt. Nun ist aber das Recht das Ewige, unabhängig vom Belieben der herrschenden Geschlechter, ihre Zeugungen überdauernd; es ist so ewig wie Gott; es mußte, wo das gewissenloseste Walten der Willkür jede Form seiner Erscheinung im Staat zerstört hatte, es mußte endlich jede Form der Willkür und der Bevorrechtung zersprengen, um den Staat neu herzustellen als die Anstalt, die er sein soll, die zur Verwirklichung des Rechts jedes Einzelnen in der großen Rechtsharmonie der Gesellschaft; wer verkennt das geschichtliche Ziel, das über diesem Zwecke leuchtet, die Erhebung des Einzelbewußtseins zum Gesammtbewußtsein, des Nationalgefühls zum Verständniß der Humanität? Was nach Gesetzen, die ebenso unverrückbar wie die der Sternenbahnen, geschehen mußte, — geschah; die Bevorrechteten konnten's nicht aufhalten. Hätten sie bei ihrer ungeheuren Selbstsucht — ich will nicht sagen: nur etwas Redlichkeit — nein, hätten sie nur etwas Klugheit, nur etwas klaren Blick besessen, dann konnten sie auch sich selber noch retten, und ob sie auch nichts fördernd beizutragen brauchten, — das große Werk der staatlichen Wiedergeburt, die Herstellung eines Rechtsstaates auf den Grundfesten der Humanität wäre vollbracht worden. Aber die Bevorrechteten haben durch Flucht aus dem Vaterlande und durch heimliche Ränke drin, der französische Hof hat durch Leichtsinn und Bitterkeit, durch Uebermuth und Demüthigung, durch ein gänzliches Verkennen der ewigen Ideen des Rechts und der Sittlichkeit, ja durch entschiedene Treulosigkeit das große Werk in seiner na-

turgemäßen Entwickelung gehemmt, und das haben ſie alle zuſammen mit Noth, Angſt, Aechtung, Leiden und Tod büßen müſſen. Durch dieſes knaben- und weiberhafte Eingreifen haben ſie aber auch die Leidenſchaften heraufbeſchworen und entfeſſelt; dieſe Leidenſchaften haben auch jene unterſten Schichten der Nichtbevorrechteten, auf welche die jahrhundertlange Verknechtung am meiſten entſittlichend gewirkt, aufgewühlt, und ſo iſt es, nachdem der Odem Gottes den morſchen Lehnsſtaat zerſtäubt, den unedelſten und unlauterſten Kräften möglich geworden, neben den edelſten und lauterſten aufzutauchen, ja dieſe ſelbſt zu überwältigen, und ſo endlich unter dem Namen der Freiheit denſelben Zuſtand der Rechtloſigkeit herbeizuführen, wie er zur Zeit der königlichen, adeligen und prieſterlichen Willkürherrſchaft war.

Was hatte nun Deutſchland dabei zu thun? Es wimmelte damals in unſerm Vaterland von den ausgeflogenen Motten des alten zerſtäubten franzöſiſchen Lehnsſtaates, von Prinzen und Adeligen, die nichts hatten als ihr bischen Vollblut, ihre Galanteriedegen, ihre Eitelkeit, ihre Sittenloſigkeit, kurz ihre Nichtigkeit, von Abbé's und ähnlichen Männlein eines übermüthigen Prieſterſtandes, die Alles in Allem waren, nur das nicht, was ſie ſein ſollten! Man konnte dieſen Leuten in Deutſchland aus Mitleid ein gaſtlich Obdach gewähren, wenn ſie auch keine Achtung verdienten, aber man durfte nicht einſeitig auf ihre Darſtellungen, als wären's Offenbarungen Gottes, hören; dieſe franzöſiſchen Vaterlandsflüchtlinge (Emigrés) logen ihre Sache zur gerechten; den früheren naturwidrigen Zuſtand der Dinge ſchilderten ſie als alleinheilbringenden; die ewigen Ideen der Menſchheit, welche ſich zur Geltung durcharbeiteten, verdächtigten ſie ihren Geiſtesverwandten in Deutſchland, die keine Ahnung von der Wahrheit hatten, als eine Peſt, welche auch außerhalb Frankreich's alle alte Ordnung bedrohe. Das war nun freilich der Fall; hatten ja doch leider die meiſten größeren und kleineren deutſchen Höfe

den gepriesenen französischen nachgeäfft; sie hatten's nicht blos in Bezug auf das politische Prinzip einer von Gottes Gnaden unbeschränkten Macht, einer durch den Zauber des Blutes bevorrechteten Adels- und einer durch den heiligen Geist besonders begnadigten Priesterkaste; sie hatten's auch in Bezug auf die glänzenden Formen des Hoflebens, in Bezug auf die Vergeudung von Schweiß- und Blutgeld ihrer Unterthanen für Feste und Jagden, für Mätressen und Kammertürken. Darum zitterte auch in Deutschland mancher hochgeborne arme Wicht vor einem Siege des Grundsatzes; daß es nichts Höheres gibt als den Menschen mit seinem angebornen Recht. Nicht geziemte es deutschen Herzen, diesen „Emigrés", deren Benehmen auf gastlichem Boden ein schlechtes Zeugniß für ihre Sittlichkeit gab, mit den Waffen in der Hand zur Erneuerung ihrer altgewohnten Volksbedrückung und Volksentsittlichung in Frankreich zu verhelfen, — um dieser Leute willen ein großes Volk anzugreifen und in den geschichtlichen Gang seiner Entwickelung einzugreifen. O, bei weitem mehr hätte es den Meisten in Deutschland geziemt, Angesichts der angehenden Bewegung in Frankreich in sich zu gehen und auf die ernsten Mahnungen der Geschichte zu achten. Sie haben das nicht gethan.

Kurz: durch deutsche Waffen sollte mit der unbeschränkten Monarchie in Frankreich, obwohl sie schon aus völliger Entnervung zusammengebrochen war in sich selbst, der ganze alte Zustand der Dinge wiederhergestellt werden. Der Herzog von Braunschweig erließ das berüchtigte „Manifest" vom 25. Juli 1792, dessen übermüthiger Ton trefflich geeignet war, die ganze französische Nation nicht blos zum Zorn, sondern auch zur großen nationalen That zu entflammen. Sollte sie sich noch länger von den Bevorrechteten jetzt ein Versprechen geben und bei der nächsten Gelegenheit sich von ihnen wiederum täuschen lassen? Sollte sie ihnen die Errungenschaft des nachhaltigsten

Mannesmuths, jede Gewähr des Rechts in der Verfassung neuerdings preisgeben? Und der Fremde sollte ihr eine solche schmähliche Unterwürfigkeit durch eine Drohung abtrotzen? Nein! Was in Frankreich Volk war, stand auf jenes „Manifest" hin wie Ein Mann da. Der Krieg war entschieden. Das Ziel des Kampfes, die Vertheidigung der Freiheit und Ehre des Vaterlandes, verwandelte Menschen, welche nie fechten gelernt hatten, in todesmuthige Krieger.

In diesem ernsten Kampfe von Deutschen gegen Frankreich erschien auch Blücher. Bei den Lebens- und Staatsanschauungen, in welchen er zum gereiften Manne herangewachsen war, konnte er keine Hinneigung für die französische Nation hegen. Ihm war das Königthum eine geheiligte Macht, und er unterschied nicht, wie himmelweit die mit dem Purpur der Monarchie bekleidete Willkürherrschaft der Bourbone von seinem Ideale entfernt war, einem Ideale, für dessen Verwirklichung er einst noch als Greis die Waffen erheben sollte. Als Deutscher stolz und trotzig auf seine Deutschheit, mißkannte er ebenso sehr nur allzuviel die französische Nation und war in seinem Haß gegen sie ungerecht. Wohl mußte sein deutsches Herz von Zorn aufwallen, wenn er an allen Raub deutscher Länder dachte, die er nun mit Frankreich vereinigt sah. Er unterschied nur nicht, daß nicht die französische Nation so viel Unbill an uns Deutschen verübt, so viel herrliches Land uns entrissen hat, sondern eben wieder die sultanische Willkür der französischen Könige und Minister. Wie viel mehr mußten nun erst späterhin die weitere Ausartung der Staatsumwälzung und alle Scheußlichkeiten, welche ihren Todeskampf bezeichneten, wie viel mehr mußten nun gar die noch späteren Siegesfortschritte der Franzosen auf deutschem Boden seinen Haß gegen alles, was französisch war, entflammen!

Blücher kam erst im Februar des Jahres 1793 mit dem ersten Bataillon des Belling'schen (später Gol-

zischen) Husarenregiments zu den am Niederrhein mit den österreichischen Truppen vereinigten preußischen. Nun hatte er einen weiten Spielraum, (wie er längst gewünscht) für seine Thatkraft und für seine Talente. Nun zeigte er, daß er zum Soldaten geboren war. Aus allen seinen Thaten leuchtete das Genie, das sich nicht anstudiren läßt, dessen überschießende Kräfte aber die Wissenschaft und Erfahrung, letztere mit wissenschaftlichem Blicke gewürdigt und nutzbar gemacht, harmonisch ordnen. Die Jahre 1793 und 1794 sahen Blücher's glänzende Waffenthaten bei Orchies, Luxemburg, Frankenstein, Oppenheim, Kirweiler und Edesheim; aber mehr als einmal bewies er in diesen Feldzügen auch durch wahrhaft ergreifende Charakterzüge, daß er über dem Soldaten nie den Menschen vergaß und daß er den Menschen auch im Feinde ehrte. Der Kampf bei Kirweiler, am 28. Mai 1794, wo Blücher an der Spitze seiner tapfern Husaren die feindliche Reiterei zurückwarf, das Fußvolk und Geschütz der Franzosen überritt und als Preis des Sieges 6 Kanonen, 9 Pulverwagen, 120 Pferde und 300 Gefangene gewann, verschaffte ihm die Auszeichnung, daß ihn der König unterm 4. Juni zum Generalmajor und zum Inhaber des Husarenregiments machte. Der Sieg bei Edesheim (am 13. Juli), wo er seinen im Feuer stehenden Braven, an ihnen vorübersprengend, zurief: „Kinder nur heute haltet aus; es gilt Preußen's Ehre," und wo er die Antwort erhielt: „O ja, Herr General, versorgen sie uns nur mit Patronen," — dieser glänzende Sieg, wobei der General Laboissiere, 1 Oberst, mehrere Offiziere und 80 Gemeine gefangen genommmen, 3 Kanonen und 100 Pferde erbeutet wurden, war Blücher's Dank. Noch glänzender war sein Sieg bei Leistadt, am 20. September, ein rechtes Reiterstück, rasch wie aus dem Stegreif erfochten.

König Friedrich Wilhelm III. welcher nach dem Tode seines Vaters am 16. Nov. 1797 den preußischen Thron bestieg, belohnte die militärischen Verdienste Blücher's

am 20. Mai 1801 durch dessen Beförderung zum General-lieutenant und übertrug ihm 1802 die Besitzergreifung von Erfurt, Mühlhausen und Münster für Preußen. Bei diesem schwierigen Geschäft benahm sich Blücher mit Mäßigung und Klugheit. In kurzer Zeit hatte er sich volksbeliebt gemacht. Wie konnte es auch anders sein? Seine ganze Natur war ja so recht volksthümlich, von gutem alten Schrot und Korn. Mochte auch die herbe Entschiedenheit seines soldatischen Tons manchen verletzen oder erschrecken, der köstliche Urstoff seines Wesens mußte ihm die Herzen des Volkes, auch seiner Untergebenen gewinnen. In ihm war so gar nichts Künstlich-Gemachtes, so gar kein flimmernder Schein und Manierentand; was er dachte, das sprach er rasch, kurz, kräftig, trefflich bezeichnend heraus; hatte er sein Wort gegeben, so brachte ihn keine Macht der Welt davon ab, es zu halten. In ihm sah man ganz und gar unseres deutschen Volkes feste Kraft, hohen Muth, lautere Biederkeit, wie sie einst dessen Stolz und Ruhm gewesen.

Im Jahr 1803 ernannte ihn der König zum Gouverneur von Münster.

Inzwischen hatte sich die Lage der Dinge in Frankreich wesentlich verändert. Die Neugestaltung Frankreichs war durch feindselige Kräfte im naturgemäßen Entwicklungsgange gehindert, die Vollendung eines freien Rechtsstaates, wozu der schönste Anfang gemacht war, vereitelt worden. Während die Nation ihre ungemeine Lebenskraft im Kampfe nach außen bethätigte, ward sie innerhalb der Gränzen Frankreichs abermals die Beute der Willkür und Selbstsucht der Partheien. Die jungfräuliche Freiheit war verrathen; statt ihrer, ja ihren edlen Namen mißbrauchend, waltete die Schreckensherrschaft der Gesetzlosigkeit, bis man diese endlich gegen eine Ordnung unter abermals einer Ein- und Alleinherrschaft, und noch dazu einer soldatischen, bis man die Freiheit gegen den Ruhm vertauschte!

Neben dem Wahlspruch: „Freiheit und Gleichheit" ertönte anfangs der Ruf: „Es lebe der General der Republik, Bonaparte;" — dann als dieser außerordentliche Mann die Heere Frankreich's von Siegen zu Siegen geführt, ertönte statt jenes Wahlspruchs plötzlich: „Es lebe Kaiser Napoleon." Der Wille eines Einzigen galt nun in Frankreich, und leider vernahm man auch gar bald in Deutschland von Deutschen den Ruf: „Es lebe der Kaiser Napoleon;" den tausendjährigen Ruf: „Es lebe der deutsche Kaiser!" vernahm man nicht mehr!

Am Furchtbarsten hatte sich in Preußen die Nachwirkung des „alten Regiments" gerächt. Aus den Schöpfungen Friedrich's des Großen hatte man unter seinem Nachfolger die köstlichsten Edelsteine gebrochen, die Grundgedanken, welche die Fortschrittsfähigkeit enthielten, und an deren Stelle hatte man eine Willkürherrschaft der Bevorrechteten, der Günstlinge, der Dunkelmänner, hatte man eine gränzenlose Verschleuderung des Schatzes treten lassen; von dem Ruhme der preußischen Armee, welchen Friedrich der Große geschaffen, zehrten eigensinnige alte und eingebildete junge Offiziere adeligen Bluts; von seinem ganzen Heerwesen war so zu sagen nichts mehr vorhanden, als der Zopf und der Stock; ließ sich damit dem Kriegsgott des Jahrhunderts entgegen treten? Der neue Regent, König Friedrich Wilhelm III., ein Mann von schlichtem Wesen, gutem Willen und religiösem Sinn, erkannte den trostlosen Zustand Preußens; er suchte zu sparen, neu zu schaffen, das drohende Unheil abzuwenden. Vergeblich: der gute Wille, die Kraftanstrengung des einzelnen Mannes reichte nicht aus. Es mußte über den ganzen Staat die tiefste Noth kommen! Sie allein konnte die wahre Rettung bringen.

Der Krieg zwischen Preußen und Napoleon brach im Spätherbst des Jahrs 1806 aus. Die Ereignisse drängten sich in einer Aufeinanderfolge, die eben

so rasch war, als Napoleons Ankunft in Thüringen. Am 10. Oktober fiel der ritterliche Prinz Louis von Preußen bei Saalfeld; am 14. ward die furchtbare Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt geschlagen. Blücher war dabei. Vergeblich seine Tapferkeit; vergeblich führte der König selbst seine Preußen zum Angriff. Noch standen ganze Abtheilungen preußischer Truppen schlagfertig; schon sprengte Blücher mit der Erlaubniß, nochmal anzugreifen, freudig zu seinen Husaren; aber fast im selben Augenblick, als er davon Gebrauch machen wollte, wurde sie zurückgenommen; das Verhängniß entschied. Gegen 10,000 Todte und Verwundete lagen auf dem Schlachtfeld und die Verwirrung des Rückzugs vollendete das Unglück der preußischen Heeresmacht. Der General Graf von Kalkreuth und der Fürst von Hohenlohe versuchten allerdings die Reste des Heeres zu sammeln und in Ordnung zu führen. Blücher schloß sich dem Ersteren an und wirklich gelang es ihm im Anfang, die Truppen, durch Ueberlistung der Feinde, von dem unvermeidlich scheinenden Untergang zu retten, der durch die feindliche Uebermacht drohte, und später — sich mit denselben mannhaft durchzuschlagen. Der rasche Fall von Erfurt, das Vorspiel zahlreicher anderer Uebergaben, hatte zur nächsten Folge, daß der ohnehin schon gefährliche Rückzug nun noch mehr erschwert wurde. Als sich überdies der Fürst von Hohenlohe bei Prenzlau ergeben mußte, sah sich Blücher von Stettin abgeschnitten und wandte sich jetzt in's Mecklenburgische. Bei Dambeck gelang es ihm endlich, sich mit dem Corps des Herzogs von Weimar zu vereinigen, welches Prinz Wilhelm von Braunschweig-Oels führte. Doch leider waren die zusammengeschmolznen Truppen, welche Blücher noch hatte, durch unabläßige Märsche und Gefechte, durch Hunger und Mühsal jeder Art so sehr ermattet, daß er es nicht wagen konnte, sie in einem solchen Zustande der vierfach drohenden feindlichen Uebermacht gegenüberzustellen; und so sah er jetzt keinen andern Ausweg mehr, als: sich hinter die Trave zurückzuziehen, sich in

Lübeck zu erholen und dann zu Schiff Rettung zu versuchen. So rückte er denn mit seinen Truppen am 5. November in der freien Stadt Lübeck ein; aber eben so rasch drangen auch die Feinde in dieselbe und nur mit genauer Noth konnte sich Blücher vor der Uebermacht noch retten; von allem Fußvolk und Geschütz hatte er nur noch 3 Bataillons und 2 Kanonen übrig. Vergeblich versuchte er, aus Lübeck gedrängt, die Stadt in der Nacht wieder einzunehmen; er mußte sein letztes Augenmerk auf Travemünde richten. Nirgends war jetzt ein Ausweg mehr; er vernahm zu Ratkau, daß auch Schwartau und Travemünde vom Feinde genommen seien, (welche letztere Nachricht sich jedoch später als unbegründet erwies). Die Truppen hatten keine Nahrung, ja kaum noch Kleidung mehr, und auch der Schießbedarf war fast zu Ende. Da ließ ihm der Fürst von Pontecorvo vorstellen: er habe für seine Ehre genug gethan und möge sich auf ehrenvolle Bedingungen ergeben. Noch zögerte Blücher, mehr trotzend, als hoffend, als ihn ein heftiges Fieber niederwarf. Erst jetzt willigte er in den Vorschlag des Feindes, aber auch jetzt nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß sämmtliche Beweggründe zur Uebergabe (namentlich der Mangel an Brod, Pferdefutter und Pulver) bei derselben angegeben würden; und nun streckten die 6000 Mann, auf welche kleine Zahl die Truppen zusammengeschmolzen waren, das Gewehr, und Blücher begab sich als französischer Kriegsgefangener auf sein Ehrenwort nach Hamburg, wo die Bevölkerung den 64jährigen Helden ebenso hochachtete, als er sich durch sein schlichtes biederes Wesen bald die allgemeine herzlichste Liebe gewann. Ihm aber war das müßige Leben, zu dem er sich verurtheilt sah, in tiefster Seele zuwider und mit Ungeduld wünschte er, ausgewechselt zu werden, um sich wieder zu Roße schwingen und dem verhaßten Feind im Felde begegnen zu können.

Bald sah er denn auch wirklich diesen Wunsch er-

füllt, indem am 26. Februar 1807 die Konvention zu Osterode zu Stande kam, derzufolge 30 kriegsgefangene Generäle und Offiziere von beiden Seiten ausgewechselt werden sollten. Blücher wurde für den französischen General Victor freigegeben, welchen der edle Held unseres Volks Ferdinand von Schill auf einem Streifzug gefangen genommen hatte. Ungeduldig, seine alte Laufbahn wieder zu betreten, reiste Blücher am 22. März jenes Jahres von Hamburg ab, und kaum war er in Königsberg, als er sich durch das Vertrauen des Königs an die Spitze der preußischen Truppen gestellt sah, welche in Vereinigung mit englischen (die man erwartete) und mit schwedischen zu einer Unternehmung in Pommern bestimmt waren. Eilig rüstete er und landete mit den Seinigen gegen Ende des Mai auf Rügen; doch schon waren die Schweden mit den Franzosen Waffenstillstand eingegangen, und so fand denn Blücher den Schauplatz für seine Thätigkeit abermals verschlossen, als auch noch in Folge der Schlacht von Friedland (14. Juni) ein Waffenstillstand festgesetzt wurde, der die Unthätigkeit der Blücher'schen Schaar ausdrücklich bedingte. Der Friede zu Tilsit wurde geschlossen (7. und 9. Juli); Preußen verlor die Hälfte seiner Länder mit 5 Millionen Menschen!

Wohl mochte damals mancher Ehrenmann mit blutendem Herzen in Preußens Zukunft wie in eine Nacht ohne Sterne hinausstarren; aber auch noch manches Herz schlug, worin der Schluß jener Antwort einen Hoffnung verheißenden Wiederhall fand, welche die edle, hochherzige Königin Louise von Preußen Napoleon zu Tilsit gab: „Es war uns erlaubt, uns durch den Ruhm Friedrich's über die Mittel unserer Macht zu täuschen, — wenn wir uns überhaupt getäuscht haben." Aus den Trümmern der physischen Macht erhob sich die moralische, und aus der Feuerprobe der Noth, welche König und Volk gemeinsam litten, welche sie treu für einander mitempfanden, ging eine Neugestaltung des Staates im Geiste, in der Wahrheit und Frei-

heit hervor. In Trümmern waren nun, Gott sei Dank, die längst verwitterten Formen zerfallen, die aus einer Zeit stammten, in welcher jede Erinnerung an den Geist der deutschen Urverfassung erloschen war und jede Berufung auf die Rechte des Volkes, die in derselben so unwiderleglich begründet sind, für ein Märchen galt. Wie wenige Männer hatten in jenen unseligen Zeiten, die sich seit ein paar hundert Jahren vor 1807 herschrieben und wo die Herrschaft des Stocks die höchste Blüte des Dünkels der bevorrechteten Kasten bildete, wie wenige Ehrenmänner hatten wohl in jenen Zeiten daran gedacht oder darauf hingewiesen, daß bei unsern Urvätern der Volkskrieg auch Sache des ganzen Volkes, daß dann jeder Deutsche — Krieger war, und daß Der als Feigling verachtet und bestraft wurde, der nicht mitzog? So sehr hatte sich das Verhältniß geändert, daß der edle Kriegerstand zum bloßen Gewerbe herabgesunken war, vor dem der blos einfach- (nämlich nicht wohl-) geborne zitterte, weil eben der bloße Vorrang adlicher Geburt auch dem Unfähigsten das Vorrecht gab, den „Gemeinen" — gemein zu behandeln, und wann hätte ein Bürgerlicher träumen dürfen, Offizier zu werden? Bürger! Gab es denn überhaupt noch deutsche Bürger im ächten schönen Sinne des Worts! Gab es denn noch selbstständige Bürgergemeinden? Und dies ist der Finger Gottes, der das Jahr 1807 mit Unglück zeichnete, der König und die Königin, — deutscher Hausvater und deutsche Hausfrau, — fühlten das; die edle Louise bekannte offen: „Es wird mir immer klarer, daß Alles so kommen mußte, wie es gekommen ist; die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein und es soll eine andere Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat und in sich selbst als abgestorben zusammenstürzt."

Daß diese neue Ordnung ward, dafür wirkten Männer des Volks, wie selten eine Zeit so viel herrliche

um einen König sich schaaren, wie selten eine Zeit einen König solchen ächten Männern des Volkes durchaus vertrauen sah; „es war" (sagt unser Arndt) „eine große Zeit, wo sich ein Häuflein edler Menschen durch Gottes Fügung und durch des eigenen Herzens Sendung zur Rettung und Befreiung des Vaterlandes in einer großartigen Gemeinschaft zusammengefunden hatte!"

In Mitten jener furchtbaren Stürme, da Einer den Andern von Heut auf Morgen fragen konnte: „Gibt's noch ein Königreich Preußen?" — in Mitten jener Stürme wurden die Mauern niedergerissen, welche das Volk vom Throne, die Ehre vom Volke trennten; der Bürger wurde wieder Bürger, da er das Recht zurückerhielt, seiner Rechte Vertreter selbst zu wählen, die Waffen wieder zu tragen wie einst in besseren Tagen Jeder für Alle, und Gutsbesitz zu erwerben; die Erde mit all ihrem Segen war nun kein Alleinbesitz des Adels mehr, und das Verdienst, gleichviel, ob durch Pflug, Schwert oder Geist, konnte sich nun dem Ahnenrechte gleichstellen. So wuchs ein stattlich Gebäude heran, auf der Grundfest deutscher Urverfassung; Nationalehre war dessen Schlußstein, und auch einen tüchtigen Eckstein hatte dies Gebäude, diese feste Burg des wiedererwachten Nationalsinns, um welche die Schwerter der neu belebten uralten Nationalbewaffnung so frisch und freudig klangen, — einen Eckstein hatte es, eine tüchtige deutsche Quader, einen rechten Stein des Anstoßes und Aergernisses für den französischen Soldatenkaiser nicht blos, sondern auch für so viel hundert hochgestellte Feinde des deutschen Volks in Deutschland — den preußischen Minister Freiherrn von Stein, durch dessen Anregung, Rath und That alle jene durchgreifenden Anstalten zur Wiedergeburt Preußens in's Leben traten. „Le nommé Stein," ein „gewisser Stein" — nannte ihn Napoleon, und er war auch in der That ein gewisser Stein!

Neben Stein nun, einem politischen Charakter, der scharfsichtig wie keiner in die Tiefen der Idee des Staates

drang und mit deutscher Thatkraft, deutschem Muth Hand an's Werk legte, mit deutscher Unbeugsamkeit für's Wahre und Rechte das Begonnene durchführte, — neben Stein und mit ihm Hand in Hand wirkten damals im edelsten Wetteifer Männer wie Humboldt und Schön, wie Scharnhorst und Gneisenau, wie Boyen und Blücher an der geistigen, sittlichen, staatlichen, kriegerischen Wiedergeburt Preußens.

Erst von jener Zeit an wirkte Blücher so recht eigentlich als Mann des Volks; bis dahin war er nur ein wackrer Kriegsmann von altem deutschem Schrot und Korn gewesen; nun sollte er der Retter Preußens, der Retter des deutschen Volks von der Fremdherrschaft werden.

„Er ist der Mann gewesen, als Alles versank,
Der muthig gen Himmel den Degen noch schwang,
Da schwur er beim Eisen gar zornig und hart
Franzosen zu weisen die preußische (deutsche!) Art!“

Blücher behielt nach dem Tilsiter Frieden den Oberbefehl in Pommern und nahm sein Hauptquartier anfänglich in Treptow, (wo er sich in seiner schwierigen Stellung zu den französischen Generälen mit großer Klugheit und Mäßigung benahm,) und später in Stargard. Während nun der treffliche General von Scharnhorst das preußische Kriegswesen im durchaus nationalen Geiste neu gestaltete, und in aller Stille, wie sie durch die Vorsicht geboten war, das Land zum kräftigen Widerstand für den wahrscheinlichen Fall eines abermaligen Krieges rüstete, — wirkte Blücher in seinem Kreise übereinstimmend mit gewohnter Energie. Leider befiel ihn jedoch im Sommer 1808 eine Krankheit, welche fast 9 Monate dauerte und seine körperlichen Kräfte zu erschöpfen drohte; seine Seele befand sich dabei in höchster Spannung und der urmächtige Drang, welcher sie erfüllte, gab sich in Ideen über die Zukunft kund, welche damals als Hirngespinnste belächelt wurden,

so z. B., wenn er mit voller Bestimmtheit wie eine abgemachte Sache behauptete: „er würde Napoleon stürzen, Deutschland befreien und den König siegreich in sein Land zurückführen," wenn er dann in die Worte ausbrach: „Napoleon muß herunter und ich werde schon helfen; eh' das geschehen ist, will ich nicht sterben." Wer dächte dabei nicht an jene Worte unsers Schiller:

„Es gibt im Menschenleben Augenblicke,
Wo man dem Weltgeist näher ist als sonst?"

Kein Spottlächeln vermochte seine feste Zuversicht auf die Untrüglichkeit der innern Stimme, die Ueberzeugung, daß ihm jener Beruf zu Theil geworden, wankend zu machen; und wirklich schien im Jahre 1809, als sich das spanische Volk mit glühendem Haß gegen die Fremdherrschaft erhob, als Oesterreich zu den Waffen griff und der Erzherzog Karl der ganzen deutschen Nation zurief: „Wir kämpfen, um Deutschlands Unabhängigkeit und Nationalehre wieder zu erobern," als die Tyroler im vollen Vertrauen auf ein Kaiserwort aufstanden, als Schill seine todeslustige Schaar mit dem Wahlspruch: „Besser ein Ende mit Schrecken, als Schrecken ohne Ende" zum Kampfe gegen die Franzosen führte, — wirklich schienen sich damals alle Anzeichen zu vereinigen, daß für Blücher's Prophezeihung der Tag der Erfüllung, für Deutschland der Tag der Befreiung nahe sei.

Doch die Prüfungszeit war noch nicht vollendet. Dem glorreichen Sieg des Erzherzogs Karl bei Aspern (21. Mai 1809) folgte am 14. Oktober der Wiener Friede; der edle Schill starb in der Fährstraße Stralsunds am 27. Mai den Heldentod; Andreas Hofer ward am 20. Februar 1810 auf Mantua's Wällen erschossen, und am 2. April desselben Jahres feierte Napoleon seine Hochzeit mit der Tochter des Kaisers Franz I. von Oesterreich, der Erzherzogin

Maria Louise. Welche Hoffnung konnte Preußen unter solchen Verhältnissen noch hegen? Und dennoch gab Blücher seine feste Zuversicht nicht auf. Am 20. Mai 1809 zum General der Kavallerie ernannt, wurde er — in Folge des Bündnisses zwischen Frankreich und Preußen vom 24. Februar 1812, wobei schon ein Krieg gegen Rußland und Preußens Hülfe für Frankreich in Aussicht stand, — vom Oberbefehl in Pommern abberufen. Ein Mann wie er an der Spitze der Truppen konnte dem neuen Bundesgenossen nur ein eben solcher Gegenstand des Mißtrauens sein, wie der edle Scharnhorst, welcher gleichfalls den Schauplatz seiner öffentlichen Thätigkeit verlassen hatte, aber nichts desto weniger an dem großen Werke, das er begonnen, im Stillen fortarbeitete. Blücher begab sich zu Ende Januar's 1812 von der Armee nach Berlin, und sechs Wochen später nach Schlesien.

Als Napoleon Oesterreich und Preußen zu Bundesgenossen hatte und mit freudiger Zuversicht auf einen Erben seiner Kaiserwürde blickte, stand er auf dem Gipfel seiner Macht, aber noch nicht am Ziele seines Verlangens; das mächtige Rußland, das stolze England hatten sich vor ihm noch nicht gebeugt. Es war am 24. Juni 1812, als Napoleon mit einer halben Million Soldaten den Gränzfluß des russischen Reichs, den Niemen, überschritt; schon am 14. September zog er als Sieger in die alte Hauptstadt des Reiches, Moskau, und in den Czarenpalast ein, von wo aus er die riesigen Flammen weit und breit emporschlagen sah; am 26. und 27. November erkämpfte das französische Heer den Uebergang über die Berezina und die Rettung vom gänzlichen Untergang; und schon am 18. Dezember desselben Jahres befand sich Napoleon wieder in Paris, um, nachdem weit über 243,000 Soldaten seines Heeres in Rußland erlegen waren, frische Truppen zu rüsten und den Kampf neuerdings zu beginnen. In dieser Wendung erkannten die Nationen das Gericht Gottes. Als nun der General

York, welcher die preußischen Truppen beim französischen Heere befehligte, am 30. Dezember 1812 zu Tauroggen mit den Russen eine Uebereinkunft schloß, der zufolge die preußischen Truppen am Kriege ferner nicht mehr Theil nehmen sollten, als hierauf der König von Preußen sich im Januar 1813 aus Berlin nach Breslau begab, wo er ungehindert seine Entschließungen kund geben konnte, wo die trefflichen Männer Scharnhorst, Gneisenau und Gneisebeck ihn umgaben, wo der alte Held Blücher kampflustig in der Nähe war, da klopfte jedes preußische Herz vor Freuden mächtiger, denn jedes wußte: die Stunde der Entscheidung sei endlich nahe und jeder Augenblick müsse den Zauberspruch bringen, durch den alles geheime Wollen plötzlich zur That werde.

Dieser Zauberspruch, der den alle Herzen umfangenden Bann löste, war der Aufruf des Königs Friedrich Wilhelm III. an sein Volk und an sein Heer. Es war am 17. März zu Kalisch, als der König im festen Gottvertrauen die denkwürdigen Worte sprach: „Gott und ein fester Wille werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen und mit ihm die Wiederkehr einer besseren Zeit!“ Dieser Aufruf hallte in allen Herzen wieder; das Volk stand auf, der Sturm brach los, Freiheits- und Kriegslieder zogen dem Nationalheer voran, gerüstete Jungfrauen schritten in den Reihen der Männer, die Haus und Hof, Weib und Kind verließen, um das Vaterland zu befreien, und der Herzog von Mecklenburg-Strelitz sprach, als er sich — der Erste — von Frankreichs Sache abwandte: „Mit Gottes Hülfe werde ich mich der Ehre werth zeigen, ein deutscher Fürst zu sein!“

Die Hauptstärke der preußischen Heeresmacht waren die Truppen in Schlesien, über welche — nach einem kurzen Schwanken über die Wahl — der nunmehr 71jährige Blücher den Oberbefehl erhielt; als Generalquartiermeister trat ihm Scharnhorst zur Seite.

Laßt uns den alten Feldherrn in's Auge faſſen: Eine hohe kräftige Geſtalt, das Geſicht ſein ganzes Weſen ausdrückend, die Stirne hoch und edelgebaut, die gefurchten Wangen voll friſchen Roths, dazu der Scheitel ſchneeweiß, die Adlernaſe trutzig, der feingeformte Mund vom ſtarken Schnurbart bedeckt, das Kinn wohlgebildet! So verkündete ſchon ſein Aeußeres den deutſchen Krieger, mit dem Scharfblick des Feldherrn und mit dem hinreißenden Zauber perſönlichen Beiſpiels, wenn er den Soldaten, die ihn blos ihren „Vater Blücher" nannten, der liebſte Kamerad war, — die ächtnordiſche Kernnatur mit dem Wort, wie's ihm vom Herzen kam, derb heraus, das Herz voll unverſöhnlichen Haſſes gegen den Feind, der ſein theures Vaterland mehr als in Noth und Elend gebracht, der es gedemüthigt, verhöhnt, in den Staub getreten, voll unerſchütterlicher Treue für dies ſein Vaterland und ſeinen König, voll feſter Zuverſicht auf den Sieg der guten Sache. So ſah er aus, ſo war er, der alte Blücher.

Mit 25,000 Mann Preußen war Blücher ſchon am 16. März aus Schleſien nach der ſächſiſchen Gränze aufgebrochen, 13,000 Ruſſen unter Winzingerode waren ihm vorangeeilt. Am 30. März rückte er bereits in Dresden ein, brach jedoch ſchon am 2. April von dort auf und rückte nach Altenburg, wo er 14 Tage in unfreiwilliger Unthätigkeit ausharrte. Bei Lützen und Großgörſchen maß ſich am 2. Mai zum erſten Mal die wiedererwachte Nationalkraft mit den Schaaren des franzöſiſchen Kaiſers, — zum zweitenmal (am 19.—21. Mai) bei Bautzen; bei der erſten Schlacht machte jeder Theil Anſpruch auf die Ehre des Sieges, die zweite gewann Napoleon um einen theuren Preis; die Armee der Verbündeten zog ſich ſtolz und trotzig, in einer Haltung, welche dem nachfolgenden Feinde Achtung gebot, nach Schleſien zurück. Am 27. Mai führte Blücher, nachdem er einen Tag zuvor einen raſchen Reiterſieg bei Hainau erfochten hatte (der Feind ſollte über die veränderte Richtung

des Rückzugs der Verbündeten so lang als möglich im Unklaren bleiben), das Heer über die Katzbach, und am 31. Mai in das Lager vor Schweidnitz. Langsam folgte Napoleon, und so schien Schlesien zum Schauplatz des Krieges bestimmt, als Napoleon einen Waffenstillstand einging, wobei Oesterreich zur Vermittlung eines Friedens die Hand bot.

Napoleon suchte diesen Waffenstillstand zu benützen, um sich von der Erschöpfung seiner Streitkraft zu erholen, während die Verbündeten eigentlich den wahren Vortheil davon zogen, indem Oesterreichs Beitritt zur Nationalsache entschieden wurde; besonders thätig war hiefür auf dem Kongreß zu Prag der treffliche Scharnhorst, welcher sich, — angeblich zur Heilung seiner bei Lützen erhaltenen Wunden — dort befand, und am 28. Juni auch daselbst starb. Am 12. August erklärte sich Oesterreich endlich offen gegen Napoleon; zwei Tage früher hatten ihm Preußen und Rußland den Krieg angekündigt. Napoleon stand in Dresden; die Macht der Verbündeten war so vertheilt: in Böhmen das Hauptheer, Oesterreicher nebst Russen und Preußen unter dem Oberbefehl des Feldmarschalls Fürsten von Schwarzenberg, — in der Mark das Nordheer, schwedische, russische, preußische und gemischte Truppenabtheilungen unter dem Befehl des auf der Seite der Verbündeten stehenden Kronprinzen von Schweden, — in Schlesien Blücher mit zwei russischen Heeresabtheilungen unter Langeron und Sacken, und einer preußischen unter York; an Scharnhorst's Stelle war Gneisenau Generalquartiermeister in Blücher's Hauptquartier. Gegen dieses letztere Heer nun, das schlesische, wollte Napoleon seine Hauptmacht wenden, während die Gebirgspässe Böhmens besetzt und das österreichische Heer dadurch zurückgehalten werden sollten; eine dritte französische Heeresabtheilung endlich sollte gegen Berlin rücken. Schwarzenberg's Bewegung in der Richtung nach Dresden hin bestimmte Napoleon, sich selbst dahin zurückzuziehen und die Kriegs-

leitung in Schlesien dem Marschall Macdonald zu übertragen.

Rasch drängten sich die Begebenheiten, welche die weltgeschichtliche Entscheidung herbeiführten. Am 23. August 1813 besiegte Bülow die Franzosen bei Großbeeren, wodurch ihr Anschlag auf Berlin vereitelt wurde; — drei Tage später, am 26. August, rückte das schlesische Heer in drei Abtheilungen gegen die Katzbach vor, fand jedoch die Feinde bereits diesseits derselben. Rasch traf Blücher die Anstalten zur Schlacht und rief dann seinen Soldaten zu: „Nun, Kinder, hab' ich genug Franzosen herüber; nun vorwärts!" und anderwärts: „Kinder, heut gilt's! Ihr sollt beweisen, ob ihr euern König und euer Vaterland liebt. Seht dort den Feind! Auf, zeigt euch wie wackere Preußen!" „Es lebe der König!" riefen Alle jauchzend und sogleich ging's jetzt zur Schlacht. Der Regen verhinderte das Feuern, da griffen die Preußen mit Bajonett und Kolben frisch zu; ein furchtbares Handgemenge brach los, während ihre Geschütze auf dem rechten Flügel wacker halfen. Doch tapfer war auch die Gegenwehr und lange schwankte die Entscheidung, bis endlich Blücher mit gezogenem Säbel vor seine Uhlanen und Husaren sprengte und sie mit dem Ruf: „Vorwärts!" in vollem Rennen wider die Feinde führte und so endlich den Sieg errang. Zahlreiche Feinde fanden auf der Flucht in den Gebirgswässern, die durch den Regen immer höher anschwollen, den Tod. Rasch und klug wurde dieser Sieg benützt, und zwar so, daß Macdonald mit nur geringen Truppenresten nach Dresden floh. Die Franzosen hatten 30,000 Mann Todte, 20,000 Gefangene, 105 Kanonen und über 300 Pulverwagen verloren, während der Verlust des schlesischen Heeres nach Blücher's Ueberschlag höchstens 1000 Mann betrug. Schlesien war vom Feinde befreit. Die Nachricht vom Sieg an der Katzbach traf im Hauptquartier der Verbündeten gerade am 30. ein, an welchem Tage Ostermann, Colloredo und Kleist

die Feinde bei Kulm geschlagen hatten, und ein Dankgebet stieg beim großen Kirchenfeste am 3. September zu dem Herrn der Heerschaaren empor. Jenes „Vorwärts" Blücher's aber ward von nun an zum volksthümlichen Beinamen des greisen Helden. Und

„Guten Vorwärtsschritt erhob er
Ueber Fluß und Berg und Thal,
Von der Oder, von dem Bober
Bis zur Elb' und bis zur Saal'!"

Napoleon's Stern war im Erbleichen; am 6. September siegten Bülow und Tauenzien mit einer Minderzahl von Truppen bei Dennewitz; am 3. Oktober ging Blücher bei Wartenburg über die Elbe, — ein kühner Schritt, der die wichtige Folge hatte, daß nun auch das Nordheer und Schwarzenberg eine rasche Thätigkeit entfalten mußten; Blücher zog nach Düben und vereinigte sich mit dem Nordheer, welches bei Dessau über die Elbe gegangen war. Alles drängte jetzt zur großen Entscheidungsschlacht; sie wurde vom 16. bis 18. Oktober auf den Feldern von Leipzig geschlagen, wo schon einmal der eherne Würfel gefallen war (im dreißigjährigen Kriege). Da war der alte Blücher wieder ganz an seinem Platz, und konnte sein „Vorwärts" zu neuen Ehren bringen. Am ersten Schlachttage, als Napoleon noch die volle Ueberzeugung hegen konnte, daß der Sieg sein würde, — und er durfte dies glauben nach der Waffenentscheidung auf dem linken Flügel, ja, er verkündigte bereits, daß der Sieg sein sei, — damals stand Blücher bei Möckern auf dem rechten Flügel und wahrlich auf dem rechten Fleck. Auch jetzt war's wieder der alte Blücher mit seinem „Vorwärts," der, an der Spitze der brandenburgischen Husaren in den Feind eindringend, dem unerschütterlich tapfren York und dessen Heldenschaaren den wohlverdienten Preis ihrer Anstrengungen und ihrer Todesverachtung errang und die Schlacht entschied. Beim Wiederausbruch der Völkerschlacht nach

dem Ruhetage, am 18. Oktober, that Blücher, nach einigen ernsten aber kurzen Mißhelligkeiten mit dem Kronprinzen von Schweden, redlich das Seinige und nahm, die Entscheidung der Schlacht und den Rückzug der Franzosen als unvermeidlich voraussehend, frühzeitig darauf Bedacht, indem er York befehligte, noch in derselben Nacht aufzubrechen, um an der Saale dem Feind den Rückzug zu erschweren. Und wieder sein „Vorwärts" war's, das, die Russen befeuernd, den Preußen unter Bülow die Vorstädte Leipzig's und diese Stadt selbst öffnete. Der König von Preußen ernannte Blüchern zum Feldmarschall; „durch wiederholte Siege mehren Sie Ihre Verdienste um den Staat schneller, als ich mit den Beweisen meiner Dankbarkeit Ihnen zu folgen vermag," hieß es in dem königlichen Schreiben, welches Prinz Wilhelm von Preußen dem alten Helden überbrachte. Davon klingt das Lied, das Arndt gedichtet, als ächtes Volkslied, „das Lied vom Blücher":

„Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!
Es reitet der Feldmarschall in fliegendem Saus;
Er reitet so freudig sein muthiges Pferd,
Er schwinget so schneidig sein blitzendes Schwert!
Juchheirassasa! Die Deutschen sind da!
Die Deutschen sind muthig; sie rufen: Hurrah!

O schauet, wie ihm leuchten die Augen so klar!
O schauet, wie ihm wallet sein schneeweißes Haar!
So frisch blüht sein Alter wie greisender Wein;
Drum kann er Verwalter des Schlachtfeldes sein.
Juchhei ꝛc.

Drum blaset, ihr Trompeten, Husaren heraus!
Du reite, Herr Feldmarschall, wie Winde im Saus;
Du reite Glück entgegen zum Rhein und über'n Rhein!
Du alter deutscher Degen! Und Gott soll mit Dir sein!
Juchhei ꝛc."

Die Franzosen waren über den Rhein geflohen, Deutschland war bis an diesen Strom von ihnen befreit.

Die Sieger boten, in ihren Fortschritten einhaltend, die Hand zum Frieden, Frankreich sollte den Rhein und die Alpen, das Meer und die Pyrenäen zu Gränzen haben. Grollend und seinem Groll Worte leihend, blickte Blücher auf die angeknüpften Friedensverhandlungen, in denen er nur Fallstricke der List sah und die er für Deutschlands unwürdig hielt. „Vorwärts! vorwärts, über den Rhein, in's Herz von Frankreich den Feinden nach!" Dieser Gedanke erfüllte ihn ganz und gar, und es währte nicht lange, so drang seine Ansicht durch. Am 29. Dezember 1813 schrieb er von Frankfurt am Main aus heim: „Nach Frankreich gehe ich von hier, und den ersten Januar mit Tagesanbruch passire ich mit der ganzen Armee den Rhein; zuvor aber will ich mit meinen Waffenbrüdern in diesem stolzen Strome alle Knechtschaft abwaschen, und als freie Deutsche wollen wir der großen Nation, die jetzt die fromme geworden ist, Gebiet betreten. Als Sieger, aber nicht besiegt, kehren wir zurück, und wenn der ehrenvolle Frieden erkämpft ist, dann soll unser Vaterland uns dankbar empfangen." Die Vorbereitungen zum Rheinübergang wurden mit der größten Behutsamkeit betrieben, und mit dem zwölften Glockenschlage, welcher den Eintritt des neuen Jahres 1814 verkündete, ging das 85,000 Mann starke schlesische Heer zu gleicher Zeit bei Mannheim, bei Kaub und bei Koblenz über den Rhein, Blücher selbst bei Kaub.

Paris war sein Ziel; „wir müssen nach Paris," (antwortete er nach der Schlacht bei Brienne dem Fürsten Schwarzenberg auf dessen Anfrage, was in Betreff des ganzen Krieges sein Ziel und seine Absicht sei,) — „Napoleon hat in allen Hauptstädten von Europa seine Visite gemacht; sollen wir weniger höflich sein als er? Und endlich muß er vom Thron, auf dem er zum Wohl von Europa und unseren Fürsten nie hätte sitzen sollen. Ehe er nicht davon herabgestoßen ist, können wir keine Ruhe bekommen." Er siegte am 1. Februar bei La

Rothiere und drang nun darauf, daß die ganze Macht der Verbündeten auf Paris losrücken sollte, welche Ansicht jedoch nicht beliebt wurde. Ja es überwog sogar die Friedensparthei in Mitte der Verbündeten, und zum größten Verdruß Blücher's wurden die Unterhandlungen zu Chatillon eingeleitet, welche jedoch Napoleon's übergroße Forderung wieder abbrach. Blücher siegte am 9. März bei Laon, und rückte dann, mit Schwarzenberg vereinigt, nach Paris vor. Als er diese Stadt von seinem Hauptquartier auf dem Montmartre aus durch's Fernrohr betrachtete, sprach er die charakteristischen Worte: „Lieber als das Fernrohr richtete ich auf das Nest meine Kanonen," und in der That ließ er schon 84 Stück schweres Geschütz auf dem Montmartre gegen die Stadt aufpflanzen, als plötzlich die Uebergabe abgeschlossen wurde. Am 31. März zogen die Verbündeten siegreich in die Hauptstadt Frankreich's ein. Blücher, seit einiger Zeit kränklich, blieb auf dem Montmartre, legte am 2. April den Oberbefehl des schlesischen Heeres nieder und zog dann erst nach Paris, wo sich seine Gesundheit bald wieder erholte.

Am 3. Juni 1814 erhob ihn König Friedrich Wilhelm III. zum Fürsten Blücher von Wahlstatt (Letzteres zum Andenken jener Schlacht an der Katzbach; Wahlstatt, in der Nähe des Schlachtfeldes, war zum Gedächtniß der großen Mongolenschlacht 1241 erbaut worden, wo Herzog Heinrich von Liegnitz den Opfertod starb); seine Nachkommen sollten diesen ruhmvollen Titel mit der Grafenwürde beibehalten. In demselben Monat folgte Blücher den verbündeten Monarchen nach England, wohin ihn der Prinz-Regent in einem sehr schmeichelhaften Schreiben eingeladen hatte. Schon der erste Empfang bezeichnete die allgemeine Begeisterung für ihn. Im eigentlichsten Sinn des Wortes ward Blücher auf den Schultern des Volks vom Schiff an's Land getragen; Töchter der ersten Familien des stolzen Englands drängten sich um ihn, wollten ihn

küssen, waren stolz darauf, die Hand des Heldengreises zu berühren. Die edelsten Damen baten ihn um Locken seines Scheitels zum theuersten Andenken, so daß er, in seiner Verlegenheit mit heiterer Laune auf sein spärliches Haar weisend, bemerkte: „wollte er jeder Dame auch nur ein Haar geben, so müßte er England als vollkommener Kahlkopf verlassen." — „Blucher for ever!" (Blücher für immer) scholl's, wo er sich nur blicken ließ; die Bevölkerung bildete Spaliere; kam er zu Wagen, so spannte man ihm die Pferde aus und jauchzende Menschen zogen die Kutsche fort, drängten sich an die Schlagtritte, drückten ihm die Hand, ja kletterten auf die Wagendecke. Die Universität Oxford machte ihn zum Ehrenmitglied, was ihn zu dem Scherzspruch veranlaßte: „Nu, wenn ich Doktor werden soll, müssen sie den Gneisenau wenigstens zum Apotheker machen, denn wir zwei gehören einmal zusammen."

Blücher reisete durch die Niederlande nach Deutschland zurück, wo er überall gleichfalls mit der lebhaftesten Begeisterung empfangen wurde, so in der Grafschaft Mark, in Pyrmont, Braunschweig, Berlin, wo er bei einem ihm zu Ehren gegebenen Gastmahl den bedeutungsvollen Trinkspruch ausbrachte: „Der glücklichen Verbindung des Krieger- und Bürgerstandes vermittelst der Landwehr!" Bei dem feierlichen Einzug des Königs ritt Blücher unmittelbar neben diesem. Zu Ende des Sommers begab er sich nach Schlesien, wo ihn das biedere Volk gleichfalls mit hohen Ehren empfing. Gegen die Mitte des Oktobers reiste er nach Berlin zurück, wo er während der Verhandlungen des Wiener Kongresses, die ihm wie so vielen Andern, in Beziehung auf Deutschlands Wiederherstellung in den alten Gebietszustand, keineswegs genügen konnten, zu sagen pflegte: „Wir halten nur Rasttag." Er meinte, ein neuer Bruch mit Frankreich sei unvermeidlich, und die durch den Pariser Frieden festgestellten Gränzen Frankreichs schienen ihm viel zu

weit, da auch das Elsaß und Lothringen, diese alten deutschen Länder, noch immer darin begriffen waren.

In Bezug auf die erstgenannte Voraussetzung täuschte sich denn der alte Degen auch wirklich nicht. „Haben die Engländer eine Flotte auf dem mittelländischen Meere?" mit dieser Frage trat er eines Morgens in das Schlafzimmer des großbritannischen Gesandten zu Berlin, der ihn verwundert anblickte und es kaum zu glauben vermochte, als ihm Blücher die Nachricht mittheilte: Napoleon habe Elba verlassen und sei in Frankreich gelandet; der Sinn jener Frage war ein Vorwurf für England gewesen, daß dessen Seekriegsmacht die Insel Elba nicht besser bewachte; — „wir müssen wieder von vorn anfangen," sprach er, indem er sich bei dem Gesandten empfahl, „und daran sind die Engländer schuld." Kampf war nun für des Greises jugendliche Seele wieder die Losung; er zog seine abgelegte Feldmarschallsuniform wieder an, und bald empfing er die Ernennung zum Oberbefehlshaber der preußischen Heeresmacht, die sich am Niederrhein aufstellen sollte. Am 10. April 1815 verließ er Berlin und am 19. war er bereits in Lüttich, wo er sein Hauptquartier nahm und einen Aufstand der sächsischen Truppen, die nunmehr zu Preußen gehörten, zu dämpfen hatte. In der Schlacht bei Ligny (16. Juni 1815) gerieth er, als er an der Spitze seiner Reiter wider die Feinde ansprengte, in die äußerste Gefahr. Von einem Schuß getroffen, stürzte sein Pferd, auch das seines Adjutanten, von Nostitz, wurde neben ihm verwundet; von der Nähe des Feindes bedroht, rief er, als sein Pferd zusammenstürzte, Jenem zu: „Nostitz, nun bin ich verloren." Unter dem Roß lag er betäubt am Boden; doch Nostitz sprang augenblicklich vom Pferde, stellte sich mit blankem Säbel neben ihn und ließ Preußen und Franzosen vorübersprengen, bis gegen Abend wieder Truppen, zuerst französische, dann preußische, vorüber-

jagten. Nostitz hielt die letzteren auf, man half dem greisen Feldherrn unter dem Pferde hervor, ein Uhlane gab ihm das seinige, und kaum war das geschehen, als abermals Feinde herbeisprengten und Blücher mit genauer Noth entkam. „Nostitz!“ fragte Blücher später einmal den Treuen, „ehe mich die Franzosen fortgeschleppt hätten, was hätten Sie gethan?“ „Was ich gethan hätte,“ erwiederte Nostitz, „weiß ich nicht; aber ich weiß, was ich in solchem Falle hätte thun sollen.“ Die Schlacht bei Ligny war verloren, aber Blücher meinte in seiner derben frischen Weise: „Wir haben Schläge bekommen, wir müssen es wieder ausbessern“ (so sprach er zu Gneisenau). Sein körperlicher Zustand war freilich schlimm; aber als ihm der Wundarzt die zerquetschte Seite einreiben wollte und Blücher auf die Frage: „was das für Zeug sei?“ die Antwort erhielt: „es seien Spirituosa,“ meinte er: „Auswendig hilft das nicht viel; ich will dem Ding besser beikommen,“ trank Champagner und sprach zu dem Kurier des Königs: „Sagen Sie nur Seiner Majestät: ich hätte kalt nachgetrunken, es würde besser gehen.“

Zwei Tage nach dem Unfall bei Ligny kam's zur Schlacht bei Belle-Alliance. Als ihn am Morgen des denkwürdigen 18. Juni 1815 der Wundarzt wieder einreiben wollte, rief der alte Held, von Schlachtluft glühend, heiter: „Ach was, noch erst schmieren! Laßt nur sein, ob ich heute balsamirt oder unbalsamirt in die andere Welt gehe, das wird wohl auf Eins herauskommen!“ So setzte er sich zu Pferde und rief, als er den starken Regen gewahrte, froh: „Das sind unsre Alliirten von der Katzbach, da sparen wir dem König wieder viel Pulver.“ Eine ausführliche Schilderung der Schlacht bei Belle-Alliance würde die Gränzen dieses gedrängten Lebensbildes überschreiten; darum nur so viel davon, daß Blücher's Zauberspruch „Vorwärts“ auch diesmal seine Wirkung nicht verfehlte, daß der alte Held mit jugendlicher Raschheit überall erschien, wo seine Gegen-

wart nöthig war. Als die Truppen den Mühsalen fast erlagen und Manche schon murmelten, daß das Fortkommen unmöglich sei, rief er: „Kinder, wir müssen vorwärts. Es heißt wohl: es geht nicht; aber es muß gehen; ich hab' es ja meinem Bruder Wellington versprochen! Ich hab' es versprochen, hört ihr wohl? Ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werden soll?" Und wahrlich: es ging. Napoleon verlor den Sieg, die Krone, die Freiheit. Blücher's Verdienst bei der Schlacht von Belle-Alliance bezeugt am besten Wellington. Er schrieb an den Prinz-Regenten. „Ich würde nicht nach meiner Ueberzeugung sprechen, wenn ich nicht dem Feldmarschall Blücher und dem preußischen Heere das glückliche Ereigniß dieses furchtbaren Tages beimäße, durch den Beistand, welchen sie mit so großer Bereitwilligkeit und so zu rechter Zeit mir geleistet haben." Blücher hatte damals Napoleon's Wagen, Mantel und Fernrohr erbeutet; dessen Hut, Degen und Orden sandte er an den König. „Ich denke, die Bonapartische Geschichte ist nun wohl vorbei," schrieb er am 19. Juni an Schwarzenberg. Napoleon's völliger Untergang war bald entschieden, wozu das Benehmen der Regierungsverweser in Paris, als sich die Armee dieser Hauptstadt näherte, am meisten beitrug. Sie unterhandelte, und Blücher gab dabei in seiner gewohnten derben Soldatenmanier wieder den Ausschlag. Mit dem vollen Selbstgefühl des Siegers bestand er auf der Herausgabe aller geraubten und in Paris aufgehäuften Kunstschätze, und gern hätte er, wäre es ihm nur möglich gewesen, jedes Denkmal der Erinnerung an Frankreichs kriegerischen Ruhm, wie die Vendomesäule und die Brücke von Jena, vernichtet. Die Mäßigung, welche gegen die Besiegten beliebt wurde, war in seinen Augen durchaus nicht am Platze, und wenn er gegen Castlereagh beim freundschaftlichen Mahle die Worte: „Mögen die Federn der Diplomaten nicht wieder verderben, was durch die Schwerter der Heere mit so vieler Anstrengung gewonnen worden!" im Tone

heiteren Scherzes aussprach, so war's ihm doch bittrer Ernst dabei, und, wär's durchaus nach seinem Sinn gegangen, so hätte Frankreich, wär's auch nicht „gevierttheilt" worden, doch gewiß die ursprünglich deutschen Provinzen, die es durch das empörendste Unrecht von der Welt vor Zeiten an sich gerissen, damals zurückgeben müssen. Der neue Frieden machte dem patriotischen Greis, der in heißen Tagen so oft für Deutschland's Größe und Herrlichkeit dem Tode getrotzt hatte, bittres Herzweh. Er sah sein Preußen, sein Deutschland den russisch-englischen Interessen geopfert. Heißen Zorns, daß die außerordentlichsten Anstrengungen so kärgliche Früchte tragen sollten, daß Deutschlands gerechte Ansprüche unter den Verhandlungen einer engherzigen Diplomatie unbeachtet bleiben sollten, wollte der greise Held in jugendlicher Aufwallung den Staatskanzler Hardenberg zum Zweikampfe fordern. Nur mit Mühe konnte man ihn davon abbringen.

Noch manche interessante Charakterzüge und Kernsprüche wären aus den letzten Lebensjahren des alten Helden zu berichten, welche er theils auf seinen Gütern in Schlesien, theils in den Bädern verlebte. Da hielt sich denn die unverwüstliche Soldatennatur nicht in den Schranken. Sollen wir die Schattenseiten verschweigen? Mit nichten! Was zu tadeln ist, muß auch am großen Manne, dem man viel verdankt, offen getadelt werden. Blücher trank mehr als sich ziemte; er spielte hoch und mit Leidenschaft, das Gold zerrann ihm unter den Fingern, die nur das Eisen zu fassen gewohnt waren. Solche Flecken hat uns Tacitus am Charakter unserer germanischen Urväter gezeigt.

Doch laßt uns jetzt den Blick davon abwenden und einen Kernspruch Blücher's hören, der seine Bescheidenheit bezeichnet. Ungeduldig unterbrach er einst alle Lobreden auf ihn mit den Worten: „Was ist's, das ihr rühmt? Es war meine Verwegenheit, Gneisenau's Tapferkeit und des großen Gottes Barmherzigkeit!"

Seine körperliche Kraft wie seine gute Laune litten allmählig unter häufig wiederkehrender Kränklichkeit, und im Jahre 1819 nahm sein Leiden so zu, daß er von der Nähe seines Todes überzeugt war. Furchtlos sah er ihm entgegen und sagte eines Tages zu dem treuen Nostitz, der ihm einen Labetrunk reichte: „Nicht wahr, mein lieber Nostitz, Sie haben Manches von mir gelernt? Jetzt sollen Sie auch lernen, wie man mit Ruhe stirbt.“ Am Jahrestage der Schlacht an der Katzbach (am 26. August 1819) wurde in seiner Vaterstadt Rostock sein Denkmal enthüllt, dessen Errichtung die mecklenburgischen Stände schon im Dezember 1814 beschlossen hatten, — sein Standbild, verfertigt von Gottfried Schadow und durch Goethe mit Inschriften versehen, auf der Vorderseite: „Dem Fürsten Blücher von Wahlstatt die Seinen,“ auf der Rückseite die angeführten Verse:

„In Harren und Krieg,
In Sturz und Sieg
Bewußt und groß,
So riß er uns vom Feinde los.“

Bei der Nachricht, daß Blücher's Krankheit sich verschlimmere, sandte der König seinen Generaladjutanten zu ihm, dem Blücher unter anderem sagte: „Ich sterbe gern, denn ich bin nichts mehr nutz. Sagen Sie dem König, daß ich treu für ihn gelebt habe und treu für ihn sterbe.“ Am andern Tage besuchte ihn der König selbst; Blücher erkannte ihn eine kleine Weile nicht, dankte ihm dann für die liebevolle Theilnahme und empfahl ihm seine Gattin. Am 12. September 1819 verschied er sanft im 77. Jahre seines Lebens, auf seinem Gute Kriblowitz in Schlesien. Das Heer trug, auf Befehl des Königs, 8 Tage lang für den Feldherrn Trauer.

In Berlin ließ der König das eherne Bild des Helden (nach Rauch's Modell) gegenüber den Marmorstatuen Scharnhorst's und Bülow's aufstellen; es wurde am 18. Juni 1826 (dem Jahrestage der Schlacht bei

Belle-Alliance) enthüllt. Schlesien endlich ließ, gleichfalls von Rauch, seine kolossale eherne Bildsäule ausführen, welche 1827 auf dem Salzring zu Breslau aufgestellt wurde.

Aber auch andere Denkmäler sind ihm geworden; in tönenden Bildern erkennt und preiset das Volk jeden Zug seines Antlitzes und Wesens. Sie sind nicht verhallt, die Volkslieder vom alten Blücher, mit dem letzten Sturmeswehen der Freiheitskriege; immer wieder, ob auch Mancher, der jene mitgesungen und diese mitgekämpft, verstummen mußte, — immer wieder brechen sie im Volk und in der Jugend hervor wie im Frühling das frische Laub; immer wieder redet in diesen tönenden Bildern der feste deutsche Muth, und immer wieder hallet daraus das unverwüstliche „Vorwärts."

Johann Georg Adam Forſter.

Von

Dr. W. Stricker.

. . . . . Ein solcher bin ich, der getrachtet
Nur einzig nach dem Guten, Schönen, Wahren;
Der Opfer nie dem Götzendienst geschlachtet
Und nie gefröhnt dem weltlich eitlen Brauch,
Verkannt, verhöhnt, der Schmerzen nie geachtet,
Der irrend zwar und träumend oft den Rauch
Für Flamme hielt, doch muthig beim Erwachen
Das Rechte nur verfocht. —

Chamisso.

So wie einst der nordamerikanische Freiheitskrieg, hat nachmals auch die französische Staatsumwälzung in Europa die lebendigste Theilnahme und Meinungsspaltung erregt. Diese Lebendigkeit kam wahrlich nicht daher, weil man die Amerikaner oder Franzosen persönlich liebte oder haßte, sondern weil in jenen Kriegen um jedes einzelnen Europäers unmittelbares Gut gekämpft wurde, so daß jeder Streich, jenseits des Weltmeers oder Rheines geführt, auch das Herz des Mannes in den Alpen und Karpathen, an der Elbe und Tiber traf. Dies unmittelbare Gut jedes Sterblichen war sein vergängliches oder ewiges Recht, das er von der Welt oder von Gott hatte, das ihm vom Herkommen oder von der gesunden Vernunft geheiligt war.

Zschokke.

Johann Georg Adam Forster.

(Geboren zu Nassenhuben bei Danzig **1754**, gestorben zu Paris den **11.** Januar **1794.**)

Mehr als ein halbes Jahrhundert ist bereits verflossen, seit Georg Forster unter den Stürmen der französischen Staatsveränderung geistigen und körperlichen Leiden erlag. So wie seitdem das Urtheil über die Revolution ein ganz andres geworden ist, als es bei einem großen Theil der Zeitgenossen war, so hat sich auch die Meinung über das edle Opfer jener Ereignisse umgestaltet. Unsere Aufgabe ist es nun, neben einer getreuen Schilderung des Lebens und des Charakters von Georg Forster besonders die Ereignisse nachzuweisen, welche den ruhigen Naturforscher zum feurigen Anhänger der neuen Fortschrittsgedanken gemacht. Wir benutzen, um die allmähligen Uebergänge in seiner Geistesrichtung zu bezeichnen, den getreusten Spiegel seines Innern, die brieflichen Aeußerungen des ersten Ergusses, wie sie in seinem Briefwechsel *) niedergelegt sind und

---

*) J. G. Forster's Briefwechsel, nebst einigen Nachrichten von seinem Leben. Herausgegeben von Therese Huber, geb. Heyne. **2** Theile. Leipzig **1829.** — G. Forster, von Therese Huber, geb. Heyne, im Brockhaus'schen Conversations-Lexikon, **IV.** Aufl. **1817. III.** — S. Th. v. Sömmerring's Leben und Verkehr mit seinen Zeitgenossen, herausg. von R.

werden charakteristische Aussprüche von ihm an den betreffenden Stellen einschalten.

Obgleich aus einer englischen Familie stammend und in Polen geboren, war Forster dennoch durchaus ein deutscher Charakter, mit allen seinen edlen Seiten und seinen Schwächen: auf der einen Seite der feste Glauben an die Menschheit, der erst in den letzten Monaten seines Lebens unter den Gräueln der Schreckensherrschaft wankend wurde, die uneigennützige Begeisterung für Wissenschaft und Kunst, für die höchsten Güter der Menschheit im weitesten Umfang, der edle Stolz, der ihn nirgends sich herbeidrängen ließ; die feinste Gesinnung in Geldsachen, — auf der anderen Seite seine Neigung zum Geheimnißvollen und Uebersinnlichen, die übrigens eine Krankheit des damaligen Zeitalters war und auch reine Verstandesmenschen ergriff, sein Idealismus, der ihn überall mit seiner Stellung unzufrieden machte, so daß er sie lieber verließ, als daß er sich den Umständen gefügt hätte, endlich sein Weltbürgersinn, wonach er seine Landsleute als Feinde betrachtete und herzlich ihren Untergang wünschte, wenn sie seinen Ansichten und politischen Grundsätzen zuwider kämpften.

Ungemein wichtig war für Forster's Charakterentwickelung und späteres Schicksal seine Jugendgeschichte. Sein Vater Johann Reinhold Forster, der Abkömmling ausgewanderter Schotten, war in seiner Jugend durch den Starrsinn seiner Eltern von dem ihm zusagenden Studium der Natur- und Heilkunde abgehalten worden und hatte, ebenso entschieden der ihm aufgenöthigten Rechtswissenschaft abgeneigt, das Studium der Theologie erwählt. In diesem Beruf fand der leidenschaftliche, auf große und ferne Dinge gerichtete Sinn Reinhold Forster's ebenso wenig Befriedigung, als in den engen Ver-

---

Wagner. Leipzig 1844. — Briefe von und an Merck, herausg. von Wagner. 2 Sammlungen. Darmstadt 1835 und 1838. — Gervinus Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen. Zweite Aufl. 1844 S. 389.

hältnissen des Dorfs Nassenhuben, dessen Pfarre er im vierundzwanzigsten Lebensjahre erhielt (1753). Aber er sollte nicht nur so früh in dieser weltvergessenen Wildniß sich vergraben, sondern, da er gleichzeitig sich verheirathete, hatte er allmählig auch die Sorge für die Erziehung und Versorgung von sieben Kindern zu tragen. Mit um so größerer Anstrengung wandte sich der rastlose Sinn des Vaters auf die Ausbildung der glänzenden Geistesgaben seines ältesten Sohnes Georg. Fast spielend lernte dieser lesen und erhielt schon in zarter Jugend Unterricht in der lateinischen und französischen Sprache. Ebenso frühzeitig begannen seine Reisen, deren erste den elfjährigen Knaben bis an die Grenzen Asiens führte. 1765 machte der russische Resident in Danzig, von Rehbinder, dem Vater den Vorschlag, die neu angelegten Ansiedelungen an der Wolga zu bereisen. Reinhold übernahm den Auftrag, begab sich mit seinem Sohn Georg nach Petersburg und dann nach den Kolonien in der saratoff'schen Statthalterschaft und bis zum Salzsee Elton; er untersuchte ihre Verhältnisse in jeder Rücksicht und legte seine Erfahrungen über die Mängel der Kolonien und seine Ansichten über deren Heilung offen und ohne allen Rückhalt in einer Denkschrift an die Kaiserin Katharina II. nieder. Mit dieser Schrift, die so viel Gutes hätte stiften können, versperrte er sich den Weg zu jedem Erfolg am Petersburger Hof. Theils die Ränke des Statthalters von Saratoff, dessen gewaltsames und habsüchtiges Verfahren darin aufgedeckt war, theils der Zustand des Hofes, wo Günstlinge und Projektenmacher, um Einfluß und Ansehen kämpfend, ein betäubendes Gewirr von Festlichkeiten, Kriegsplanen und Vorschlägen zu inneren Verbesserungen aller Art hervorbrachten, verhinderten, daß Reinhold Forster's Vorstellungen Erfolg hatten oder seine Dienste belohnt wurden. Statt ihn gehen zu lassen, wohin seine darbende Familie ihn rief, übertrug man ihm die Anfertigung eines Gesetzbuchs für jene Ansiedlungen, welches aber eben sowenig beachtet wurde. Während dieser

ganzen Zeit der Vergessenheit und des Mangels mußte Reinhold Forster sich und seine Familie durch literarische Arbeiten ernähren, meist Uebersetzungen, wobei sein zwölfjähriger Sohn ihn unterstützte. Endlich wurde ihm die Heimreise erlaubt, und zwar ohne die geringste Belohnung oder Entschädigung, da der heftige Mann sich nicht hatte herbeilassen wollen, bei dem Grafen Gregor Orloff um sein Recht, als um eine Gnade zu betteln.

Reinhold Forster's Pfarre war durch seine lange Abwesenheit verscherzt, Deutschland bot seinen herumschweifenden Gedanken keinen Stützpunkt, er schiffte sich deßhalb, ohne seine Familie zu besuchen, mit seinem Sohne Georg nach England ein, und es gelang ihm dort, an der Gelehrtenschule zu Warrington in Lancashire eine Lehrstelle zu erhalten, wo er in Naturgeschichte und Sprachen Unterricht gab. Er ließ seine Frau mit seinen sechs übrigen Kindern, von denen das jüngste kaum sechs Jahre alt war, zu sich kommen, entzweite sich aber bald mit den Leitern der Anstalt, gab seine Stelle auf und ernährte sich wieder durch Uebersetzungen von naturgeschichtlichen und Reise-Werken, sowie durch Privatunterricht. Sein fünfzehnjähriger Sohn Georg unterstützte ihn nicht nur bei seinen literarischen Arbeiten, sondern gab selbst weit ältern Schülern Unterricht in der französischen Sprache.

Ein in der Folge vereitelter Entwurf zu einer Reise nach Ostindien mit dem englischen Kapitän Dalrymple ließ den Vater Forster, seine, wenn auch kärglich, doch sicher nährende und ruhige Stellung zu Warrington aufgeben. Nach dem Scheitern jenes Entwurfs blieb ihm nichts anders übrig, als in der Hauptstadt, in London, seinen Unterhalt durch literarische Beschäftigung zu suchen. Georg war dort Anfangs, der Laune des Vaters nachgebend, eine Zeitlang Ladendiener in einer Tuchhandlung, sodann unterstützte er den Vater bei seinen Arbeiten. So hatte der Jüngling bis zu seinem sechzehnten Jahre bereits an den Mündungen der Weichsel

und Newa, an der Wolga, am Mersey und an der Themse gewohnt, und in der verschiedensten Weise zum Unterhalt seiner Geschwister beigetragen. Es verflossen noch einige Jahre im steten Kampf gegen Bedrängniß in dem theuern London ohne alle Sicherheit des Erwerbs, bis endlich im Jahre 1772 Reinhold Forster aufgefordert wurde, den Schiffshauptmann Cook bei seiner Entdeckungsreise nach dem Südpol zu begleiten. Er hielt sich die Erlaubniß aus, seinen Sohn Georg als Gehülfen mitzunehmen und sicherte seiner Familie durch Anweisung auf einen Theil seines sehr mäßigen Reisegelds einen spärlichen Unterhalt zu. Georg Forster's Gesundheit war damals noch nicht befestigt, er war spät gewachsen, — vielleicht hatte die der frühen Jugend so wenig angemessene Geistesanstrengung und die Sorge, die er so innig mit seiner Familie theilte, einer kräftigeren Entwickelung Abbruch gethan. So ward er empfänglicher für den nachtheiligen Einfluß des Seelebens, denn die Folgen des scorbutischen Uebels, dem er bei seiner ersten Ankunft in Tahiti fast unterlegen wäre, begleiteten ihn sein ganzes Leben und führten endlich seinen Tod herbei. Seine Diät war immer darauf berechnet, diesem traurigen Uebel abzuhelfen und er würde ihm ohne diese Sorgfalt, die Mäßigkeit und Einfachheit seiner ganzen Lebensweise nicht so lange widerstanden haben.

Reinhold Forster gerieth nach seiner Rückkehr 1775 in neue Zerwürfnisse, diesmal mit dem Admiralitätskollegium, das ihm jede Belohnung entzog. Seine Lage wurde dadurch so verzweifelt, da außer Georg keines seiner heranwachsenden Kinder noch etwas zum Unterhalt der Familie beitragen konnte, daß er in das Schuldgefängniß gesetzt wurde, aus dem Herzog Ferdinand von Braunschweig, zu dem Forster der Vater in freimaurerischen Beziehungen stand, ihn befreite. Georg Forster's Wittwe macht an dieser Stelle der Lebensbeschreibung folgende Bemerkung, welche, als von einer gerade hierin als Frau höchst kompetenten Richterin

ausgehend und für das Schicksal Georg Forster's sehr wichtig, wir nicht übergehen dürfen: „Forster's Freunde würden ihn besser verstanden, berathen, beurtheilt haben, wenn sie mehr von seinen besondern Schicksalen und Sorgen gewußt hätten. Dieses Verhehlen gegen seinen Nächsten verleitete ihn bei seinem weichen Gemüth nothwendig zur Inconsequenz, — er äußerte sich mehr gegen fremde Menschen, weil diese seinen Kummer weniger fühlten als jene, denen er gern lauter Freude hätte machen wollen. So hatten zum Beispiel seine Hinterlassenen den Schmerz, erst lange nach seinem Tode in seinem Briefwechsel mit Freunden die peinigenden Verlegenheiten, in welche ihn sein Geldmangel setzte, kennen zu lernen, da eine fortgesetzte offene Darlegung seiner Einnahme das einzig wahre Mittel zur bürgerlichen Unabhängigkeit: angemessenene Einschränkung, möglich gemacht hätte." Im Oktober 1777 machte Georg Forster eine Reise nach Paris, wo er Franklin und Büffon kennen lernte, und als merkwürdigen Gegensatz zu der Art, wie er das französische Volk nach Beginn seiner Staatsveränderung beurtheilte, finden wir ihn hier ganz mit den Vorurtheilen eines Engländers sich aussprechen. Im Oktober 1778 trat Georg Forster seine Reise nach Deutschland an, in der Absicht, Hülfe für seinen Vater zu suchen. Seine Hinopferung für diesen ging so weit, daß er später in Kassel in Gefahr stand, seine eigene Versorgung zu verscherzen, weil er von der Bemühung, die ihm angebotene Stelle jenem zu verschaffen, gar nicht abließ. Georg Forster also war 24 Jahre alt, als sich einige Aussicht ihm eröffnete, in Berlin eine Anstellung zu finden. Er reiste über Holland und Hessen nach Berlin zu, als er bei seinem Aufenthalte in Kassel ganz unverhofft an dem dasigen Carolinum als Professor der Naturgeschichte angestellt wurde. Seine Reise nach Berlin unterblieb aber nicht und er benutzte sie, seinem Vater eine Professur in Halle zu verschaffen.

Ueber Berlin schrieb Georg Forster am 23. April

1779: „Berlin ist gewiß eine der schönsten Städte Europa's, aber die Einwohner! Gastfreiheit und geschmackvoller Genuß des Lebens, ausgeartet in Ueppigkeit, Prasserei, ich möchte fast sagen: Gefräßigkeit, freie Denkungsart in freche Ausgelassenheit und zügellose Freigeisterei."

In Kassel begann eine neue Periode in Georg Forster's Leben. Während er bisher den Bahnen seines Vaters gefolgt war, fing er hier an, seine eigenen Wege zu gehen. Anfangs stand er ziemlich vereinzelt in Kassel. Der ausgezeichnete Minister Schlieffen hatte, im Gespräch von Forster's Geist angezogen, dem Landgrafen Friedrich II., jenem militärischen Despoten und Verkäufer seiner Unterthanen (reg. seit 1760), der damals gerade durch Beschäftigung mit Wissenschaften und Künsten sich die Langeweile vertrieb *), Forster's Ernennung zum Professor der Naturgeschichte vorgeschlagen. Der Landgraf hatte aber mehr Freude an seinen in Italien neu erkauften Antiken, die er gerade im Museum hatte aufstellen lassen, als an der Naturgeschichte, und so wurde Forster nur mit dem kargen Gehalte von 450 Thalern angestellt, erhielt jedoch später mehrmals Zulagen.

Bald gewann Georg Forster die Freundschaft S. Th. Sömmerring's, der an derselben Anstalt Anatomie lehrte **). Sömmerring und Forster waren von früh an durch zahlreiche Bande verknüpfte Landsleute, insofern sie Beide Deutsche, unter polnischer Herrschaft

---

*) Forster schreibt an Jacobi den 17. März 1780: „Seitdem ich Ihnen schrieb, fesselt mich ein neues Band an Kassel, der Landgraf hat mir nämlich mit 100 Thalern Zulage die Aufsicht über sein Naturalienkabinet anvertraut. Dies Kabinet ist freilich eines der winzigsten, das sich denken läßt, indessen kommt der Eigenthümer täglich herein und will dort unterhalten sein und so soll ich ihm die Langeweile vertreiben helfen."

**) Forster nennt ihn: „meinen einen Herzensfreund, den Freund, den ich von ganzem Herzen liebe u. s. w."

geboren, waren, und kamen in Kassel als Kollegen zusammen. Gleicher Eifer für Naturwissenschaften beseelte Beide und daß sie verschiedene Zweige derselben trieben, mußte sie noch enger verbinden, indem so lebhafter Gedankenaustausch stattfand, während doch alle Veranlassung zu Eifersucht und Neid durch das verschiedene Streben entfernt war. Ihre religiösen und im Ganzen auch ihre politischen Ansichten waren dieselben, nur hatte Forster mehr kosmopolitischen, Sömmerring mehr deutschnationalen Sinn. Als dieser Unterschied praktisch durch den Einfall der freiheitbringenden Franzosen in Deutschland hervortrat, als es galt, seine Parthei zu ergreifen, da mußten die Wege der beiden Freunde sich trennen, und dem Briefe vom 6. Januar 1793 konnte keiner mehr folgen. Forster schreibt darin an Sömmerring, prophetisch für sich selbst: „Es hat mich schon genug geschmerzt, daß unser Weg sich bei der Erscheinung der Franken in Mainz trennen mußte, indem wir verschiedenen Grundsätzen folgten, oder anders aus einerlei Prämissen schlossen. Ich habe mich für eine Sache entschieden, der ich meine Privatruhe, mein häusliches Glück, vielleicht meine Gesundheit, mein ganzes Vermögen, vielleicht mein Leben aufopfern muß." Auch umschlang beide Freunde derselbe Geheimbund. Man kennt die Wichtigkeit, welche die Rosenkreuzer für Preußen unter Friedrich Wilhelm II. erhielten, die Rolle, welche der Illuminatenorden in Baiern spielte. Der deutschen Neigung zur Heimlichkeit und Häuslichkeit gemäß wurden die Gedanken der neuen Zeit, welche bald, in Frankreich auf offenem Markte ausgesprochen, die Welt umgestalten sollten, im Kreise Eingeweihter gehegt. Die Mittheilungen über diese Angelegenheit in den Briefen sind der Natur der Sache nach dunkel, und auch mündlich hat weder Sömmerring noch Forster etwas darüber geäußert. Nur soviel steht fest, daß Beide enttäuscht wurden, daß diese Sache die Ursache der Entfernung beider Männer aus Kassel war, daß einflußreiche Personen, wahrscheinlich der Landgraf selbst, in dem Bunde waren,

indem Forster öfters die Furcht aussprach, die Briefe, welche man ihm von Kassel nach Wilna schrieb, würden dort aufgefangen, daß Verbindungen mit Berlin stattfanden, endlich daß Goldmacherei dabei im Spiele war, indem Beide noch nach Jahren über die Schulden klagen, in die sie dieses Wesen verwickelt *). Forster genoß zu Ende seines Aufenthalts in Kassel das damals gar nicht unbedeutende Einkommen von 800 Thlrn, wovon er freilich seine Familie unterstützte. Man kann diese Schuldenlast als eine der Ursachen des spätern Schicksals Forster's betrachten, indem sie ihn nöthigte, jede Stelle, welche ihm geboten wurde, anzunehmen, selbst wenn er einsah, daß er darin nicht ausdauern würde, um nur seiner augenblicklichen Verlegenheit ein Ende zu machen. Sein Wittwe äußerte sich folgendermaßen darüber: „Seine fortgesetzte Bemühung, die Bedürfnisse seiner Familie zu decken, hinderte ihn hauptsächlich nach seiner Anstellung in Kassel, Ordnung in seine Angelegenheiten zu bringen, denn der Gewinn seiner literarischen Arbeiten blieb ihr zum größten Theil gewidmet. Bald gerieth er auf den traurigen Irrthum, seinen Wohlstand auf die Größe seiner Einnahme, nicht auf die Beschränkung seiner Ausgaben gründen zu wollen, — ein Irrthum, den er nie berichtigen lernte und der ein Hauptgrund seiner unaufhörlichen Unstätheit und Unzufriedenheit mit seiner Lage blieb. Es ist seltsam, daß diese Beschränkung einem stets in Nahrungssorgen aufgewachsenen Mann so schwer ward und so verhaßt blieb. Jedesmal, wenn er bis an seinen Tod von Entsagung spricht, ist diese blos relativ und Entbehrung des Ueberflüssigen, nie des Nothwendigen, in einem vernünf-

---

*) Forster schreibt 1784: „**Superiores Incogniti** und **Societas Jesu** (S. J.) sind von jeher eins und dasselbe gewesen", und in Sömmerring's Briefe finden sich geheimnißvolle Hinweisungen auf den König von Preußen (K. v. P.) und die Rosenkreuzer.

tigen Sinn. Dieses Streben nach Ueberfluß mochte wahrscheinlich auch seine Ordensverbindungen herbeiführen und ihn in ein Labyrinth von religiöser Schwärmerei verwickelt haben, die einige Jahre seines Aufenthalts in Kassel seine Zeit in Anspruch nahm. Da er nicht die Charakterkraft hatte, ohne Mißmuth zu entbehren, da er sich nicht über seinen theilnehmenden Kummer, über die Bedrängniß seiner Eltern emporschwingen konnte, ergriff er den überirdischen Trost auf wunderthätige Hülfe, welche der Rosenkreuzerorden ihm bot, mit sehnsüchtigem Eifer. Er betete, hoffte mit Geistern in Verbindung zu kommen und war unaufhörlich mit chemischen Arbeiten beschäftigt, die zur Entdeckung des Steins der Weisen führen sollten. Der Einfluß der ihm damals eigenen Denkart, (vom Jahre 1779—1783) ist in seinen Briefen an seine Familie und an Jacobi sichtbar und es ist bemerkenswerth, daß seine Briefe an Lichtenberg in diesem Zeitraum keine Spur von jener religiösen Exaltation haben. Bannte Lichtenberg's klare Vernunft diesen frommen Dämon, oder wollte er mit ihr als einer höllischen Macht nicht in Berührung kommen?" Später dagegen finden wir bei ihm das Prinzip der freien Sittlichkeit, wenn er sagt: „Die Quelle der reinsten und edelsten Handlungen, deren wir fähig sind, haben gar nichts mit den Begriffen zu thun, die wir uns von Gott, dem Leben nach dem Tode und dem Geisterreich machen."

So innig Forster's Verhältniß zu dem abwesenden Lichtenberg war, mit dem die Verbindung, einzelne Besuche Forster's in Göttingen abgerechnet, nur ein lebhafter Briefwechsel unterhielt, so wenig konnte er sich mit seinem Kollegen Johannes (von) Müller befreunden, mit dem er später in Mainz nochmals zusammentraf. Er durchschaute den Charakter dieses vielfach überschätzten Mannes schon damals, früher als viele Zeitgenossen, und schrieb schon am 8. August 1781: „Müller ist mir nichts und kann mir nichts werden, so wie ein Jeder, der den Mantel nach dem Wind hängt

und mit beiden Schultern trägt. Er schimpfte in meiner Gegenwart über sein Vaterland und verspottete dessen Freiheit, und machte das Eloge des Despotismus, um dem Minister von Schlieffen zu schmeicheln. Er blasphemirte beim französischen Gesandten" u. s. w. und später: „Müller ist weich in weltlichen Verhältnissen und läßt sich leicht zu Inkonsequenzen bringen." Heyne in Göttingen, Forster's Schwiegervater, schreibt bei Gelegenheit von Müller's Tod: „Müller war für seine Stelle zu schwach" und ähnlich lauten die Urtheile von Männern der verschiedensten Richtungen, wie Fr. Gentz, v. Strombeck, Hans von Held, Wolfg. Menzel, unter denen wir nur das von Gentz anführen wollen, der in seinem berühmten Absagebriefe sich so ausläßt (am 27. Februar 1807): „Die ganze Zusammensetzung Ihres Wesens ist ein sonderbarer Mißgriff der Natur, die einen Kopf von außerordentlicher Stärke zu einer der kraftlosesten Seelen gesellte. Die Masse von vortrefflichen Gedanken, von sinnreichen und oft tiefen Kombinationen, die seit 20 Jahren durch Ihre Feder gegangen, schien sich blos für Andere zu entwickeln; in Ihnen selbst hat nichts haften, nichts Wurzel schlagen können; Sie sind und bleiben das Spiel jedes zufällig vorübergehenden Eindrucks. Stets bereit, alles anzuerkennen, alles gelten zu lassen, alles zu umfassen, sich gleichsam mit allem zu vermählen, was nur irgend in Ihre Abhängigkeit tritt, konnten Sie nie zu einem gründlichen Haß, zu einer gründlichen Anhänglichkeit gelangen. Ihr Leben ist eine immerwährende Kapitulation. Wenn der Teufel in Person auf Erden erschiene, ich wiese ihm die Mittel nach, in 24 Stunden einen Bund mit Ihnen zu schließen." —

Je weniger Umgang Forster in Kassel selbst hatte, desto eifriger war sein Briefwechsel. Außer mit Lichtenberg und mit seiner Familie stand er in regelmäßiger Korrespondenz mit Fritz Jacobi, mit dem er die literarisch-politisch-religiösen Welthändel besprach, und mit dem berühmten Anatomen Camper über naturwissen-

schaftliche Gegenstände. Als durchreisende Fremde lernte er den bekannten Kriegsrath Merck aus Darmstadt und in der Begleitung des Herzogs von Weimar Goethe kennen, der damals in dem Uebergang von seiner empfindsamen Periode zur realistischen stand, während Forster, der diesen Prozeß später ebenfalls durchmachte, damals noch in seiner schwärmerischen Zeit sich befand. Am 2. Nov. 1779 schrieb Forster über ihn: „Ich habe Goethe'n gesehen, aber nicht genug, um ihn zu kennen. Sein Freund Berisch in Dessau hat mir seine ausgelassene Laune nicht verhehlt, ich aber habe ihn nicht darin gefunden. Hier war er ernsthaft, machte wenig Worte, frug mich über die Südländer, über deren Einfalt er sich freute, und hörte die meiste Zeit zu, da mich der Herzog befragte, in dessen Gegenwart wir uns fast immer nur gesehen haben." Auch bei Goethe's zweitem Aufenthalt in Kassel kamen beide Männer sich nicht näher, denn Forster schrieb an Jacobi am 13. November 1783: „Vor sechs Wochen war Goethe hier am Hofe und besuchte Sömmerring fleißig in der Anatomie. Ich habe ihn nur wenig gesehen, da wir verschiedene Wege hatten. Er schien mir ernsthafter, zurückhaltender, verschlossener, kälter, magerer und bläsſer als sonst, und doch mit Freundschaft und einem Etwas, welches zu sagen schien, er wolle nicht verändert scheinen. Sein Dichten und Trachten war Wissenschaft und Kenntniß. Naturgeschichte schien er neuerlich sehr fleißig zu studiren, denn er wußte vieles davon zu sagen."

Heyne, mit dem Forster als Vorstand der Göttinger Bibliothek häufig in Berührung kam, verehrte er „als einen der respektabelsten Menschen, einen Mann, der nicht blos die Seele und der Verstand, sondern auch das Herz von ganz Göttingen ist," erklärte aber noch im Dezember 1781 seine Brautschaft mit dessen Tochter für „ein bloßes Gerücht ohne den mindesten Grund. Ich habe noch nicht das Weib gesehen, das ich heirathen möchte."

Forster blieb in Kassel bis Ostern 1784. Am 16.

Februar theilte er Heyne, am dritten März seinem Vater seinen Entschluß mit, nach Wilna zu gehen, wohin er als in „sein Vaterland" berufen worden war. Ueber diesen Entschluß sagt seine Wittwe Folgendes: „Ein paar sehr edle, Forster sehr zugethane Männer (in Kassel) waren ihm fremder geworden, andere Bekannte hatte er vernachlässigt. Es ist daher begreiflich, wie erfreut er war, als er den Ruf als Lehrer der Naturgeschichte auf der Universität Wilna in Litthauen erhielt. Die unter russischem Einfluß geduldeten Machthaber in Polen glaubten damals einiger Ruhe für ihr Land entgegensehen zu können. Seine Nachbarn bezeigten sich mit den damals (1772) an sich gerissenen Landestheilen für's Erste zufrieden; Rußland hatte dem noch bestehenden Polen 1773 eine Verfassung aufgezwungen und regierte die Regierung so kräftig, daß ihr Ruhe zu einigen Verbesserungsplanen zu bleiben schien. So freisinnig Forster theoretisirte, so wenig fiel es ihm damals ein, in der praktischen Staatsverwaltung etwas Anderes, als das Vorhandene zu fordern: er hatte also, bei den ihm von der polnischen Studienkommission gemachten Vorschlägen Glauben in des Bischofs von Plotzk und Primas von Polen, Graf Michael Poniatowski, Eifer und Güte, und für seinen Ruf als vortrefflichen, gelehrten, aufgeklärten Mann die höchste Bewunderung. Einen Theil seiner Ansichten theilten seine Freunde, Heyne selbst, so vorsichtig er war, fand die Aussichten gut und den Entschluß, nach Wilna zu gehen, heilsamer, als in Kassel zu bleiben. Forster selbst äußert sich über die Absicht seiner Berufung sehr verständig und wenn er auf die praktischen Zwecke des Studienausschusses eingegangen wäre, wenn ihn sein früher erwähnter Idealismus nicht bewogen hätte, weil er dort sein wissenschaftliches Ideal nicht erreichen konnte, auch das zu Erlangende zu versäumen, so würde er seine Stellung in Wilna für sich, wie für die Hochschule fruchtbringend gemacht haben. Er schreibt seinem Vater: „Die Hauptabsicht der Erziehungskommission, indem sie die Stelle eines Professors der Naturgeschichte

errichtete, ist: die Anwendung der inländischen Produkte bekannter und allgemeiner zu machen. Ich werde mich, wie sich's versteht, bemühen, die Produkte des Landes, ihren ökonomischen, landwirthschaftlichen und medizinischen Nutzen, ihre Anwendung für Künste und Handwerke, Färberei, Manufakturen und Handel, ihre Verbesserung, leichteste Kulturmethode, Unterhaltung und dergl. zu studieren. — — Ich werde Sie bitten, mir gelegentlich Ihre Gedanken über die Anlegung eines kleinen botanischen Gartens mitzutheilen, der nicht viel fremde, besonders Treibhauspflanzen, sondern inländische Pflanzen enthalten soll; wie man ihn am nützlichsten einrichten kann." So vernünftig Forster aus der Ferne seine künftige Stellung in Litthauen betrachtete, so scheint er doch an Ort und Stelle seiner ursprünglichen Natur gefolgt zu sein. Therese Huber sagt darüber: „Forster wartete auf die Erfüllung der ihm gethanen Zusagen, um irgend etwas Großes zu leisten, und er würde sich eine viel freiere Stellung erworben haben, wenn er mit den armseligen, aber schon vorhandenen Mitteln das mögliche Kleine gethan und dabei unaufhörlich auf das Versprechen gedrungen hätte. Er bewohnte mit drei andern Professoren einen Theil des ehemaligen Jesuitenklosters, und der daran stoßende kleine Garten war zum botanischen bestimmt; hätte Forster diesen Raum mit „einheimischen, der Benutzung fähigen Gewächsen" bepflanzt, wie verlangt war, hätte er das Wort Josephs II. bedacht, der in Wien zu ihm sagte, die Polen müsse man statt der Naturgeschichte das ABC lehren, hätte er dann dieser Anordnung ein wissenschaftliches Ansehen gegeben, so würde er Erwartungen in dem litthauischen Publikum erregt und nicht das bedrückende Gefühl gänzlicher Unthätigkeit gehabt haben, was ihn hauptsächlich von Wilna wegtrieb. Man hatte dort gewiß den besten Willen, sowohl Forster zu gewinnen, als die Hochschule zu heben. Forster bekam 400 Dukaten Gehalt, freie Wohnung, den Rang eines Geheimrathes, man legte ihm noch 200 poln. Gulden für seinen Briefwechsel zu und tilgte seine

Schulden in Kassel. Kurz vor der Abreise schloß er seinen Bund mit Therese Heyne. Noch am 9. März 1784 schrieb er: „Ich fühle, daß wir Mannspersonen selten zum Wirthschaften Anlage haben, zumal Gelehrte; ich fühle auch Lücken in meinem Herzen, die nun ausgefüllt werden müssen; wundern Sie sich also nicht, wenn diese Veränderung des Wohnorts bald auch Veränderung meiner bisherigen einsamen Lebensart nach sich ziehen sollte. Ich habe bis jetzt noch keinen Gegenstand, allein bis jetzt habe ich nicht gesucht; aber wenn es mit dem Suchen Ernst zu werden anfängt, dann hat man gemeiniglich auch bald gefunden." Schon am 22. Mai begann (von Leipzig aus) Forster's Briefwechsel mit Therese Heyne. — Aus den oben angeführten Worten ergibt sich wohl deutlich genug, daß der Beweggrund dieser raschen Wahl wohl nicht Liebe, sondern die Unmöglichkeit, unverheirathet in Wilna zu leben, die kurze Zeit, die vor seiner Abreise ihm blieb, und sein freundschaftliches Verhältniß zu Heyne war. Ueber ihre eignen Gefühle und die spätere unglückliche Wendung dieser Ehe sprach seine Frau sich in der dem Briefwechsel vorangehenden Lebensbeschreibung also aus: „Nachdem Forster's Verhältnisse in Wilna berichtigt waren, machte er noch einen Besuch in Göttingen, wo er, ohne vorhergehende nähere Bekanntschaft, um seine nachmalige Frau, Heyne's älteste Tochter, warb, aber auf ihres Vaters Wunsch ohne eine abgeschlossene Verabredung aus Deutschland schied. Das junge Mädchen hatte Forster bei seinen Besuchen in Göttingen während seines sechsjährigen Aufenthalts in Kassel einigemal gesehen; die innigste, bis zu seinem Tode dauernde Achtung gab ihr Vertrauen zu ihm, Mitgefühl für die vereinzelte Lage, die ihn in dem öden Polen erwartete, Herzlichkeit, Jugendmuth und Stolz spornten sie an, mit dem berühmten Mann ein ernstes Schicksal zu theilen und so gab sie Forster vor andern Aussichten den Vorzug. Warum in späteren Jahren eine Ehe, in der gegenseitige Achtung und

innige Theilnahme unerschütterlich blieb, beide Theile nicht beglückte, ist das Geheimniß beider Gatten, in das Niemand einzudringen das Recht hat. Der scharfsinnige Seelenkundige erräth vielleicht, die Zeitgenossen haben Thatsachen in der Hand, um ihre Ansicht zu bilden. Diese sind die innigste Liebe und das Vertrauen, das Forster bis zu seinem Tod an seine Frau band, seiner Wittwe pflichterfüllendes Leben und vier Kinder, die sie zu würdigen Menschen erzog." — Seine Reise nach Wilna richtete er über den Harz und durch Sachsen, wo er sich weiter in der Mineralogie ausbildete, nach Prag, Wien und Warschau. In Wien hatte er die früher erwähnte Zusammenkunft mit Kaiser Joseph II., der ihn vor den Versprechungen der Polen warnte, welchen kein Worthalten zu folgen pflege, und der ihm voraussagte, sein Aufenthalt in Litthauen würde nicht von langer Dauer sein. In Wien wurde er von dem hohen Adel, wie von den ausgezeichneten Beamten und Gelehrten, welche Joseph II. zur Ausführung seiner erhabenen Gedanken dort um sich versammelt, auf's Zuvorkommendste empfangen und auf's Ehrenvollste ausgezeichnet; Alles, besonders die Frauen, drängten sich, den ersten deutschen Weltumsegler, den anziehenden, bescheidenen jungen Mann kennen zu lernen. Man bot ihm für den Fall, daß die Anstellung in Wilna ihm nicht zusagen sollte, Lehrstellen an mehreren kaiserlichen Universitäten an, was auch dazu beigetragen haben mag, gegen Wilna ihn im Voraus einzunehmen. So war er beständig von wahrhaft tantalischen Lockungen umgeben, von Schatten umgaukelt, die, so bald er sie greifen wollte, zurückwichen. Außer den Berufungen, auf die er mit mehr oder weniger Erfolg einging, hatte er schon in Kassel eine nach Mitau als Professor der Philosophie an des bekannten Stark, später Oberhofpredigers in Darmstadt, Stelle abgelehnt. Man muß Forster's Vielseitigkeit, die sich auch in seiner literärischen Thätigkeit zeigte, bewundern, denn hier sollte er ja einen Theologen ersetzen!

Aus Wilna beginnen nun in seinem „Briefwechsel"

am 18. November, in „Sömmerring's Leben" mit dem 12. Dezember 1784 eine Reihe höchst wichtiger Briefe, welche im Bilde der Hochschule und des geselligen Lebens der Stadt die ganze „polnische Wirthschaft" des untergehenden Staates schildern. In der ganzen Angelegenheit, soweit sie Forster wie die Hochschule anging, zeigten sich die Polen als die „Franzosen des Nordens." Mit der Lebhaftigkeit, wie sie den slavischen und romanischen Völkern eigen ist, war die Hebung der Universität betrieben worden, aber man hatte die Unzulänglichkeit der Mittel nicht vorher überlegt und, sobald sich Hindernisse zeigten, erlahmte der Eifer der Machthaber. Dazu kamen die politischen Verwickelungen, die Uneinigkeit der Studienkommission auch in dieser Sache, indem der Primas Vorliebe für die Universität Krakau hatte und dieser nach Möglichkeit Summen von dem gemeinschaftlichen Studienfonds zuwandte. So hatte man zwei schlechte Hochschulen statt einer guten. Auch fehlten nicht Einflüsse von Weibern und endlich, wie Forster andeutete, Veruntreuung. Er schrieb darüber an Sömmerring: „Der Reichstag brummt über die starken Ausgaben und die Universitäten leiden Mangel und werden nicht unterstützt. Wo liegt der Knoten? Das Geld bleibt irgendwo kleben. Man sagt — man sagt — und es ist wohl leider zu wahrscheinlich, daß die, die Gewalt in Händen haben, sie mißbrauchen. Man hat Schulden, man hat Bedürfnisse, man hat Ehrgeiz ohne Grenzen — wer kann das Herz der Menschen ergründen? Es gleißt zwar oft von außen, aber von innen ist oft alles verfault und hohl. Man gewinnt so leicht die Menschen durch kleine Wohlthaten und steckt dafür ungeheure Summen in den eigenen Säckel. Wenn das Uebel da wüthet, wo man die Rettung herhoffte, so ist wohl wenig Hoffnung."

Forster selbst war mit den besten Erwartungen nach Wilna gekommen, da er bei manchen einflußreichen Polen in Dresden und Warschau guten Willen, für die Wissenschaft etwas Entschiedenes zu thun, gefunden hatte.

Anfangs gewann ihn auch die Auszeichnung, welche der König und seine Familie ihm angedeihen ließen, und die Gastfreiheit des litthauischen Adels. Hier mußten natürlich die Mittheilungen eines Weltumseglers noch weit neuer und überraschender sein als in Deutschland. Bald aber erlahmte dieser Eifer, sobald die Neugier gestillt war; beide Theile fühlten sich einander im Innersten zu fremd in ihrer Lebensanschauung und Forster trug am wenigsten dazu bei, diesen Umgang fortzusetzen. Bald klagte er seinen Freunden seine Vereinzelung in dieser fremden Welt, denn auch unter seinen Kollegen fand er nur Einen, der ihm näher trat, den Professor der Klinik Langmaier, einen Oesterreicher; die übrigen waren fast lauter Italiener und Franzosen, zum Theil Exjesuiten, nur wenige Polen. Er schreibt: „Gutherzige Leute gibt es schon etliche, aber das ist nicht genug für einen Kopf, der Nahrung haben will und zwar kräftige," und über die Polen im Allgemeinen: „Die Polen sind Schweine von Haus aus, so Herren als Diener, alles geht schlecht gekleidet, zumal das weibliche Geschlecht; putzen sie sich, so sitzt es, wie der Sau das güldene Halsband. Ausnahmen gibt's das versteht sich; ich spreche von der allgemeinen Regel. Polnische Fräulein kämmen ihr Haar zum Fenster hinaus und lassen die Einquartierung herabregnen und Cavaliere mit dem Stanislausorden schneuzen sich zwischen den Fingern die Nase."

Auch seine häuslichen Verhältnisse machten ihm Kummer und Mühe; er hatte seinen Hausrath bei der Abreise von Kassel verkauft und keine deutschen Dienstboten mitgebracht, was ihm viele Kosten und mancherlei Verdruß machte. Doch wurde dies besser, als er im Sommer 1785 seine Therese abholte, nachdem er eine heftige Krankheit überstanden hatte. Auf dieser Reise erhielt Forster in Halle die medizinische Doktorwürde und kehrte im November 1785 nach Wilna zurück. Die Förmlichkeit der Promotion hielt er für nöthig, weil er beabsichtigte, in Wilna als ausübender Arzt aufzutreten, ein Entschluß, der, wenn er ihn ausgeführt, gewiß

so vortheilhaft für ihn, als wohlthätig für die Bewohner von Wilna geworden wäre, denn er sah keinen Menschen je so besorgt um ihre Gesundheit, als die Polen, die meisten Aerzte aber waren Juden und ehemalige Kammerdiener, unwissend und träge, Nachts nicht ausgehend, aber doch sehr theuer bezahlt. Alle Welt, Gesunde und Kranke, kamen 20—30 Meilen weit her, um in Wilna die Maikur zu gebrauchen, die bei Herrn Bisio und Consorten in Purgiren, Brechen, Aderlassen und Molkentrinken bestand, wofür die Person 10—50 Dukaten dem Arzte zahlte.

Obgleich er in jedem Briefe sein häusliches Glück preist, so blieb doch immer der schon vor seiner Verheirathung ausgesprochene Wunsch, so bald als möglich die Stelle in Wilna zu verlassen, fest stehen. Die gezwungene Unthätigkeit, die Ungenießbarkeit der Gesellschaft für ihn, die Abgeschiedenheit, die Lage und Bauart, sowie das Klima seines Wohnorts waren und blieben ihm gleich unerträglich. Ueber einen der Hauptgründe, die ihn wegtrieben, bemerkte seine Wittwe: „Forster hätte viel Uebles vermieden, hätte er diese Frau zur Theilnehmerin seiner ökonomischen Sorgen gemacht, sowie sie es seiner literarischen Interessen wurde. Allein er ließ sie bis zu seinem Tode über diesen Gegenstand im Dunkel. Sie hatte nie Geld in Händen gehabt und auch nie gelernt, wie man Geld eintheilte; sie hatte nur bescheidene Wünsche gelernt, die ihr bei vielfachen geistigen Interessen jederzeit genügten, sie hatte die Einzelheiten, aber nicht die Führung eines Haushalts gelernt, doch sah sie Sparen, Schaffen, Erhalten als ihren wahren Beruf an, und so ging es gut in ihrem kleinen Kreise, allein nie bekam sie mehr Geld in die Hände, als für den laufenden Tag und so lernte sie ihres Mannes ökonomische Lage nicht kennen. Bei der offenen Mittheilung derselben jetzt oder später (in Mainz) würde sie wahrscheinlich darauf gedrungen haben, neben dem Streben nach größerer Einnahme, das strengste Ebenmaaß zwischen seiner jetzigen und seiner Ausgabe herzustellen;

fein weiches Herz verhinderte ihn, da er die Beschränkung überhaupt für höchst schmerzlich hielt und seine stets fortgesponnenen Entwürfe und Erwartungen verleiteten ihn, einen andern Ausweg aus dem Labyrinthe zu suchen. Ihn selbst hätten diese Beschränkungen hart getroffen, er hätte seine Reisen, sein Bücherkaufen u. s. w. aufgeben müssen, und Das zu fordern, hatte seine Frau nicht mehr den Muth, wie ihre Mittel, ihn glücklich zu machen, nicht mehr ausreichten. Forster mußte während seiner Dienstzeit in Wilna sich einen jährlichen Abzug zur Tilgung des bezahlten Vorschusses (für seine Schulden in Kassel) gefallen lassen. Bei den Bedingungen, welche sich Forster zu seinem schriftstellerischen Erwerb gesetzt hatte, wo er ihn ausschließlich auf die Hülfsmittel, die ihm aus Deutschland zukamen, gründete, hätte er nie seine Ausgaben decken können, da die Herbeischaffung von Büchern, Karten, Instrumenten außerordentlich kostbar, langwierig, ungewiß war und des ärmlichen Universitätsvermögens wegen zum größten Theil aus seinen eigenen Mitteln geschehen mußte. Eine ebenso kostspielige Maaßregel vermehrte die Ausgaben seines Haushalts. Er war überzeugt, daß kein litthauischer Handwerker noch Kaufmann einen erträglichen Artikel liefern könne, daß man ohne deutsche Dienstboten nicht auskomme; — also mußten diese Dinge entbehrt oder theuer verschrieben werden, und zu diesem Zweck auf andern Seiten die strengste Beschränkung, welche dennoch nie konsequent war, stattfinden. Wirklich hielt Forster das erste halbe Jahr aus Sparsamkeit keine Pferde, welches in Wilna eine unerhörte Beschränkung war, standesmäßig, da keine anständige Frau anders als bei Wallfahrten zu Fuße ging, und für die Gesundheit, da man zu Fuß nur selten den Koth der Gassen zu passiren im Stande war.“ — Mit vorstehenden Bemerkungen gedenken wir diese ebenso unerquicklichen als für Forster's Schicksal wichtigen Verhältnisse ein für allemal abgethan zu haben. — So wie Forster erlebte, daß eine ehrenwerthe

Verbrüderung in Deutschland seines Vaters Schulden tilgte, wie ihn der Ruf nach Wilna und der Vorschuß der Erziehungskommission von seinen Verpflichtungen in Kassel befreite, so führte ihn ein Glücksfall aus Polen, wo er acht Jahre zu bleiben sich verbindlich gemacht hatte, als seine Lage dort unerträglich zu werden anfing.

Ein russischer Flottenoffizier erschien 1787 im Mai, um den Weltumsegler zu einer neuen mehrjährigen Entdeckungsreise einzuladen, welche Katharina II. beabsichtigte.

Die Bedingungen, nicht nur von der Kaiserin, sondern auch von ihrem muthmaßlichen Nachfolger unterzeichnet, waren die glänzendsten; seine Verbindlichkeiten gegen Polen wurden übernommen, für ihn und seine Familie während der Reise, sowie für seine Angehörigen im Falle seines Todes war auf's Reichlichste gesorgt und ihm in Bezug auf den wissenschaftlichen Theil der Reise und seine dazu nöthigen Untergebenen die vollste Freiheit gelassen, ja ihm winkte die Hoffnung, als wissenschaftlichen Begleiter, natürlich ihm gleichgestellt, seinen geliebten Sömmerring zu erhalten. So ging er denn, ohne Rücksicht auf die Erfahrungen, die sein Vater unter derselben Kaiserin gemacht, auf das Anerbieten ein; Alles war geordnet und auf's Genaueste verabredet, im Herbste 1787 sollten die Schiffe abfahren, als die türkische Kriegserklärung die Reise vereitelte. Forster erfuhr dies in Göttingen und mußte mit einer kärglichen Entschädigung zufrieden sein, aber er tröstete sich und schrieb an Sömmerring: „Ja wohl ist das Entrinnen aus Sarmatien ein Gewinn an und für sich ohne alle weitere Rücksicht.“ Noch ehe seine Verhältnisse zur russischen Regierung ganz aufgelöst waren, als er noch in Göttingen auf eine entscheidende Antwort von Petersburg wartete, bot sich ihm ein neues glänzendes Trugbild dar. Er hatte auf seiner Reise aus Polen einen spanischen Bergwerksbeamten d'Elhujar in Sachsen kennen gelernt, der ihm zur angegebenen Zeit von Wien

aus Vorschläge that, eine Stelle auf den Philippinen anzunehmen, deren natürliche Schätze damals die spanische Regierung entschlossen war, besser kennen zu lernen und auszubeuten. Forster entwarf wirklich seine Bedingungen, die Sache hatte aber weiter keinen Erfolg, als daß Forster die folgende Selbstschilderung von sich aufsetzte: „Ich zähle dreiunddreißig Jahre, meine Gesundheit ist gut und mein Gesicht, ohne zu meinem Vortheil einzunehmen, hat wenigstens nichts Zurückstoßendes. Ich habe die zweite Reise Cook's mitgemacht und beschrieben. Ich habe alle Zweige der Naturkunde mit Einschluß der Physik und Chemie studirt und zeichne ziemlich gut Pflanzen und Thiere. Ich besitze einige Kenntnisse in Philosophie, Literatur und den Künsten, aber Geographie, Geschichte und Politik haben stets den meisten Reiz für mich gehabt und ich habe ihnen meine Mußestunden gewidmet. Ich schreibe lateinisch und verstehe ein wenig Griechisch, spreche und schreibe mit Leichtigkeit deutsch, französisch und englisch, verstehe holländisch und italienisch und kenne die Anfangsgründe der schwedischen, spanischen, portugiesischen, russischen und polnischen Sprache. Ich liebe die Unterhaltung, spreche aber wenig und habe mich in der Gewalt, da meine Lebhaftigkeit durch Ernst gemäßigt ist. Ich bin treu und eifrig in den Geschäften, die ich übernehme, und ein besserer Geschäftsmann, als Gelehrte zu sein pflegen. Meine Ehre und der Beifall meiner Vorgesetzten ist die einzige Richtschnur meiner Handlungen. Von Natur bin ich mäßig, spiele nicht und bin zu glücklich in meiner Ehe, um unerlaubte Verbindungen einzugehen." — Seine Frau entwirft von seiner Persönlichkeit folgendes Bild. „Forster's Persönlichkeit vermehrte das Interesse, das seine unerhörte Eigenschaft eines Weltumseglers einflößte, nicht, weil er hübsch war — seine ursprünglich regelmäßigen Züge waren durch die Kinderblattern eingeschrumpft und mit Narben bedeckt; der heftige Scorbut, den er auf seiner Seereise erlitten und von dem die Masse seiner Säfte auf immer angesteckt

war, hatte das Weiße seiner Augen gefärbt und seine Zähne gänzlich verdorben, — aber sobald er durch das Gespräch belebt ward, erhielten seine Züge den mannigfachsten Ausdruck und kaum sah ich je ein Gesicht, das durch den Geist und die Empfindung einer größern Verschönerung und eben auch des Gegentheils fähig gewesen wäre. Ein Ausdruck von Bescheidenheit und Sicherheit zugleich gab ihm den Anstand der besten Gesellschaft, so daß er in dem geistvollsten Zirkel gefiel und im vornehmsten an seinem Platz war. Unaufgeregt sprach er nicht, aber sobald er von einem Gedanken erwärmt war, drückte er sich nicht im Deutschen allein, sondern auch im Englischen und Französischen mit Leichtigkeit und klarem Zusammenhange aus. Sein Betragen im engen Familienkreis war immer so fein und gesittet, wie in der Gesellschaft. Nie hörten die Seinen ein rauhes Wort von ihm, nie vernachlässigte er seine Kleidung, sein Zimmer noch die Aufmerksamkeit eines Mannes von feinem Ton gegen weibliche Bekannte. Bei diesem höchst gebildeten Betragen bezeigte er die gütevollste Theilnahme an fremden Schicksalen, wurde leicht heimisch in engern Kreisen und machte keine Art gesellschaftlicher Ansprüche. Dafür hatte er aber auch das Glück einer Art unschöner Männer, daß ihm die Frauen auf halbem Wege entgegenkamen, was ihm bei seinem sehr weichen Herzen stets den Genuß einer sehr gesteigerten Freundschaft gewährte." Zur Vervollständigung dieser Schilderung folgen einige Worte über seine religiöse Ansicht. Sein Vater trennte die Philosophie vom Christenthum wie dieses vom praktischen Leben und ertheilte seinem Georg den strengen Katechismusunterricht jener Zeit. Sein weiches Herz und der stete Druck der äußern Verhältnisse führten ihn, wie seine Briefe bis 1778 beweisen, zu einer schwärmerischen Religiosität, die ihn zu jenen geheimen Ordensverbindungen leitete. Seine Enttäuschung führte ihn auf den Standpunkt der freien Sittlichkeit, wo er (März 1784) schreibt, daß „seine Meinungen mit keiner der christlichen Kirchen noch Sekten übereinstimmten, und

daß es Finger gebe, an welche keiner der Lessing'schen drei Ringe passe und welche doch gute brauchbare Finger seien." (Dezember 1784). Genauer eingehend äußerte er sich: „Die römisch-katholische Religion ist mir vor allen andern zuwider wegen ihres despotischen Geistes; ich finde die Grundsätze und Lehren dieser Kirche der Vernunft und Menschlichkeit widersprechend."

Dennoch führte ihn sein Geschick zu Anfang des Jahres 1788 an den Hof, in die Hauptstadt eines Fürsten dieser Kirche, nach Mainz, und zwar nicht als den einzigen Protestanten, denn er fand dort seine Kollegen aus Kassel, Johannes Müller, der seine Berufung als Bibliothekar vermittelt hatte, und Sömmerring, seinen geliebten Freund. Es gehörte diese Ergänzung der „Universitas semper catholica" zu den Aufklärungsversuchen eines nicht vorbereiteten Volks plötzlich und durch allerhöchste Machtvollkommenheit. Diese mußten im Kleinen dieselben traurigen Wirkungen erzeugen, wie in Oesterreich, oder gänzlich erfolglos bleiben. Niemand in Mainz sah die Berufung protestantischer Gelehrten mit günstigem Auge, manches noch vorhandene Billet von Joh. Müller zeigt, daß Forster von Seiten des Publikums mancher Aeußerung des bösen Willens ausgesetzt war und der Stand der allgemeinen Bildung war keineswegs von der Art, seinen persönlichen Werth schätzen zu können. Der Mittelstand war ohne alle geistige Bildung und dessen Gesellschaftlichkeit ohne jede geistige Mittheilung, der Adel in der vollkommensten Absonderung und im schroffsten Stolz auf seine Vorrechte. Die fremden Gesandten hatten zum Theil die Ansicht, daß ihr Kreis durch wissenschaftliche und weltbürgerliche Bildung an Annehmlichkeit gewinnen könnte, und näherten sich berühmten Gelehrten, wie Forster und Sömmerring, allein den Mainzern selbst blieben sie fremd. Durchreisende Fremde jeder Nation, welche Forster aufsuchten, nährten allein sein Bedürfniß nach Anerkennung und mündlichem Gedankentausch. Wenige Freunde belebten seine Häuslich-

keit. Wie in Wilna gab sein eigentlicher Beruf, die Anordnung der Büchersammlung der Universität, bei dem elenden Zustand derselben, keine Befriedigung und unzählige Hindernisse hemmten seine Thätigkeit. Die Eigenthümlichkeit seines Charakters aber hielt ihn ab, durch die gewiß willkommene Veranstaltung naturgeschichtlicher Vorlesungen für das größere Publikum einen neuen Wirkungskreis sich zu schaffen.

Seine zunehmende, auf seine Heiterkeit, seinen Muth so traurig wirkende, seine Empfindlichkeit schärfende Kränklichkeit verstimmte ihn immer mehr gegen die Menschen und gegen sich selbst. Der Ton des Gesprächs in seinem Hause, die Art der Unterhaltung, die Einfachheit der Bewirthung sonderten ihn immer mehr von dem ächten Mainzer Wohlleben ab, von kostbaren Gastereien und Landparthien. Dieser Gegensatz mußte Mißfallen an den Bewohnern von Mainz, ein Verachten ihres Bildungsstandes erzeugen, „das späterhin nicht ohne Wirkung blieb."

Zu dieser geselligen Unbehaglichkeit gesellte sich eine politische bei dem Manne, der unter Englands freier Verfassung, damals der einzigen Europa's, seine Bildung erhalten hatte. Diese Seite von Forster, welche in wenigen Jahren ihm so verhängnißvoll werden sollte, bedarf einer näheren Begründung. Wenn gleich er in seinem oben mitgetheilten Schreiben an d'Elhujar seine Theilnahme für Politik hervorhebt und schon 1782 sagt: „Europa scheint auf dem Punkte einer schrecklichen Revolution; wirklich, die Masse ist so verderbt, daß nur Blutlassen wirksam sein kann; vom Thron bis zum Bauer sind alle zwischenliegenden Stände von dem, was sie sein sollten, herabgesunken," — so war in seinem, im schönsten Sinne deutschen Charakter, doch auch der unselige Zug des „politischen Idealismus" auf's Entschiedenste ausgeprägt, nämlich die Fähigkeit, bei den überspanntesten Idealen den unbefriedigendsten Zustand ruhig und indolent zu ertragen. Wenn wir noch heute finden, daß eine Maaßregel, deren Nothwendigkeit und

Unvermeidlichkeit tausendmal nachgewiesen, welche seit Jahren erwartet ist, dennoch Ueberraschung erregt, sobald sie zur Thatsache wird, so mußte in jener Zeit der Zwiespalt zwischen That und Gedanken noch viel größer sein. Der Schlüssel dazu liegt in der deutschen Geschichte seit dem westfälischen Frieden, seitdem die Nation, das Volk das Handeln verlernt hatte, seit Alles durch einzelne Reichsglieder, durch Fürsten geschah. Die Zeit vor der französischen Revolution war in Deutschland die Zeit der Reformen von oben her, nicht nach praktischen Bedürfnissen, sondern nach idealen Grundsätzen, wodurch Joseph scheiterte. Aber daß das Volk etwas durchsetzen werde in Abschaffung anerkannter Mißbräuche, das dachte Niemand. Therese Huber drückt diese Wahrheit an zwei Stellen, sowohl in Bezug auf Forster als auf die öffentliche Meinung, sehr gut aus, wenn sie sagt: „So freisinnig Forster theoretisirte, so wenig fiel es ihm damals ein, in der praktischen Staatsverwaltung etwas Anderes, als das Vorhandene zu fordern," und: „Die Presse war damals sehr kühn. Dennoch dachte man in Deutschland noch gar nicht daran, daß etwas Gedrucktes etwas Anderes als ein Lesebuch sein könnte; Bücher las man von Amerika's Befreiungskrieg, später von den Parlamentsverweisungen in Frankreich, von der Herabwürdigung der Königin in der Halsbandgeschichte, von der Berufung der Notabeln, — alles mit ruhiger Neugier." In die Friedlichkeit dieser politischen Kindheit tönten plötzlich wie Posaunenstöße die gewaltigen Reformen der französischen Nationalversammlung in ihrer ersten Periode seit der denkwürdigen Nacht des vierten August 1789: die Abschaffung der Vorrechte des Adels, die Einführung von Gleichheit der Abgaben und allgemeiner Berechtigung zu Staatsämtern, die Aufhebung der Klöster und Zehnten, der inneren Mauth und der Abgaben auf die ersten Lebensbedürfnisse u. s. w., die Verwirklichung der Gedanken der Zeit. Unendlicher Jubel tönte von Deutschland entgegen. Außer Forster nahmen von Deut-

schen noch Bollmann, Schlabrendorf, Oelsner, Anacharsis Cloots und der tübingische Magister, spätere Graf, Reinhard thätigen Antheil.

Klopstock richtete mehrere begeisterte Oden an die Nationalversammlung, Gleim, Pfeffel, Voß, Schiller, Schubart feierten theils mit ausdrücklicher Hinweisung, theils durch die ganze Anschauung ihrer Gedichte die Freiheit der Neufranken. Goethe zielt in einer Stelle von Hermann und Dorothea auf das Erhebende dieses Aufschwungs, Campe drückt in seinen Briefen aus Paris die ganze Begeisterung aus, deren feine Natur fähig war, ebenso Baggesen in seinen Briefen an Reinhold, Jacobi an Klinger, ja 1796 besang eine österreichische Gräfin Pachta die Siege der Republik über Oesterreich und Preußen. Die Stimmung der edelsten Geister und einflußreichsten Schriftsteller Deutschlands nährte die Nationalversammlung durch eine kluge, dem weltbürgerlichen Sinne der Deutschen angepaßte Maaßregel. Ein Dekret vom 26. August 1792 verlieh den Männern, „welche durch ihre Schriften und ihren Muth die Sache der Freiheit verfochten und die Befreiung der Völker vorbereitet hatten," einer Anzahl von Engländern, Amerikanern, dem Polen Kosciuzko, dem Italiener Gorani, dem Schweizer Pestalozzi und den Deutschen Schiller, Klopstock, Campe, Cloots den Titel eines französischen Bürgers.

Was nun die Entwickelung von Forster's politischem Idealismus bis zum thätigen Antheil an den Ereignissen betrifft, so ist darüber Folgendes zu sagen. In wie verschiedenen Ländern, unter wie mannigfachen Regierungsformen er auch gelebt, so hatte ihn doch keines befriedigen können, weder die russische Knute, noch der hessische Korporalstock, weder der Mainzer Krummstab, noch die polnische Anarchie. In England hatte sein Vater von der Regierung bittern Undank erfahren, in Rußland waren sein Vater und er selbst getäuscht worden. Selbst Englands Parlament erschien ihm durch den Kampf gegen die Volksfreiheiten der Nordamerikaner, für welche

er entschieden Parthei nahm, in zweifelhaftem Licht. So mußte er der neuen Bewegung in Frankreich sich zuwenden, welche den Staat nach ewigen und wahren Gesetzen zu ordnen versprach. Wichtig war eine Reise, die er mit Alex. von Humboldt den Rhein hinab nach England unternahm. Er verließ Ende März 1790 Mainz, ging von Düsseldorf über Aachen durch Belgien bis Antwerpen, schiffte sich in Amsterdam nach England ein, verweilte einige Zeit in London und besuchte dann das Innere des Landes. Ueber Paris kehrte er im Juni nach Mainz zurück. Die Ergebnisse dieser Reise legte er in dem vortrefflichen Werke nieder: „Ansichten vom Niederrhein", dessen dritter Band erst nach seinem Tode von Huber herausgegeben wurde. Er suchte bei dieser Reise mehrfache Zwecke zu erreichen. Zunächst wollte er bei der englischen Regierung noch einen Versuch machen, einen Theil der seinem Vater und ihm gebührenden Entschädigung für die Reise mit Cook zu erhalten; sodann, was sich ebenfalls auf diese Reise bezog, suchte er einen Verleger oder eine Unterstützung von Seiten der Regierung oder eines reichen Privatmanns zur Herausgabe eines umfassenden Werks über die Südsee. Seit seiner Niederlassung in Deutschland war dies Unternehmen sein Hauptaugenmerk gewesen. Er ließ in London mit großen Kosten eine Menge Zeichnungen von vorzüglichen Künstlern anfertigen und hatte durch zahllose Auszüge dazu vorgearbeitet, um eine vollständige Entdeckungsgeschichte und eine allseitige Schilderung jener Länder liefern zu können. Diese Arbeit, deren Plan mit jedem Jahre durch Vervielfältigung der Seereisen an Umfang zunehmen mußte, blieb das Ziel seines Strebens bis an sein Ende; da aber seine Aufzeichnungen nur ihm verständlich waren, so konnte sie auch nach seinem Tode nicht erscheinen und die Zeichnungen wanderten für einen mäßigen Preis in die herzogliche Sammlung in Gotha. Drittens endlich beabsichtigte Forster auf dieser Reise sich nach einem reichen jungen Engländer umzusehen, dessen Erziehung er zu leiten oder den

er auf Reisen zu begleiten hätte. Keine seiner Erwartungen ward aber befriedigt. Die beiden lebhaftesten Eindrücke, welche Forster von seiner Reise zurückbrachte, waren Mißvergnügen über England und eine Begeisterung für Frankreich, das er in dem günstigsten Augenblick seiner großen politischen Bewegung, in den Tagen des Bundesfestes 1790, durchreist hatte. In seinen Ansichten drückt sich der Enthusiasmus aus, den damals die edelsten Männer für die reine Sache der bürgerlichen Freiheit hegten. Diese beiden Eindrücke trugen viel dazu bei, seiner Theilnahme an der französischen Revolution mehr Persönliches zu geben. Er hatte ihre Erfolge in dem schönen Bilde der freiesten Ergießung von Freude und Einigkeit gesehen. Erst jetzt war sie für ihn in die Wirklichkeit übergetreten; Alles, was fortan dort vorging, knüpfte sich an diese Anschauung, jeder Redende und Handelnde hatte für ihn ein persönliches Interesse gewonnen. Zwei Jahre lang nährten sich seine Phantasie und sein Geist mit dieser großen Begebenheit, und ohne auf die entfernteste Weise mit ihr in Berührung zu stehen, bereitete ihn dieses Interesse zu dem Standpunkte vor, auf den ihn die Begebenheiten des Oktobers 1792 versetzten. Desto widerlicher berührten ihn die Ereignisse in Brabant. So wenig er die Gewaltsamkeit der bessernden Maaßregeln Josephs II., welche den Buchstaben der Vorrechte des Landes verletzten, die Härte der militärischen und die Kopflosigkeit der bürgerlichen Vertreter des Kaisers in seinen Niederlanden übersah, so durchschaute er doch sogleich, daß hier unter dem Namen der Freiheit für Adels- und Pfaffenherrschaft gekämpft wurde. Er sprach dies nicht nur im zweiten Bande der „Ansichten," sondern auch in den erst 1793 erschienenen „Erinnerungen an das Jahr 1790" deutlich aus, indem er bei Gelegenheit der Erklärung eines Bildes, die Parade der Freiwilligen auf dem Markte von Brüssel darstellend, sagte: „Die buntscheckige Horde der Freiwilligen auf dem Platze macht ihrem Namen Ehre, wenn der freie Wille darin besteht, in Strümpfen oder Schuhen

u. s. w. . . . zur Vertheidigung nicht der Freiheit, sondern des adeligen und pfäffischen Despotismus zu erscheinen. — Nun aber die unbedeutenden, nichtssagenden Gesichter, dieses durchweg herrschende Phlegma von Brabant, das kaum noch Energie genug hat, um den Beichtvätern nachzubeten: „wir wollen nicht frei sein!" — Es fallen uns noch einige Züge auf, die man zur übrigen Gruppe nicht würde reimen können, wenn man nicht schon wüßte, daß ohne Mönche sich die Revolution in Belgien nicht denken läßt." (1830!)

Ueberhaupt war auf der ganzen Reise sein Sinn, fast noch mehr als den Naturmerkwürdigkeiten und Kunstschätzen, der Lage des Volkes in den von ihm besuchten Gegenden zugewandt. Um zu zeigen, mit welcher Wärme und Vielseitigkeit Forster das Wohl des Volkes nach allen Richtungen erstrebte, heben wir eine Reihe von Aeußerungen über Angelegenheiten, in deren Beachtung und Ergründung er seiner Zeit vorangeeilt war und deren Lösung erst in unsern Tagen von den Staatsgewaltigen erstrebt wird, hier hervor.

So sagte Forster bei Gelegenheit des Besuchs von Ehrenbreitstein Folgendes: „Nichts konnte mich für den abscheulichen Eindruck entschädigen, den die Gefangenen dort auf mich machten, als sie mit ihren Ketten rasselten und zu ihren räucherigen Gitterfenstern hinaus einen Löffel steckten, um dem Mitleiden der Vorübergehenden ein Almosen abzugewinnen. Wäre es nicht billig, fiel mir dabei auf's Herz, daß ein jeder, der Menschen zum Gefängniß verurtheilt, wenigstens einen Tag im Jahre mit eignen Ohren ihr Gewinsel, ihre himmelstürmenden Klagen vernehmen müßte, damit ihn nicht der todte Buchstabe des Gesetzes, sondern eignes Gefühl und lebendiges Gewissen von der Rechtmäßigkeit seiner Urtheile überzeugte? Wir bedauern den unsittlichen Menschen, wenn die Natur ihn straft und physisches Uebel über ihn verhängt, wir suchen sein Leid zu mildern und ihn von seinen Schmerzen zu befreien; warum darf nicht Mitleid den Elenden erquicken, dessen Unsitt-

lichkeit den Arm der beleidigten Bürgerordnung reizte? Ist der Verlust der Freiheit kein hinreichendes Sühnopfer und fordert die strenge Gerechtigkeit noch die Marter des Eingekerkerten? Mich dünkt: die Abschaffung der Todesstrafen hat uns nur noch grausamer gemacht. Ich will hier nicht untersuchen, ob ein Mensch befugt sein könne, einem andern das Leben zu nehmen, aber wenn es Güter gibt, die unantastbar und Allen heilig sein sollen, so ist das Leben gewiß nicht das einzige, welches unter diese Rubrik gehört; auch diejenigen Zwecke des Lebens gehören hierher, ohne welche der Mensch seinen Rang auf der Leiter der Wesen nicht behaupten kann, ohne welche er Mensch zu sein aufhören muß. Die Freiheit der Person ist unstreitig ein solches, von der Bestimmung des Menschen unzertrennliches und folglich unveräußerliches Gut. Wenn also der bürgerliche Vertrag ein so schreckliches Uebel, wie die gewaltsame Beraubung eines unveräußerlichen Gutes, über einen Menschen um der Sicherheit Aller willen verhängen muß, so bleibt zu entscheiden übrig, ob es nicht zwecklose Grausamkeit sei, das Leben durch ewiges Gefängniß in fortwährende Qual zu verwandeln, wobei es schlechterdings zu keiner andern Absicht, als zum Leiden erhalten wird, anstatt es durch ein Todesurtheil auf einmal zu enden? Die fromme Täuschung, die man sich zu machen pflegt, als ob ein Verbrecher während seiner lebenslänglichen Gefangenschaft Zeit gewönne, in sich zu gehen, eine sittliche Besserung anzufangen, sich durch seine Reue mit Gott zu versöhnen und für ein künftiges Leben zu bereiten, würde schnell verschwinden, wenn man sich die Mühe gäbe, die Erfahrung um Rath zu fragen, ob dergleichen Bekehrungen die gewöhnlichen Folgen der ewigen Marter sind? Die finstern, modernden Gewölbe der Gefängnisse und die Ruderbänke der Galeeren würden, wie ich fürchte, hierüber schauderhafte Wahrheiten verrathen, wenn man auch nicht, durch richtiges Nachdenken geleitet, schon im Voraus, überzeugt werden könnte, daß die Bekehrung im Kerker zwecklos sein müsse, weil sie un-

fruchtbar bleibt, und daß ein Augenblick wahrer Reue so viel Werth sei, als ein in Thränen und Büßungen hingeschmachtetes halbes Jahrhundert. Allein die Furcht vor dem Tode, die nur durch eine der Würde des Menschen angemessene Erziehung gemildert und in Schranken gehalten wird, lehrt den Richter, das Leben in immerwährender Gefangenschaft als eine Begnadigung schenken, und den Verbrecher, es unter dieser Bedingung dankbar hinnehmen. Auch hier wirkt also die Furcht, wie sie sonst immer zu wirken pflegt: sie macht grausam und niederträchtig. Doch den Gesetzen will ich hierin weniger Schuld beimessen, als der allgemeinen Stimmung des Menschengeschlechts. So lange es Menschen gibt, die ein Leben ohne Freiheit, an der Kette und im Kerker, noch für ein Gut achten können, so lange bedaure ich den Richter, der vielleicht nicht weiß, welch ein schreckliches Geschenk er dem unglücklichen Verbrecher mit der Verlängerung eines elenden Lebens macht, aber verdenken kann ich es ihm nicht, daß er sich von dem Geiste seines Zeitaltes hinreißen läßt." — Das „finstere, traurige, halbentvölkerte" Köln machte auf Forster einen traurigen Eindruck. Neben unzähligen katholischen Kirchen fand sich kein Gotteshaus der Protestanten, denn der Pöbel hatte den Stadtrath durch Drohungen von Aufruhr, Mord und Brand zur Zurücknahme seiner Erlaubniß gezwungen; Handel und Gewerbe lagen trotz der günstigen Stellung der Stadt darnieder, zerlumpte, müßige, freche Bettler bildeten fast die Hälfte der auf 40,000 Menschen herabgesunkenen Bevölkerung und waren durch ihren rohen Aberglauben das geschmeidige Werkzeug der überaus zahlreichen Geistlichkeit aller Orden, deren Menge selbst dem aus einer geistlichen Residenz kommenden Forster auffiel. Trefflich entwickelte Forster die nothwendigen Folgen eines solchen Zustandes für die ganze Bevölkerung. „Das sicherste Zeichen eines zerrütteten, schlecht eingerichteten, kranken Staates" (sagte er) „hat man immer daran, wenn er eine große Menge Müßiggänger nährt. Der Fleißige, der die Früchte seines Schweißes mit diesen Raub-

bienen theilen muß, kann sich endlich des Gedankens nicht erwehren, daß man die unbilligste Forderung an ihn thut, indem man seiner Redlichkeit die Strafe auferlegt, die eigentlich strafwürdigen Faullenzer zu füttern. Die natürliche, unvermeidliche Folge dieser Reflexion ist, — wenn man sich zu schwach fühlt, dem Uebel abzuhelfen, — eine tödtliche Gleichgültigkeit gegen das allgemeine Beste, gegen die Verfassung selbst. Welcher Staat kann Gemeingeist von seinen Bürgern verlangen, wenn er sie mißhandelt? Es ist gleichviel, ob ein Despot oder eine Horde von Bettlern die Freiheit des arbeitsamen Bürgers vernichtet; diese Ungerechtigkeit muß der Staat allemal büßen. Aus gleichgültigen, kalten Mitgliedern des Ganzen werden die Hintangesetzten und Gedrückten bald auch zu moralisch schlechteren Menschen. Das Beispiel steckt an, und gegen die Uebermacht gewissenloser Müßiggänger scheinen Betrug und List und Ränke ihnen bald die erlaubteste und sicherste Gegenwehr. Was die Bettler auf der einen Seite rauben, das müssen Betrogene auf der andern Seite wieder ersetzen *). Auf diese Weise schleicht unvermerkt das Gift der Sittenlosigkeit durch alle Stände und verderbt endlich die ganze Masse. Die Vernunft wird entbehrlich, wo die Begriffe von Recht und Billigkeit dem Eigennutze weichen müssen. Alles versinkt in jene sinnliche Abspannung, die das Laster unvermeidlich macht und bei den nachfolgenden Krämpfen des Gewissens dem Aberglauben gewonnenes Spiel gibt."

In Aachen fand Forster einen ähnlichen, wenn gleich nicht so weit gediehenen Verfall, aber mehr aus politischen denn aus religiösen Gründen. Wie von Köln vor dem Fanatismus der Handel und Reichthum, die Industrie und Intelligenz der Protestanten nach Mülheim geflüchtet war, so zog sich vor dem Druck veralteten Zunftzwangs der einst in Aachen blühende Gewerbfleiß nach

---

*) Die Wahrheit dieses Satzes drängt sich uns täglich in Unteritalien auf.

den freieren Gebieten ringsum, besonders nach Burtscheid. Es war nämlich jeder Wetteifer und Fortschritt in der Tuchfabrikation dadurch unmöglich gemacht, daß jedem Webermeister nur vier Gesellen zu halten erlaubt war und die Kaufleute nur bei zünftigen Webern der Stadt selbst arbeiten lassen durften. So konnten weder die Fleißigen und Geschickten sich aufschwingen, noch auch die Unfähigen und Nachlässigen durch Arbeitsmangel gebessert werden. „Um Aachen her, (äußerte sich Forster) auf allen Seiten sind nach und nach ansehnliche Staaten entstanden; der Fleiß, die Freiheit und das Glück haben im Wetteifer mit einander vielen neuen Städten einen Grad von blühendem Wohlstand geschenkt, den Handel in andre Kanäle geleitet, den Geist der Menschen entwickelt und gebildet, wie er an einem vereinzelten Orte und bei hartnäckiger, blinder Anhänglichkeit an altes Herkommen nicht mit fortrücken konnte. Sodann aber haben die Tyrannei des Aberglaubens, die noch immer gegen andersgesinnte Religionspartheien wüthet und die Nichtkatholiken von manchen Vorrechten des Bürgers ausschließt, die Wuth der Partheien, die unaufhörlich um die Alleinherrschaft einer nur dem Namen nach freien Reichsstadt kämpften, und endlich der finstere Despotismus der Zünfte, zur Sittenverderbniß, zur Verblendung über das wahre Beste des gemeinen Wesens und des einzelnen Bürgers, zum Müßiggang, zur Bettelei und zur Entvölkerung kräftig mitgewirkt. Wo ist der Wohlstand, der so vielen, ihn untergrabenden Feinden widerstehen könnte? Was ächte Bürgertugend allein wider die übrigen ungünstigen Umstände vermocht hätte, stehet dahin; mit ihr hat man die Probe nicht gemacht und ohne sie verblühen die Staaten, selbst im Schooße des Glücks!"

Unter manchem häuslichen Unfall verflossen die nächsten zwei Jahre; Forster's Gesundheit wurde immer wankender, seine Frau verfiel in ein langes Brustleiden, zwei Kinder wurden geboren und starben frühzeitig. Es mögen aus dieser Zeit einige politische Aussprüche Forster's hier stehen, unter denen sich merkwürdige Vor-

hersagungen finden, um zu zeigen, wie bis zu der Zeit, wo Forster in die Ereignisse eingriff, seine Ansicht sich entwickelte.

„Im Kölnischen bestürmt das Domkapitel den Kurfürsten mit orthodoxen Vorstellungen. Der Kurfürst von Trier hat dem Emser Verein*) entsagt und in Koblenz eine Kommission niedergesetzt, die einer Inquisition nicht unähnlich sein soll. Es ist, als ob man nur auf Joseph's Tod gewartet hätte, um wieder überall mit dem alten Aberglauben hervorzutreten. (Den 20. März 1790.)

Es gehen in Mainz Sachen vor, wovon man in keinem deutschen Lande, das nach Gesetzen regiert wird, einen Begriff hat. Es gibt kein willkürlicheres, despotischeres Verfahren in der Welt. Unsere Politik ist, mit allen Leuten zu negoziiren und keinem Wort zu halten. (8. Jan. 1791.)

Das arme Lüttich büßt nun für seinen Freiheitssinn. Die deutschen Fürsten wissen die Händel, in welche sie sich unter dem Vorwand der Erhaltung der Reichsverfassung mischten, als Finanzquelle zu nutzen. Mainz fordert 400,000, Trier 200,000, Köln eine Million, Pfalz 1,200,000 fl. Offenbar gewinnt jeder wenigstens den vierten Theil seiner Forderung als baaren Profit. (22. Jan. 1791.)

Das Berliner Kabinet ist durch seine innerliche Zerrüttung und den entgegengesetzten Einfluß verschiedener Minister und der Weiber überall verächtlich geworden. (29. Jan. 1791.) Im Preußischen hofft Alles auf den Krieg, als das einzige Mittel gegen die Kabale, welche den König beherrscht und überall verächtlich macht. (18. Febr. 1791.)

Wir hätten noch ein Jahrhundert ohne Revolution

---

*) Emser Punktation, 1786 von den Erzbischöfen von Mainz, Köln, Trier und Salzburg zur Wahrung der Selbstständigkeit der deutschen katholischen Kirche gegen die Uebergriffe Rom's abgeschlossen.

ausgehalten, der Krieg *) beschleunigt ihre Erscheinung um mehr als 50 Jahre; allein der deutsche Adel ist ganz blind vor Wuth und statt den Zeitpunkt wahrzunehmen, um durch vernünftige Entsagung Alles zum Vortheil zu ebenen, hetzt er die Fürsten an zum Kriege gegen Frankreich, zur Ausübung blinder Gewalt gegen ihre Unterthanen, und beschleunigt also die Gährung. Er thut hier, was der Adel in Frankreich bei der ersten Zusammenberufung der Stände that; er wird es sich selbst zuschreiben müssen, wenn es ihm nicht besser geht, als dort. (9. Juli 1791.)

Der Enthusiasmus hat immer etwas Theatralisches, das vom französischen Nationalcharakter noch erhöht werden muß. Aber es ist erbärmlich, wenn die Leute nur immer bei dem Repräsentiren stehen bleiben und sich wirklich einbilden, man spiele nur Freiheitskomödie in Frankreich. Diese Komödie wird so gut gespielt, daß der Bauer durch ganz Frankreich von der baaren Hälfte seiner Lasten befreit wird. Darum fühlt er sich, darum ist er glücklicher als vorher, er kann sich satt essen, er kann sich kleiden, das konnte er nicht unter dem Harpyenregiment. (12 Juli.)

Der Zeitpunkt, den wir jetzt erleben, ist äußerst wichtig und interessant. Alle Räder und Triebwerke der alten Formen stocken. Der unwissende Adel mußte der bessern, edlern Mittelklasse weichen. Er hatte nicht mehr Energie genug, sich in seinen Usurpationen zu erhalten. Wenn unsere Fürsten nicht lassen können, sich in die französische Sache zu mischen, so kommt uns um fünfzig Jahre zu früh die Revolution über den Hals; blind sind sie aber, daß sie sich von den Aristokraten regieren lassen, anstatt selbst zu regieren und den übermüthigen Adel in Schranken zu halten. (25. Juli 1791)." —

In den geistlichen Residenzen am Rhein hatte sich indessen der ausgewanderte französische Adel niedergelassen,

---

*) Beschlossen von der Fürstenversammlung in Pillnitz, August 1791.

ein getreues Abbild jener Menschenklasse, welche während des siebenjährigen Kriegs den französischen Namen in Deutschland so verächtlich gemacht hatte; im höchsten Grade verderbt, bettelstolz, großsprecherisch, feige und alle Lächerlichkeiten einer weibischen Ueberfeinerung zur Schau tragend, waren sie jetzt ebenso lästige Gäste, als einst verspottete Feinde. Der herrschende Adel der geistlichen Höfe, der, alles nationalen Gefühls baar und ledig, seit lange in den bewunderten französischen „Seigneurs" seine unerreichten Vorbilder gefunden, hegte sie auf die auffallendste und für die konstitutionelle Regierung beleidigendste Weise und spielte mit dem Feuer ebenso unbesorgt, wie die großen deutschen Mächte, die den Zug nach der Champagne unternommen. So traf der Rückstoß der Franzosen die Großsprecher unvorbereitet und machtlos, und häufte Schimpf und Schande auf den deutschen Namen durch die schmähliche Uebergabe von Mainz. Hören wir, wie Forster diese Verhältnisse auffaßte und sich darüber aussprach:

„Alles wimmelt jetzt hier von Franzosen (Emigrés) zwischen Mainz und Koblenz. Möchte doch nur bald etwas Entscheidendes geschehen, damit wir dieses Heuschreckenheer los würden. In Koblenz haben sich die Weiber, insbesondere die Maitresse des Monsieur (Ludwig's XVIII.) so schamlos betragen, daß der Kurfürst von Trier erklärt hat, er könne sie nicht länger bei Hofe zulassen, und sähe es gerne, daß sie gingen. Das sind die Menschen, für die sich Europa interessiren soll!" (April 1792). Bei Gelegenheit der Ermordung Gustav's III. sagte Forster: „Seit Karl dem Ersten sind soviele Könige theils umgebracht theils angefallen worden und keiner vom Volk, sondern allemal entweder von ihres Gleichen oder vom Adel oder von Pfaffen." (April 1792).

„In Frankreich, wo Oesterreich und Preußen Alles für geendet ansehen, wird jetzt eine Revolution, aber freilich eine blutige angehen. Für das Leben der königlichen Familie gebe ich keinen Groschen. Die Wuth

der Jakobiner ist zu Allem fähig und sie trotzen auf ihre Macht. Wenn die Krists auf's Höchste gekommen ist, werden sie gewiß hervortreten." (Mai 1792.)

Ueber das Manifest des Herzogs von Braunschweig schrieb Forster: „Wahrhaftig, wenn man es darauf angelegt hätte, die Franzosen zur Gegenwehr anzuhetzen, so hätte man es nicht klüger anfangen können; jetzt müssen sie Schande halber den Kampf der Verzweiflung fechten, und das werden sie auch thun. So schnell, als als man sich's denkt, wird man nicht nach Paris kommen und Frankreich wird man auf keinen Fall ganz bezwingen. Spinnt sich aber der Krieg in die Länge, dann ist es um die Ruhe von Europa geschehen. Und das sind die Menschen, deren Maaßregeln man billigen soll? Wohl dem, der einen Winkel gefunden hat, wo er ruhig dem wahnsinnigen Treiben zusehen kann."

Nur wenige Wochen vergingen und Forster wurde aus seinem „ruhigen Winkel" aufgeschreckt und es galt entscheidende That. Sein Grundsatz war: Frei sein heißt Mensch sein. Welche Freiheit war jedoch in Deutschland zu erwarten bei der Auflösung des Reichsverbandes, wo alle Selbstständigkeit der Reichsstände gegen die Macht von Oesterreich und Preußen aufging, deren Heere eben von der versuchten Bekämpfung Frankreichs zurückkehrten, wo der Kaiser der Bruder der schwerbeleidigten und bedrohten Königin von Frankreich war? Während bei nahender Gefahr die Söldlinge aus den benachbarten deutschen Ländchen ehrvergessen ihre Posten auf den Werken von Mainz verließen und die adeligen Offiziere die Grundlosigkeit ihrer Prahlereien nackt hervortreten ließen durch die übereilte Flucht, auf der sie den Kurfürsten begleiteten, die Hauptstadt rath- und schutzlos zurücklassend, rückten die begeisterten Schaaren der jungen Freiheit, Freiwillige aller Alter und Stände heran. Ihnen voran flog das Versprechen Frankreich wolle nichts erobern, nur allen Völkern die Freiheit bringen. Die ersten Schaaren vereinten Ernst, Mäßigung, Begeisterung, und Cüstine gewann über Erwartung fast

ohne Widerstand die wichtige Rheinfeste. Forster's Sprachkenntniß brachte ihn zunächst in Beziehung zum französischen Feldherrn und sodann in seine politische Laufbahn, welche er mit der ganzen Energie seines Wesens verfolgte. In dieser seiner politischen Stellung mußte er sich ganz von Deutschland abwenden. Werfen wir deßhalb keinen Stein auf ihn, sondern bedauern wir ihn, daß er in einer Zeit lebte, wo die Begriffe Freiheit und Vaterland in unversöhnlicher Fehde standen. Indessen hatte er Anfangs Hoffnung, für sein engeres Vaterland, für Mainz, Manches zu wirken, die Erhaltung der Hochschule zu sichern und durch sein mächtiges Fürwort bei dem Oberbefehlshaber Bedrückungen und Ungerechtigkeiten zu verhindern. Ja, er sprach sich gegen diesen selbst mit schonungsloser Schärfe aus, wo dessen Betragen mit der Redlichkeit und Ehrenhaftigkeit nicht vereinbar schien. Cüstine verlangte nämlich von den Mainzern eine Erklärung darüber, ob sie einen Freistaat wie Frankreich bilden oder unter ihre alte Regierung zurückkehren wollten. Die gestellte Frage wurde zur Abstimmung gebracht, indem man zwei Bücher auflegte, ein rothes und ein schwarzes, mit Ketten umwundenes. Natürlich fand sich kein Mensch, der dem Zwange zu trotzen gewagt hätte, welcher durch diese symbolische Anordnung ausgeübt wurde und unter den gegebenen Verhältnissen wohl ganz unnöthig war. Wie die Nerven-Enden jede Einwirkung auf die Nerven-Knoten am lebhaftesten empfinden, so mußte auch Forster, auf den Glanzpunkt der französischen Freiheit gestellt, wo der Feind seine Hauptmacht vereinigt hatte, wo ein wechselvoller Kampf hin- und herwogte, durch alle Stürme des Mittelpunktes Paris am stärksten ergriffen werden. So steigerte sich seine politische Aufregung mit den Vorgängen in Paris, er urtheilte über die Mitwirkung der Frankfurter bei der Befreiung ihrer Vaterstadt von Cüstine's Herrschaft, — ein Ereigniß, das fast unter seinen Augen vorgegangen war, — ebenso leidenschaftlich und verblendet, wie die Jakobiner in Paris, er sprach noch

am 20 November 1793 nach der Hinrichtung der Girondisten es aus: auch jetzt müsse man noch nicht an dem Gelingen der Revolution verzweifeln.

Von der andern Seite reizte ihn der Abfall vieler seiner frühern Freunde, welche das Verdammungsurtheil des Staats auch auf den Schriftsteller ausdehnten, die Verkennung seines Charakters, wenn man in dem Erfassen der neuen Ideen nur die Folge seiner ungenügenden Versorgung in Mainz sah! Das eben erwähnte Ereigniß in Frankfurt war auch die nächste Ursache, daß Forster, um seine Frau bei einer etwaigen Einnahme von Mainz sicher zu wissen, seine Familie zuerst nach Straßburg, dann nach Neuenburg schickte. Er hat die Seinige nur noch einmal wiedergesehen!

Forster ging bei seiner Theilnahme an dem revolutionären Verwaltungsrathe nach der Einnahme von Mainz von der Ansicht aus, daß es eines wackern Mannes Pflicht sei, für des Landes möglichste Schonung zu sorgen, wer auch dessen Besitzer sein möge. Das hat er thätig und uneigennützig gethan. Furchtlos den französischen Kommissarien, unbestechlich dem Mainzer Volk gegenüber, that er das Rechte. Indessen wurde seine Lage in Mainz bald unhaltbar. Der Umschwung der Dinge hatte doch den fremden protestantischen Gelehrten nicht plötzlich zu einem bei dem Volk beliebten Manne machen können. So sehr er die Achtung und das Vertrauen der Besseren besaß, so wenig begriff der große Haufe, was dieser Fremde bei der Verwaltung von Mainz und der Bestimmung seiner Schicksale zu schaffen habe. Der verschiedene Bildungsstand Forster's und seine, schon erwähnte, frühere Absonderung von der Mainzer Gesellschaft trat ihm hemmend in den Weg. Zudem war jetzt gerade die Republik in höchster Gefahr; die Freiheitsidee, die Fortbildung staatlicher Formen trat in den Hintergrund, man brauchte in Mainz mit den Verhältnissen vertraute Geschäftsleute, praktische Menschen. So trat er zurück gegen Leute, die er an Verstand und Bildung, vielleicht auch an Reinheit des Willens über-

ragte und nahm gern die Wahl des Volks an, als Abgeordneter nach Paris zu gehen, um die Vereinigung der rheinischen mit der französischen Republik zu bewirken. Sorglos und seiner eignen Angelegenheiten nicht achtend, ohne Jemanden nur die Sorge für sein Eigenthum, für die kostbaren und mühsamen Sammlungen über die Südsee anzuvertrauen, machte er sich am fünfzehnten März 1793 wie zu einer Spazierfahrt auf den Weg, führte in Paris das Wort und erreichte den Gegenstand seiner Sendung, da der Nationalkonvent so großmüthig war, das, was Frankreich seit Jahrhunderten erstrebt hatte, als Geschenk anzunehmen. Als er sich aber zur Rückkehr anschickte, war Mainz von den Deutschen eingeschlossen, bald belagert. Forster's Briefe bezeugen, welcher grausame Wechsel von Hoffnung, Entschlossenheit, Kleinmuth und Ergebung jetzt in seiner Seele statt hatte. Die Bekanntschaft mit den scheußlichen Elementen, aus welchen sich die Freiheit entwickeln sollte, das Schicksal von Mainz, die Trennung von seiner Familie, der Verlust seines literarischen Besitzthums, dessen Bearbeitung ihm immer noch als Aufgabe seines Lebens vorgeschwebt, Alles das zusammen brach seine Kraft, da alle Traumbilder seiner Hoffnungen zerronnen waren.

Auch sein Begleiter Lux, der bekanntlich wegen seiner Begeisterung für Charlotte Corday später hingerichtet wurde *), machte ihm viel zu schaffen.

Da durch die Wegnahme von Mainz Forster's Auftrag erloschen war, ging er als Bevollmächtigter des Konvents zum Nordheere, um Gefangene auszuwechseln. Er blieb vom August bis zum Oktober 1793 in Cambray und dann längere Zeit in Arras und kam im November mit seiner Frau an der Schweizergrenze zusammen.

Am fünften April 1793, also acht Tage nach seiner Ankunft in Paris, schrieb er: „Ich bin so wenig vom Charakter der Franzosen erbaut, als ihre Feinde und

*) Die Anklageakte desselben findet sich in Archenholtz Miscellen, I. 199.

Verächter, aber ich erkenne neben ihren Mängeln und Fehlern auch das Gute, das sie haben, und ich sehe keine Nation einzeln als Ideal an. Alle zusammen machen die Masse der ganzen Gattung aus und die Franzosen sind nun einmal, vielleicht gar zur Strafe, bestimmt, die Märtyrer für das Wohl, welches künftig die Revolution hervorbringen wird, abgeben zu müssen. So ungefähr, wie die Deutschen zu Luther's Zeiten für das allgemeine Wohl Märtyrer abgeben mußten, indem sie die Reformation annahmen und mit ihrem Blute vertheidigten." Wenige Monate später äußerte er sich: „Ihr macht euch wohl keinen rechten Begriff von einem Menschen in meiner Lage, der wunderbar um seine ganze Wirksamkeit gekommen ist und in eine fremde Art der Existenz übergehen muß, welche sich blos auf einen ununterbrochenen Widerstand gegen die ganze auf ihn eindrängende Macht des Schicksals beschränkt. Ich bin so sehr belagert wie Mainz, ich habe so starke Ausfälle gethan, und, wenn's erlaubt ist, das Gleichniß weiter fortzusetzen, so glaube ich, daß ich mich auch bis auf's Aeußerste wehren werde." Gefaßt ertrug er trotz vielen Klagen den traurigen Aufenthalt in Cambray, wo er die Erfahrung machte, wie schlecht es mit den Annehmlichkeiten des Lebens selbst in den größeren Provinzialstädten von Frankreich damals noch bestellt war, wie verwahrlost die Bildung der von Natur trägen Bewohner, wie schmutzig die Wohnungen, wie elend das Essen; dazu kam noch die Theurung durch die Assignaten, das Mißtrauen, welches durch unzählige Angebereien und die Entdeckung angeblich gegen die Republik angezettelter Verschwörungen genährt wurde, und die Nähe des Feindes, welche am 7. August ihn zwang, schleunigst Cambray zu verlassen und nach Arras zu reisen. Von dort sandte er am 21. August folgendes merkwürdige Bekenntniß, das wir in seiner ganzen Ausdehnung hier anführen müssen, weil es seinen Charakter ebensowohl zeichnet, wie die Verhältnisse in Paris, über die er endlich zur Klarheit gekommen war: „Mich überzeugt jeder Tag und jede Stunde mehr, daß meine po-

litische Laufbahn beendigt ist. Dieselbe Redlichkeit und Ehrliebe, womit ich bisher meinen Grundsätzen treu geblieben bin, überzeugt mich, daß, so sehr ich nach meiner vormaligen Kenntniß der Dinge Recht hatte oder wenigsten glauben konnte, Recht zu haben, indem ich aus dem Privatgange eines Schriftstellers heraustrat und mich in die wirkliche Handhabung öffentlicher Geschäfte begab, ich jetzt eben so sehr Unrecht haben würde, darin zu beharren, wenn nicht, was unmöglich scheint, die ganze Richtung, die man dem Rade der Staatsmaschine gegeben hat, in Kurzem eine wesentliche Aenderung erleidet. Ich bin ein eifriger Freund der Freiheit und der Republik, ich wünsche das Heil des Menschengeschlechts trotz dem besten Schwärmer und ich würde nie eine Feder in die Hand nehmen wollen, wenn ich nicht Hoffnung hätte, daß eine rauhe, selbstverläugnende Tugend der allgemeine Sinn werden könnte, keine Maaßregel sollte mir zu streng scheinen, die man gegen äußere und innere Feinde des Vaterlandes nähme, ich würde die überflüssigen sogar gut heißen, wenn sie den Freiheitsgeist einflößten, bestärkten und zur höchsten Höhe spannten. Aber das sind süße Träume, die der unsittliche Zustand des Menschengeschlechts ganz vernichtet. Hätte ich vor zehn, vor acht Monaten nur gewußt, was ich jetzt weiß, ich wäre ohne Zweifel nach Hamburg oder Altona gegangen und nicht in den Klubb. Das ist ein Wort, dessen Stärke ich wohl und ganz erwäge, indem ich es ausspreche. Es ist schlechterdings unmöglich, daß ein Mann von meiner Denkungsart, von meinen Grundsätzen, von meinem Charakter sich in einem öffentlichen Posten erhalten und folglich dem Staat nützen könne. Meinungen sind nicht frei, nicht straflos, und können es in dem gewaltsamen Zustand der Dinge nicht sein; hiermit spreche ich also mir selbst das Urtheil, sobald ich in einen öffentlichen Wirkungskreis trete. Tugend, Redlichkeit, gute Absicht, Aufopferung sind nichts, das Schiboleth ist Alles, und kann der freie Mann dies sein Alles sein lassen? Ohne dasselbe ist ewiges Mißtrauen,

Verläumdung, Verfolgung, Gericht, folglich die Unmöglichkeit Gutes zu wirken, mit demselben, — sogern ich zugebe, ja so gar glaube, daß man nichts Gutes wirken könne, wenn man nicht in Verbindung mit Andern wirkt, denen man oft auch in Dingen, die man nicht billigt, nachgeben muß, — mit demselben, sage ich, kann, wenn Leidenschaft und Immoralität im Spiele sind, eine moralische Verantwortlichkeit über uns kommen, der sich kein vernünftiger Mann unterziehen kann, so lange er noch an Tugend glaubt. Mein politisches Glaubensbekenntniß ist sehr kurz. Die Periode, wo man sich schmeicheln durfte, absolute Freiheit in Europa und insbesondre hier ruhig und fest gegründet zu sehen, ist seit acht Monaten (seit der Hinrichtung Ludwigs XVI. am 21. Jan. 1793) vorüber, es ist keinem kaltblütigen, keinem hellsehenden Beobachter verholen, daß wir uns täglich weiter davon entfernen, und ich betheure euch, daß die Krämpfe, die man uns mit Kanthariden verursacht, mit einer gänzlichen Abspannung endigen werden. Damit ist nicht gesagt, daß die auswärtigen Feinde ihren Zweck erreichen werden; im Gegentheil, ich hoffe, daß ihre Plane scheitern müssen, ehe man noch wissen kann, was aus uns werden wird. Amerika war nicht so gespannt als wir, seine Hauptanführer gingen besonnener, weiser und edler zu Werke und dennoch verwandelte sich ein paar Jahre nach dem Frieden die Verfassung in eine beinahe ganz aristokratische und Washington, der Präsident heißt und immer nur auf vier Jahre gewählt wird, ist mächtiger, als Georg III., den man König nannte und der erbliche Rechte hatte. Man kennt den Zustand von Amerika nicht in Europa, sonst würde man bald inne werden, daß der höchste Grad der Verderbtheit unter den Menschen, die sich mit den Angelegenheiten der Regierung befassen können, dem ächt demokratischen Staate die Dauer abspricht. Die Leidenschaften müssen entweder einen Zügel bekommen, oder die Anarchie verewigt sich. Das Letzte ist unmöglich in die Länge, also das Erstre. Ich bin indessen fest überzeugt, daß die Verfassung von

Amerika eine freie Verfassung genannt zu werden verdient, die freieste, die wir in einem großen Staate kennen, denn die einzige Aristokratie, die sie gestattet, ist die des Reichthums, die man ohne eine kaum ausführbare spartanische Gemeinschaft nicht wegschaffen kann. Ich hoffe daher auch hier noch auf öffentliche Glückseligkeit, aber Niemand kann voraussehen, wie lange wir noch zu kämpfen haben, ehe die Noth uns einigt, denn wir sind gegen die kaltblütigen Amerikaner Tollköpfe und unsere Grundsätze sind in die Wurzel hinein verderbt. Mein Lebensplan geht von der Hoffnung aus, daß meine Bücher, Handschriften, Zeichnungen, Landkarten gerettet sind und vor Ende des Jahres wieder in meinen Händen sein können. Auf eine Schadloshaltung vom Staate ist hier, zumal jetzt nicht, zu rechnen. Auf Bedienstungen, die mich so ernährten, daß ich zurücklegen, meine Schuld allmählig tilgen und meine Kinder unterstützen könnte, ebenso wenig, denn ich bin ein Ausländer, stehe hier ganz einzeln und ohne alle Unterstützung, ohne Familienverbindungen, ohne Freunde, ohne Vorschub einer Parthei, endlich ohne die Gewandtheit, die erforderlich ist, aus einer Stelle von 3000 Livres Gehalt eine Stelle von 15000—20000 Livres Einkünfte zu machen. Also gehe ich freiwillig in meine schriftstellerische Laufbahn zurück und würde am liebsten an der Rhone, in oder bei Lyon leben." Noch kräftiger hatte Forster seine Ansicht von dem Gang der Dinge in Frankreich schon in einem Briefe aus Paris, am 26. Juni 1793 ausgesprochen: „Nie hatte die Tyrannei soviel Unverschämtheit, so viel Ausgelassenheit, nie wurden alle Grundsätze so mit Füßen getreten, nie herrschte Verläumdung mit so zügelloser Gewalt als hier."

Die Hoffnung auf eine ruhige Zurückgezogenheit, welche Forster hegte, bewährte sich nicht; der Wirbel der Revolution ließ keinen los, den er einmal gefaßt hatte und bald aufwärts, bald hinunter riß. Da Forster Ausländer war, da die Natur nach seiner eignen Ueberzeugung die Eigenschaften blutiger Größe, herzloser

Staatskunst, die damals allein den Wagen des Staats über zuckenden Leichnamen aufrecht erhalten konnte, ihm versagt hatte, so war ihm der Weg nach oben verschlossen und nur der Tod konnte bei der Freimüthigkeit, womit er seine edlen Gesinnungen aussprach, ihn vor dem Fallbeil schützen. Seit seiner Rückkehr von der Schweizerreise, Ende Novembers, lebte er in Paris ohne bestimmtes Amt, mit einem Wartegeld von 18 Livres (Assignaten!) täglich, was gerade für seinen Unterhalt hinreichte. Am 11. Dezember schrieb er zuerst von seiner Krankheit, aber seine Gewohnheit, über jedes Unwohlsein mit hypochondrischer Genauigkeit zu berichten, ließ die Seinigen ohne ernste Sorgen. Auch ging es bald besser; aber Ende Dezembers trat ein Rückfall ein, dem der edle Dulder am 12. Januar 1794, Abends fünf Uhr, erlag. Bei der Nachricht von Forster's Tode konnte die Hinterlassenen nur die Gewißheit trösten, daß er bei seinen Lebzeiten und in seiner Krankheit keinen Mangel gelitten und die sorgfältigste Pflege und ärztliche Hülfe genossen habe.

Weltumsegler, du suchtest auf pfadlosem Ocean Zonen,
Wo die Unschuld der Ruh' böte vertraulich die Hand. —
Edler Forscher, was fandest du dort? — Die Kinder der Erde
All an Schwachheit sich gleich, alle dem Tode geweiht.
Sohn der Freiheit, du öffnetest ihr die männliche Seele,
Ihr, die vom Himmel herab sandte der Vater zum Heil. —
Ach, es wandte die Göttin sich schnell von der blutigen Erde!
Forster, du schwebtest mit ihr hin, wo dein Glaube sich lohnt.

Friederike Brun, geb. Münter.

Forster war mit unendlich empfänglichem Herzen und seltenen Fähigkeiten des Geistes geboren, aber von seiner Geburt an zog sich durch sein Dasein ein unseliges Mißverhältniß zwischen seinem Streben und seinen Mitteln. Seine frühen Verdienste bei dem beständigen Drucke häuslicher Beschränkung, die frühe, enthusiastische Anerkennung derselben von den Seinigen bei den ewigen Hindernissen, die dem Gelingen seiner Anstrengungen im Wege standen, die unbegrenzte Ernte von Wissen und

Anschauungen, welche die Umstände ihm boten, bei dem Mißlingen, ihre Früchte geltend zu machen, die Bewunderung der Menge, die schmeichelnde Neugier der Großen, die Gunst gebildeter Frauen überall, wo der junge, bescheidene, geistvolle Weltumsegler auftrat, neben der Unbedeutendheit seiner häuslichen Umstände, die Größe seiner Ansichten bei der Kleinheit seines Wirkungskreises, — alle diese Gegensätze brachten eine fortwährende Dissonanz in sein Leben. In Forster's Charakter waren die höchste menschliche Güte und unzerstörbares Hoffen innig verwebt. Diese Güte lief wie ein goldener Faden durch das ganze dunkle Gewebe seines Lebens hindurch, stets rettend im Schmerz, oft hindernd am Entschluß, oft irre führend im Urtheil, aber immer einem Engel gleich, der mit seinem Palmzweig die schwüle Erdenluft erquickend bewegte und ihn nach jedem Mißlingen zum kühlen Kranz um seine Stirne bog. Diese herrliche Güte war in ihm auch die Mutter der Hoffnung, — leider ist sie es aber, die uns am häufigsten über den Werth des Augenblicks täuscht, doch wenn sie die Güte zur Mutter hat, nie den Getäuschten herabwürdiget. Aus diesem Grunde blieb Forster's Selbstachtung stets unerschüttert und die Achtung Aller, die ihn kannten, blieb ihm selbst da, wo sie ihn tadelten, gewiß. Forster's reicher Geist entwickelte sich ohne viele fremde Unterstützung schnell und üppig an dem vielseitigen Anschauen der Natur. An der Hand eines Vaters von starkem, umfassendem Naturssinn bildete sich jenes Talent der Naturbeobachtung, welches sich in seinen Charakteristiken in seinen Schriften überall offenbart. In der Anschauung der Natur entwickelte sich ferner der hohe Freiheitssinn, der seinen Schriften, wie seinem ganzen Wesen den Grundton gibt. Frei von den Fesseln der Systemsucht und dem Staube der Stubengelehrsamkeit betrachtete er Natur und Kunst, frei von des Fremden Nachahmung, frisch und lebendig stellte sein reiner Geist das Angeschaute in eigenthümlicher Gestaltung dar und dies ist's was ihn zu einem klassischen Prosaisten der

Deutschen erhebt. Was seine Schriften betrifft, so erwähnen wir von seinen zahlreichen Uebersetzungen nur die der Sakontala (1791), wodurch er diese köstliche Frucht des indischen Himmels nach Deutschland verpflanzte; sein Hauptwerk ist die für Menschenkenntniß und Naturgeschichte so wichtige Beschreibung seiner Reise um die Erde (2 Bände 1788); den höchsten Grad von stylistischer Vollendung erreicht aber sein reifstes Werk, die erwähnten „Ansichten vom Niederrhein," wo man nicht weiß, ob man mehr die Natur- oder Kunstschilderungen, die scharfe Charakteristik einzelner Individuen oder die Zeichnung ganzer Völker, mehr den politischen Scharfblick oder die Tiefe und Wärme der allgemeinen Betrachtungen bewundern soll.

Wir schließen unsre Darstellung mit der Charakteristik, welche Gervinus von Forster entwirft. Gervinus, der auch das Verdienst hat, durch eine neue Ausgabe von Forster's Schriften diesen edlen Mann der Nation wieder näher gebracht zu haben, sagt bei Gelegenheit der Schilderung, wie die Schreckenszeit auf die früheren Bewunderer der französischen Revolution in Deutschland wirkte, Folgendes:

„In der allgemeinen Trostlosigkeit und Rechtlosigkeit, wo kein Urtheil Stand hielt und wo selbst seine Frömmigkeit den gutartigen Deutschen soweit verließ, daß er an Gott und Vorsicht irre ward, hielt vor Anderen Ein Mann in öffentlichen Schriften an dem richtigen Urtheile fest und an dem, wenn nicht religiösen, doch historischen Glauben, daß trotz jenes Spiels der rasendsten Leidenschaften dies Schauspiel nicht von einem blinden Zufall, nicht von einem boshaften Teufel der Welt zwecklos bereitet sei; er sah, wie kein Deutscher, ganz in der Nähe dem Chaos der menschlichen Willkürlichkeiten, der Eitelkeit, dem Eigennutz, den Umtrieben der Partheien zu, aber er hielt an dem Einen Punkte fest, „der sich brüten ließ und künftige Gestaltung versprach," er glaubte an kommende heilsame Früchte, als sein Auge am dichtesten auf den Gräueln ruhte, die sie zu vergiften

drohten, er traute dem Schicksal und der Menschennatur, als ihm schon das Herz gebrochen war, und selbst der vorläufige, üble Ausgang jener großen Reformation der Welt konnte nicht seinen Begriff vom moralischen Zusammenhang der Dinge aufheben. Ich rede von Georg Forster, einem der klassischsten Schriftsteller unserer Sprache und der seltensten Menschen aus dem Kreise unserer Literatoren. Daß aber dieser Mann nicht gehört wurde, das machten schon seine Schicksale begreiflich; er schien ja weit der Verirrteste unter allen Verirrten, denn er durchschaute vom ersten Augenblicke die deutschen Regenten und brauchte seine Kräfte da, wo etwas zu wirken war, er that nach den Grundsätzen die man, wie es unsre Art ist, in Deutschland nur in der Idee, nicht in den Handlungen ertrug; man erklärte ihn in Acht und Bann, man setzte einen Preis auf seinen Kopf, und Schiller und Goethe mochten in den Xenien den tragischen Fall dieses Mannes mit einem elenden Witze begleiten, der es beweist, wie unendlich fern ein wirkender, praktischer Sinn aus dem Gesichtskreis unserer größesten Männer lag. Wer die Werke Forster's und sein Leben kennt, den wird es nicht befremden, daß wir von ihm aussagen, er habe die Anlage gehabt, ein wahrhaft großer Staatsmann zu werden, er sei dem kleinlebigen Geiste des deutschen Volkes zum Opfer gefallen und habe seine größten praktischen Gaben unentwickelt zu Grabe getragen.*) Wie abnorm waren aber auch die Schicksale, die uns ausnahmsweise einen solchen Mann bildeten! Er mußte in England aufwachsen, als Jüngling die Welt umsegeln und sein übriges Leben in der Sehnsucht nach einem großen praktischen Wirkungskreise verbringen, der ihm in Deutschland nicht

---

*) Forster schrieb schon **1779**, als Deutschland noch ein rein literarisches Leben lebte: „Ein gelehrter Mann, ein witziger Kopf, einer, der seine Sprache und seine Feder in der Gewalt hat, den nennen wir groß, wenn's auch ein Kerl von Leder ist."

blühte. Als jene Revolutionszeiten kamen, wo man in Deutschland aus der Theilnahme an den Geschicken der Menschen ein Verbrechen machte, drängte sich auch ihm wohl der Gedanke auf, in dem sich jeder ehrliche Deutsche am glücklichsten fühlt, sich auf sich selbst zurückzuziehen und für sich allein zu sorgen. Es gab noch ein Zweites: sich dorthin zu wenden, wo jene sympathetischen Gesinnungen kein Verbrechen waren, und dies lag dem thatsinnigen Manne nahe genug zu thun, der in der Schule des Lebens kein Neuling war, der nicht aus fliegender Hitze, sondern aus einer ruhigen und selbst phlegmatischen Natur nach Prinzipien handelte. Sich aus dem Vaterlande nichts zu machen, das hatte ja das deutsche Vaterland in Theorie und Praxis selbst gelehrt! Nur dort ein Vaterland zu glauben, wo Freiheit ist, das hatte er aus der Kenntniß von England und der Geschichte gelernt. Seine konsequente Neigung für die französische Sache floß ganz aus den Gründen einer politisch-historischen Einsicht, mit der Forster nur öffentlich allein stand, keineswegs absolut. So nüchtern und gesund beobachtende, so kalt urtheilende Männer wie Merck und Lichtenberg waren ganz auf seinem Wege. Forster handelte selbst in der Nähe mit, er beobachtete ganz im Einzelnen und hatte im Moment der unreifsten Thaten ohne Vergleich die treffendsten Urtheile gegeben, jene Reihe von Voraussichten und Weissagungen ausgesprochen, von denen fast keine einzige unerfüllt geblieben ist. Er hat noch im raschen Gang der Dinge selbst ihren Verlauf, wie einen vergangenen Akt gesehen, er hat das Bleibende im Vorübergehenden erkannt, er hat innerhalb der werdenden Geschichte ein historisches Urtheil gefällt, das der spätere Geschichtsschreiber nur erweitern, nicht bessern kann. Dies ist das Wahrzeichen, an dem man den Politiker und den Historiker erkennt!"

Johannes Falk.

Von

C. F. Lauckhard.

In jedem Herzen glimmt von Anbeginn
Der Gottesfunke, der dem Born des Lichts
Entsprang und seine Quelle wieder sucht.
O Mensch, du weißt gar oft nur selber nicht,
Daß du ihn hast. Oft kommt das Glück zu dir
Und mahnt dich dran; du fassest seinen Finger,
Und wähnst, es festzuhalten; — sieh, schon ist
Es dir entschwunden und du ahntest nicht,
Indem du's selber fassen wolltest, welchen
Kostbaren Schatz es dir in dir — gezeigt!
Da tritt der Schmerz zu dir und weckt vom Traum
Dich auf. Von seines Odem's kaltem Hauch
Zusammenschauernd, ahnst du nicht sogleich,
Daß er den Gottesfunken, den du nie
Gekannt, zur hellen Flamme angefacht.
Es ist der Menschenliebe heil'ges Feuer,
Das deines Stoffes gröbre Hüllen tilgt;
Hervor dann dringt's, und braust, ein goldner Strom,
Erhellend, wärmend, läuternd, durch die Nacht
Von armen kalten Herzen um dich her.
Da siehst du erst, da faßest du das Glück,
Wie du's im Nächsten findest, dem du's brachtest;
Dann erst in ganzer Fülle ist es dein.
Da dankst du erst dem Schmerz, der dich befreit
Von allem Bann der Selbstsucht, der gefangen
Dich hielt, auf daß du zum Befreier wardst
Jedweden Herzens, das in gleicher Haft
Einst lag und sich mit dir des Lichts nun freut!
Da fühlst du erst, woher du selber kamst,
Wohin du strebst; da weißt du erst, warum
Du lebst! Du weißt: Ein Leben, ganz
Gelebt im Ganzen, ob die letzte Hülle
Verzehrt zu Asche wird, vergehet nicht.

D.

Johannes Falk.

(Geboren 1768 in Danzig; — gestorben 1826 in Weimar.)

„Der böse Feind versucht mich so zu Allerlei und oft wünsch' ich sogar — Gott verzeihe mir den Wunsch! aber was kann ich davor, daß er mir von Herzen kommt? — daß mir nur wieder einmal so ein schwer Unglück passirte, wie das war, was meine Eltern an mir erlebten, als ich Anno 78, zehn Jahr alt, auf St. Petri Kirchhof von einem Kutschwagen fiel und ein Bein brach. Aber so gut wird es mir nimmer, liebster Herr Vetter. Ach! das war eine schöne Zeit! Denn damals, und so lang ich in dem Verbande zubrachte, konnte ich lesen, was und so viel ich nur immer wollte, und schnitt mir kein Mensch deshalb ein schief Gesicht. Jetzt, sobald ich nur ein weltlich Buch in die Hand nehme, heißt es gleich: ob mich der Satan schon wieder mit mein' Historienbuch bei der Hand hätte? Und damit ist's nicht genug, sondern steht auch gleich mein Vater oder Mutter hinter mir, und nimmt es mir weg. Ach, liebster Herr Vetter, das sind schwere Zeiten, die ich verlebe, und ist auch keine Hoffnung, daß mein Fortune je besser werden wird. Abends um Zwielicht und wenn die Andern im Haus und in der Werkstatt Vesper halten, schleich ich mich fort, und geh' und hol' mir irgend ein Buch aus Herrn Brückner's Lesebibliothek. Aber wo lesen? das ist die Kunst! Da trete ich dann im Winter auf die hohen Beischläge am Fischerthor, wo die Laternen brennen und lese, bis mir das Gesicht braunroth wird und mein' erfrornen Hände die Blätter vor Kälte nicht mehr umschlagen können. Wenn ich darauf nach Hause komme,

hab' ich auch keinen gnädigen Herr=Gott; da zankt mein Vater und meine Mutter auf mich ein, da setzt es saure Gesichter und oft wohl gar —. Nun was hilfts? einmal ist man in der Welt und muß aushalten." —

So schrieb ein vierzehnjähriger Knabe an einen Anverwandten, zu dem er Liebe und Vertrauen hatte und vor welchem er zuweilen sein schwergepreßtes Herz ausschütten durfte. Dieser Knabe war Johann Daniel Falk, der Sohn eines armen Perrückenmachers in der freien Reichsstadt Danzig — nachmals ein berühmter Schriftsteller, sodann Dollmetscher und Sekretär bei den französischen Kommissären, und zuletzt, nach schweren Prüfungen und vielfachem häuslichem Unglück, ein Helfer in der Noth, ein Vater armer verlassener Kinder, der Pestalozzi des Nordens. Er war berufen, durch Schrift, Gesinnung und That ein Mann des Volkes zu werden.

Wenn man das Leben eines bedeutenden Mannes, eines kräftigen Geistes überblickt und genauer prüft, so findet man, daß gewöhnlich zwei Gewalten es sind, welche ineinander wirken, um es zu dem auszuprägen, als was es dann endlich fertig und abgeschlossen, mit dem Siegel eigenthümlicher Bedeutung für Mitwelt und Nachwelt, dasteht. Das Eine, was sich unabweislich geltend macht, ist der ursprüngliche innere Drang, der Beruf eines Menschen, das, was die Vorsehung gegeben, die Richtung des ganzen Seins, die Bestimmung, — aber freilich wird sie's erst, wenn das freie Bewußtsein sie erfaßt, der klare, kräftige Wille sie zu seinem Eigenthum macht; als ein Zweites erscheinen sodann die äußern Verhältnisse, welche jenem innern Drange hemmend und fördernd, bestimmend und verändernd gegenüber treten. Aus Beidem wächst und gestaltet und vollendet sich das, was ein Mensch in seiner Zeit und Umgebung wird und thut. Falk war vorzugsweise ein energischer Geist, ein praktischer, thatkräftiger Mensch mit einem entschiedenen Willen. Sein rüstiges Streben war auf das Wahre und Gute, auf das Gesunde und Natürliche in=

sonderheit auf das sittliche Wohl des Volks gerichtet. Dieser edlen Richtung traten Armuth, Niedrigkeit und eine tyrannische Erziehung, es traten ihr die Thorheiten der Menschen, und die schweren Zeiten, welche der französische Krieg über unser Vaterland brachte, entgegen. Damit fand er Kampf und Arbeit genug; daraus aber gestalteten sich auch die drei Entwickelungen seines Lebens, in welchen er, innerlich Derselbe, äußerlich ein Anderer, erschien. Als wissensdürstiger, nach Freiheit von dem Druck der Verhältnisse ringender Knabe tritt er zuerst vor unsere Blicke, dann zeigt er sich uns als freier, an kein Amt gebundener Schriftsteller, endlich als thätiger Helfer in der Noth, als schwergeprüfter, liebevoller Menschen- und Kinderfreund.

Und diese letzte Entwickelung ist die schöne Frucht seines Daseins für sein Vaterland, für das Menschenthum. Auf diesem letzten Standpunkte zeigt sich sein Bild in so reinem Glanze, daß es sich wohl verlohnt, die Schicksale seines Lebens zu verfolgen, und wahrzunehmen, wie sich ein ursprünglich edler Geist endlich zum Finden seines eigentlichen Berufes, zur Erringung einer segensreichen Stellung im Volke durcharbeitet. Ein Mann des Volks zu werden, ist das Ziel, das jeder Sohn unseres Volkes als das höchste und herrlichste betrachten muß! Wie verschieden auch die Lebenswege sind, auf denen jeder von uns wandelt, und ob auch mancher glauben möge, der Pfad, welchen er betreten, führe ihn von jenem Ziele weit ab, — wenn jeder nur redlich will, so kommt er doch dahin; er bahnt sich den Weg. Das zeigt uns Falk. Und so stehe denn hier das Bild seines Lebens, in kurzen Umrissen entworfen, ohne grellen, blendenden Farbenglanz, aber treu und wahr!

Welch ein Leben war Falk's Knabenzeit! Jener Brief, den er, vierzehnjährig, an seinen Verwandten schrieb, enthüllt das ganze Streben, enthüllt all die Thatkraft, all den frischen Muth, all die Leiden des armen Knaben! Wie viele Tausende gibt's, in denen derselbe Funke

glüht, und in wie vielen Tausenden wird er erstickt, weil die Umgebung, welche des jungen Herzens kräftige Lebenslaufbahn bestimmt, ihn nicht ahnt! Der Knabe Falk, welcher nichts so sehnlich wünschte, als recht viel zu lernen und einmal „studiren" zu dürfen, wurde, nachdem er in seiner Vaterstadt Danzig kurze Zeit eine öffentliche Schule (die Petrischule) besucht hatte, wieder herausgenommen und mußte seinem Vater im Geschäft an die Hand gehen. Er wurde namentlich angehalten, die frisirten Perrücken in großen Schachteln herum zu tragen, was er nur mit großem Widerwillen that. Eines Tages, als er es nicht mehr aushalten konnte und das Schimpfen und Mißhandeln über seine Lern- und Lesesucht gar zu arg wurde, entfloh er aus dem Hause seiner Eltern und irrte mehrere Tage in der Nähe von Weichselmünde in den Waldungen umher. Flehentlich wandte er sich an mehrere Schiffer: sie möchten ihn mit auf die See nehmen. Aber sie erwiederten ihm, er sei noch zu jung für den Seedienst und verstehe auch die englische Sprache nicht. Von nun an, war der junge Falk ernstlich darauf bedacht, tüchtig Englisch zu lernen. Ein braver Lehrer, welchem er seine verzweifelte Lage schilderte, nahm sich des Knaben an und erlaubte ihm, an dem Unterricht, den er mehreren jungen Leuten im Englischen ertheilte, Antheil zu nehmen. Der arme Falk wurde von seinen Mitschülern, wegen seines weißen Rockes, den er wegen seiner Beschäftigung mit Puder, Zöpfen und Perrücken nothwendig tragen mußte, vielfach geneckt, verachtet und zurückgestoßen; aber es dauerte nicht lange, so hatte er mehr gelernt, als die andern alle. Sein Lehrer empfahl ihn dem Prediger an der St. Petrikirche, Majewsky, und dieser Mann brachte es endlich dahin, daß Falk's Vater seine Einwilligung zum Studiren gab. Johannes Falk, überglücklich, daß endlich der heißeste Wunsch seiner ganzen Seele erfüllt werden sollte, kam sofort in die Petrischule (1783) und sodann in's Gymnasium (1785). Die Leiden seiner Jugend waren aber noch lange nicht zu Ende.

Die eigne Armuth und der Uebermuth der Reichen wurden ihm eine Quelle mannigfacher Sorgen und Kränkungen. Er gab den Tag über Privatstunden und mußte einen Theil der Nacht für seine eignen Studien verwenden. Um wach zu bleiben, pflegte er eine Zeit lang starken Kaffee zu trinken und die Füße in kaltes Wasser zu stellen, was ihn beinahe das Leben gekostet hätte. Die Primaner des Danziger Gymnasiums durften Degen und Federhut tragen, was sonst nur den Studenten der Universitäten erlaubt war. Eines Tages nun fühlte sich ein stolzer Primaner veranlaßt, aus Muthwillen dem Sohn des armen Perrückenmachers auf öffentlicher Straße den Hut vom Kopf zu stoßen. Hierüber ergrimmte Falk dergestalt, daß er dem übermüthigen Beleidiger, ehe er sich's versah, den Stock aus Hand und den Degen von der Seite riß und ihm beide zerbrochen vor die Füße warf.

Auch von einer andern Seite, sollte nach einiger Zeit des jungen Falk's Herz schwer verletzt werden und auf's Schmerzlichste den Uebermuth der Bevorzugten empfinden. Er hatte in einem Konzert die Tochter eines reichen Rathsherrn kennen gelernt. Die schöne Jeanette hatte seine Liebe erhört, zog ihm aber später einen reichen Engländer vor, welcher sie indessen gleichwohl nicht zur Frau nahm. Falk fühlte sich durch diese Zurücksetzung tief verletzt und bitter gekränkt, und gerieth in eine trübe Stimmung, welche nicht selten dem Menschenhaß nahe kam.

In seinem 20. Lebensjahr (1788) bezog Johannes Falk, durch mehrere Stipendien unterstützt, die Universität Halle, wo er Theologie studiren wollte. Bald aber gab er diesen Plan auf und folgte bei der Wahl der Vorlesungen ganz frei seiner Neigung. Er hatte so viel Vertrauen auf sich und sein Talent, daß er das Brodstudium verschmähte und statt eines Staats-Amtes die freie Wirksamkeit des Schriftstellers für seine Zukunft sich ausersah. Schon in Halle begann er seine Laufbahn als Schriftsteller und trat damit auf die zweite Entwicklungsstufe seines Lebens.

Die Richtung, welche er einschlug, war die satyrische, diejenige, in welcher der Mann, dessen Geist berufen ist, mit der Waffe der Schrift in's Volksleben einzugreifen, die Thorheiten und Erbärmlichkeiten, welche ein Zeitalter beherrschen, dadurch zu bekämpfen und zu vernichten sucht, daß er sie lächerlich macht. Jeder Schriftsteller hat einen hohen Beruf; nicht geringer steht er an Wichtigkeit da, als der Fürst, als der Staatsmann, als der Lehrer, als der Geistliche. Durch die Macht der Gedanken herrscht er, durch sie hat er die geistige und sittliche Kraft des Volkes zu läutern, zu heben, zu stählen; er ist der größte Erzieher, er ist der wahre „Seelsorger," wenn er das ist, was er sein soll. Ein hoher Beruf, eine schwere Verantwortung! Wer die Feder ergreift, um als Schriftsteller zu wirken, — wehe ihm, wenn ihm das Volk nicht heilig ist, wenn er nur an Gewinn oder Ruhm denkt, wenn er blos mit der flüchtigen Mode Schritt hält, oder wenn er nur um die Gunst der Menge buhlt! Einen solchen hebt der Augenblick rasch hoch empor, um ihn gar bald desto tiefer sinken zu lassen; er ist schnell berühmt, um mit Recht bald für immer vergessen zu werden. Schriftsteller sein, im wahren Sinne, heißt: sich aufopfern für sein Volk, bei jedem Gedanken seines Volkes Wohl denken, bei jedem Athemzug seines Volkes Wohl empfinden, in jedem Buchstaben, den man niederschreibt, für seines Volkes Aufklärung, Ersittlichung, Veredlung wirken, und wenn man auch von allen Partheien verkannt, wenn man verdächtigt und verhöhnt, wenn man in den Staub getreten wird, dennoch nicht irre werden, am Volke, dennoch nicht treulos werden an den Ideen, deren einstiger Sieg es glücklich machen wird, dennoch nicht ablassen, in solchem Sinne zu wirken, — das heißt: Schriftsteller sein! Und nun erst der satyrische Schriftsteller, ein solcher, der alles Unrecht, alle Thorheit, alle Erbärmlichkeit durch Witz lächerlich macht und durch Lächerlichmachen ververnichtet! Freilich: ein solcher Schriftsteller, wenn er

ganz ein Volksschriftsteller sein will, kann in Ländern nicht auftreten, wo die Freiheit der Presse gefesselt ist, denn in solchen kann er für jede Verletzung der Volksrechte ebensowenig in seiner Weise wirken, als der ernste Schriftsteller. Aber auch, wo solche drückende Verhältnisse noch bestehen, hat der satyrische Schriftsteller, wenn er ein rechter Mann des Volkes sein will, noch immer ein weites Feld für seine Thätigkeit. Er kann die Sittlichkeit des Volkes heben, indem er die eben herrschenden Laster der Verachtung preis gibt; er kann für die geistige Aufhellung des Volkes wirken, wenn er die Folgen der Verfinsterung in ihrer ganzen Armseligkeit darstellt.

Doch kehren wir wieder zu Falk zurück! Wie kam's, daß er sich, da er als Schriftsteller auf sein Volk wirken wollte, gerade für die satyrische Richtung entschied? Er konnte gar nicht anders, er wurde durch die Schicksale seiner Jugendzeit in dieselbe gedrängt.

Er hatte die brutale Dummheit, er hatte die geist- und herzlose Anmaßung und die sich bevorrechtet dünkende und theilweise auch wirklich bevorrechtete Unwissenheit nahe genug vor Augen gehabt; sie hatten ihn in seinem innersten Leben ergriffen, verletzt, gedemüthigt. Was Wunder, daß der ihm innewohnende Drang nach dem Rechten und Wahren und das Gefühl der eignen Kraft ihm die Waffe des Lächerlichen und die Geißel des Spottes in die Hände drückten? Aber er sollte auch früh schon erfahren, daß auf dem Pfade des Satyrikers Dornen uud Disteln wachsen und daß man den Menschen die Wahrheit, die ihnen unangenehm ist, nicht ungestraft in's Angesicht sagt. Immerhin: man kann sie ihnen nicht oft genug sagen; endlich muß sie doch durchdringen. Falk's erste Spottgedichte waren: der Mensch und die Helden (1795 und 1796 veröffentlicht). In dem ersten dieser Gedichte glaubte ein Danziger Rathsherr sich wegen seines Geizes verspottet und hart mitgenommen. Die Folge davon war, daß Falk eines seiner Stipendien einbüßte, welches er später

nur theilweise wieder erhielt. Im Uebrigen erntete er für seine ersten Versuche auch manches Lob und wurde theilweise, namentlich von dem Dichter Wieland, über die Gebühr gepriesen. Hierdurch ermuthigt, war Falk entschlossen, das Satyrenschreiben zu seinem eigentlichen Geschäft zu machen und seinen Unterhalt damit zu verdienen; ja, er dachte sogar, „darauf zu heirathen." Seine Angriffe auf die Zeitverhältnisse und bestehenden Einrichtungen zogen ihm jedoch bald Streit und Verdrießlichkeiten genug zu. Die Tadler betten sich selten auf Rosen und wenn sie es noch so wohl meinen und noch so sehr recht haben. Sie sagen zwar immer, sie wollten nur die Sachen zum Bessern wenden; — aber Personen und Sachen sind im menschlichen Leben allezeit auf's Engste verknüpft, so daß jene gern für diese einstehen und das, was gegen die Sache gesagt wird, sich anziehen, übel nehmen und Widervergeltungsrecht üben, — nicht mit Scherz und Spott, sondern leider allzuoft mit bitterm Ernst.

Von Halle ging Falk nach Berlin und von da nach Weimar, wohin ihn namentlich den Aufenthalt seines Freundes Wieland zog. Hier verheirathete er sich mit Karoline Rosenfeld aus Halle. In seinen Werken findet sich ein Gedicht an seine Braut, in welchem er ihr die Gründe auseinandersetzt, aus denen ein Mädchen eigentlich keinen Satyriker heirathen dürfte.

In Weimar setzte Falk seine Bestrebungen mit Muth und Freimüthigkeit fort und ließ sich weder durch Schmähworte noch durch Drohungen darin irre machen. Zu tadeln ist aber, daß er nach und nach, statt Thorheiten und Laster zu geißeln, seine Angriffe lediglich auf Personen richtete, wodurch er — und mit Recht — das Vertrauen des Publikums zum Theil verlor. Großes Aufsehen machte indeß ein Mährchen in dramatischer Form, welches er in jener Zeit veröffentlichte Es hieß: Die Prinzessin mit dem Schweinerüssel; ein höchst ergötzliches Stück. Die Aufführung auf dem Theater wurde jedoch verhindert, weil man fürchtete,

daß die Gegner einen allzugroßen Lärmen erheben würden. Falk trat nun auch kühn auf's Gebiet der Kritik und Politik und war in dem verhängnißvollen Jahr 1806 einer der Muthigsten und Freisinnigsten. Auch jetzt konnten ihn heimliche Warnungen und Drohbriefe ohne Namen — wie schon früher einmal in Halle — nicht bestimmen, seinen Wohnort zu verlassen. Er war übrigens, in vielerlei Händel verwickelt, auf dem Wege, ein hypochondrischer Grübler, ein kleinlicher, menschenscheuer Stubengelehrter zu werden. Seine Gesundheit schien untergraben; bleich, abgezehrt und reizbar schlich er umher, das Leben und die Menschen mißkennend. Da traf ihn plötzlich ein glücklicher Stoß, der ihn auf dem Wege zum Untergange erfaßte und mitten in's frische Leben und in die unmittelbare Wirksamkeit der That hinein warf.

Auf die Empfehlung seines Freundes Wieland wurde Falk, den Kontribution einsammelnden Franzosen, als „secrétaire interprête," (Sekretär-Dolmetscher) beigegeben. Hier hatte er denn Gelegenheit, durch seine Umsicht und Unerschrockenheit viel Gutes zu wirken, Mißverständnisse zu verhüten, Schonung zu vermitteln und Gewaltthätigkeiten zu verhindern. Er war durch diese, seinen früheren Beschäftigungen ganz entgegengesetzte Thätigkeit, welche aber der Natur des energischen, thatkräftigen Mannes vollkommen zusagte, in kurzer Zeit wie umgestaltet. Der kränkliche, abgezehrte Satyriker war in dem rüstigen, gewandten, in Gesundheit blühenden Weltmann kaum wieder zu erkennen, der mit der dreifarbigen Kokarde, dem großen Säbel an der Seite und dem dreieckigen Hut auf dem Kopfe allenthalben thätig und geschäftig war. Im Jahr 1807 wurde er von seinem Landesherrn, dem Großherzog Karl August von Weimar, mit einem diplomatischen Auftrag nach Berlin gesandt und erhielt später als Legationsrath ein Jahrgehalt.

Es läßt sich nicht läugnen und darf in einer wahrheitsgetreuen Lebensbeschreibung nicht verschwiegen werden, daß Falk durch diese äußern Erfolge dahin kam,

seinem ursprünglichen Charakter untreu zu werden. Eitel und ehrgeizig drängte er sich an Adel und Hof heran, und gab eine Zeitlang — wahrscheinlich um seine Volksbeliebtheit mit Gewalt zu retten, — des Abends von seinem Fenster aus dem Pöbel Schattenspiele zum Besten, welche theilweise so unfein waren, daß sie von der Polizei untersagt werden mußten.

So sehen wir denn den von Haus aus wackern und tüchtigen Mann an dem äußersten Ende der Untreue gegen sich selber angelangt. Aber die gute Natur war in ihrem Kern noch unversehrt, und da mußte denn auch bald ein entscheidender Wendepunkt in der Krankheit seines Charakters eintreten, eine „Krisis," wie man's in der Kunstsprache der Aerzte nennt. Es kam bald und plötzlich ein Umschwung — vom Glück in's schwerste Leiden, vom Uebermuth in die Demuth, welche zu seiner Ehre in die ächte Bruderliebe, in die hülfreiche, wahrhaft christliche Menschenliebe überging.

Der erste schwere Schicksalsschlag, der ihn traf, war der Tod seines Freundes Wieland. Durch die in Weimar und der Umgegend wüthenden Nervenfieber verlor Falk sodann in einem Zeitraum von vier Wochen vier blühende Kinder: zwei Söhne und zwei Töchter. Sein Schmerz war gränzenlos. Er wünschte und erwartete den Tod; aber umsonst. Da stieg in ihm der Gedanke auf: er sei berufen, der Vater und Beschützer der armen Waisen zu werden, welche durch den Krieg und die herrschende Seuche verlassen und elternlos geworden waren. — „Wir wollen," schrieb er damals, „diesen verwaisten Kindern das sein, was ihre zu früh verstorbenen Eltern und Verwandten vielleicht den unsern in einer andern Weise sind. An den irdischen Gespielen unserer ehemaligen Söhne und Töchter, die jetzt Gespielen der Engel sind, wollen wir treulich die Schuld einer glühenden, herzlichen Liebe und Zuneigung abtragen, die wir den Unsern selbst in dieser Welt nicht mehr erzeigen können."

Im Verein mit dem Stiftsprediger Horn in Weimar

gründete er die „Gesellschaft der Freunde in der Noth." Ueber den Zweck dieses wohlthätigen Vereins, welcher große Unterstützung im In- und Auslande fand, und für welchen eigne Missionäre unterhalten wurden, äußerte er sich also: „Wir wollen verwilderte Knaben zu nützlichen bürgerlichen Gewerben heranbilden und so die Zuchthäuser und Galgen um manchen Kandidaten betrügen. Weder die mystisch-frömmelnde Parthei, noch die gutgemeinte, aber in ihren Folgen höchst lieblose Aufgeklärtheit, die über alles durch Jahrtausende Hergebrachte brausend dahin fährt, kann uns auf unserem einfachen, ächt evangelischen Weg etwas anhaben. Es ist viel leichter, 365 Bibeln auf einen Tag zu verbreiten, oder 52mal im Jahre sonntäglich zu predigen, und sodann gemächlich seines Leibes mit Speise und Trank zu warten, als die Sorge für ein einziges Paar verwilderter Kinder zu übernehmen und dieselben zu den Grundsätzen der Religion und Frömmigkeit zurückzuführen. — Es handelt sich hier keineswegs um eine bloße Idee; wir sehen vielmehr diese Idee leibhaftig, mit Händen und Füßen begabt, vor unsern Augen stehn. Sie erscheint in den Rathsstuben, sie wandelt in den Gerichtshöfen, sie sitzt in den Werkstätten. Unsere Zöglinge lesen zum Theil nur nothdürftig, sie schreiben schlecht. Aber wie, wenn der Unterricht überhaupt nur Mittel, nie Zweck an sich wäre? Als Endresultat aller Dinge, alles Treibens und aller Bewegungen der Völker auf unserm Erdboden verkündet uns die Geschichte mit der Posaune des Weltgerichts einen großen, furchtbaren Erfahrungssatz, der mit Flammenzügen, zum Schrecken des Abendlandes von Europa, auf die eingefallenen Mauern von Persepolis, auf die Trümmer von Babylon geschrieben ist. Er heißt: verfault Hausregiment, verfault Staatsregiment; verfault Rom, verfault Griechenland. Aus Schelmen, Dieben, Bankerottirern, falschen Spielern, liederlichen Dirnen, Pariser Beutelschneidern — lassen sich nun und nimmermehr freie und glückliche Ver-

fassungen zusammensetzen und wenn wir alle Tell's, alle Winkelriede, alle Washington's, alle Franklin's, alle Lykurge und alle Solon's von den Todten wieder aufwecken wollten. Was in aller Welt nützen oder frommen dem Staat Spitzbuben, die schreiben, Spitzbuben, die rechnen können? Sie sind ihm nur um so gefährlicher. Ja, was lateinische, was griechische, was französische Spitzbuben? Die mechanisch erlangten Fertigkeiten solcher Menschen sind ja nur ebensoviel Dietriche, die man ihnen zur Plünderung des Heiligthums der Menschheit in die Hände gibt." —

Wie Vieles paßt aus Falk's, vor 30 Jahren ausgesprochenen, Worten noch auf die jetzige Zeit, wenn er sagt:

„Man hat oft geklagt über den Einfall der Franzosen in Deutschland, denen man die moralische Verschlimmerung allein beimessen möchte. Aber leider war der keusche Schnee auf unsern Bergen längst geschmolzen, als die Franzosen unser Vaterland von einem Ende bis zum andern überschwemmten. Wie in dem Volke, so in den höhern Ständen denkt Alles nur auf den Tag und die Gegenwart. Schenken oder Hotels, Hütten oder Palläste, für den Grundsatz einer praktischen Gottesläugnung, eines im Uebermaß verfeinerten oder vergröberten Epikuräismus, ist alles Eins. Was oben unter schlechten Beamten für Austern und Champagner, wird unten im Volk für Semmeln und Brandwein geopfert. Gottesfurcht, Ehre und Religion, die Furcht vor dem Unsichtbaren ist hin. Genuß ist das Losungswort. Durchsauften Tagen folgen durchschwärmte Nächte. Fehlt Alles — eine Kugel vor den Kopf fehlt niemals. Selbstmord ist eine Kleinigkeit, das Jenseits eine Nebelküste. Zehrte dies Uebel nur an dem Mark der höheren Stände, so möchte es noch hingehen. Aber daß diese Seuche auch bereits das Volk ergriffen hat, das ist ein so grenzenloses Uebel, daß man, mit Melanchton zu reden, die Elbe mit seinen Thränen darüber erfüllen möchte. Das ist die Sprache, die im Jahr 1818 einem Deutschen gegen Deutsche geziemt. Die

von den Freunden in der Noth vorläufig aufgestellten Ideen einer christlich-praktischen Volkserziehung sind aus Thatsachen bekannt. Es ist aktenmäßig erwiesen, daß fromme Werkstätten, als Grundpfeiler der Civilisation, auch besonders dieses leisten, was kaum auf einem andern Wege geleistet werden kann: daß sie durch eine nützlich eingeleitete Beschäftigung der Jugend das Thier im Menschen bändigen, ja, es wieder zur Vernunft und Besinnung bringen."

Mit dieser Idee und in der ihr entsprechenden Wirksamkeit stand nun Falk endlich in seinem eigentlichen Berufe. Hier entfaltete sich die Blüte seines Daseins zur vollen Bedeutung. Alle Lebenstriebe desselben drängten im schönsten Wetteifer nach Thaten. Endlich konnte er als Menschenfreund wirken, und das Bewußtsein, was er zunächst seinem Volke schuldig sei, war nicht sein letzter Sporn. Nun hatte er das Unmittelbarste vor sich, das er erfassen konnte; nun fing er am einzelnen Menschenleben an, ergriff es, veredelte es; und wahrlich: nur wenn jeder Einzelne da, wo's ihm zunächst liegt, handelnd eingreift, den einzelnen Menschen rettet und zum Selbstbewußtsein hinanführt, nur dann wird ein edles Gesammtbewußtsein, ein Volksbewußtsein, ein Menschheitsbewußtsein reifen. — Dabei wirkte Falk auch als Schriftsteller fort, und zwar von nun an als Volksschriftsteller im besten Sinne des Worts.

Eine im Jahr 1826 erschienene Schrift Falk's „Volksspiegel zur Lehr' und Besserung" enthält eine Menge vortrefflicher Züge und Darstellungen, welche sämmtlich in dem Kreise seiner Wirksamkeit gesammelt und nach dem Leben gezeichnet sind. Dieses Buch gehört zu dem Besten, was unser reiches Schriftthum in diesem Gebiete besitzt, und sollte aus der Vergessenheit wieder an's Licht gezogen werden.

Während Falk in der letzten Entwickelung seines Lebens, solcherweise nach dem höchsten Ziele hin strebend, Volksbildung durch Schrift und That förderte, kam in

seinen letzten Lebensjahren zu den harten Prüfungen, welche er schon ertragen hatte, noch der Verlust einer erwachsenen Tochter. „Daß ich" so schrieb er im Jahr 1822 an einen Freund, — und dieser Brief enthüllt sein ganzes edles Herz, — „seitdem ich Sie zuletzt sah, wieder ein blühendes Kind, meine sechzehnjährige Angelika, verloren, davon kein Wort! Ich stehe einmal zwischen den großen Todtenkanzeln Lützen, Leipzig und Jena, so stumm und doch so beredt da, um denen, die tauben Ohrs sind, das ernste Evangelium zu predigen von uralten provencalischen Völkerschaften, die ihre Pferde nicht umsonst — oder alle Weltgeschichte ist Lug — an die Krippe des Sachsenlandes banden. Umher auf den kalten Steinen sitzen die Kinder von Vätern, die in Rußland erfroren, in Spanien verbrannt und in Tyrol gesteinigt worden, und hören zu. Dazwischen muß ich nun meine eignen Kinder begraben lassen, und aus diesem ungewissen Zwielicht, mit blutigen Streiflichtern der Zukunft untermischt, steigt der neue Bau" (ein Bet- und Schulhaus, durch Falk's Zöglinge 1822 begonnen) „im Vertrauen auf Gott empor. Fest und unerschütterlich, durch keine Lockung der Zeit verführbar, halte ich nun neun verhängnißvolle Jahre hindurch fest die Hand des Fürsten auf seinem Thron und ebenso fest die Hand des armen Volks in der letzten Hütte. So geziemt es der Würdigkeit des Deutschen, der das Herz von ganz Europa darstellt. Mögen die Hände und übrigen Theile des großen Staatskörpers gichtisch zucken! So lange das Herz selbst noch einen freien Schlag behält, ist die Krankheit doch nur äußerlich." — So dachte der treffliche Mann, den wir mit Recht als einen treuen „Mann des Volks" begrüßen, inmitten alles Leids, das sein Herz traf, an das Elend des Vaterlands; so blieb er, wenn auch gebeugt, doch fest, wenn auch tieferschüttert, doch unwandelbar in seinem Streben für des Volkes Wohl. Eine geistige und sittliche Wiedergeburt des Volkes von unten auf, — dafür arbeitete er unverdrossen fort, und auch wir Männer von heutzutage haben an

diesem Werk noch zu schaffen. Darum sollen wir noch heute Falk's lebhaft gedenken. Nur von unten auf die geistig-sittliche Verjüngung unseres Volks weiter vorangebracht, und — Deutschland wird noch nicht verloren sein, ob noch so viel auf uns hereindrängt. Falk hatte (wie erwähnt) ein Bet- und Schulhaus begründet; im Jahr 1825, noch nicht ganz vollendet, ward es beim Regierungsjubiläum des Großherzogs Karl August festlich geschmückt. Im September desselben Jahres erkrankte Falk an einer Erkältung und siechte fünf Monate lang. Zwei Tage vor seinem Tode schrieb er die „letzte Bitte an seine Freunde" um Verbreitung eines von ihm verfaßten Volksbüchleins „Dr. Martin Luther und die Reformation, in Volksliedern." Den Tag vor seinem Tod erschöpfte er seine letzten Kräfte durch die Mittheilung seines Testaments, nach welchem die von ihm begründete Anstalt und seine Familie nur ein Ganzes bilden sollten. Am 14. Februar 1826 des Abends um 7 Uhr — auf den Geburtstag seiner Frau — verschied er. Eine tiefbetrübte Gattin und vier unmündige Kinder weinten ihm nach. —

Falk hatte angeordnet, daß seine Leiche ganz still und ohne Gepräng auf dem neuen Kirchhof in seiner Familiengruft beigesetzt würde. In die Mauer sollte, so wünschte er, ein Sandstein mit einer Inschrift eingefügt und davor in einiger Entfernung sollten drei Linden gepflanzt werden. Die Inschrift des Denksteins sollte aber folgende sein:

„Unter diesen grünen Linden
Ist, durch Christus frei von Sünden,
Herr Johannes Falk zu finden.
An der Ostsee fernem Strande
Ließ er Aeltern und Verwandte,
Da ihn Gott zur Ilme sandte.
Kinder, die aus fremden Städten
Diesen stillen Ort betreten,
Sollen also für ihn beten:
Ew'ger Vater, dir befehle
Ich des Vaters arme Seele,
Hier in dunkler Grabeshöhle.

Weil er Kinder aufgenommen,
Laß ihn ja mit allen Frommen
Als dein Kind auch zu dir kommen!“

Johannes Falk war ein schöner, lebhafter Mann. Er sprach schnell und viel. Seine Rede war laut, rein und wohlklingend. Seine lebendige Phantasie riß ihn leicht hin, so daß er bald in's Deklamiren und Alleinreden gerieth. Nicht selten ging er vom Ernst plötzlich in's Komische über. Seine Lebensbeschreibung hat er selbst verfaßt unter dem Titel: Johannes von der Ostsee. Als Denk und Wahlspruch stellte er folgende Verse voran:

„Wie man lebt und wie man liebet,
Wie man fürchtet, wie man haßt,
Wie man in der Kunst sich übet,
Sich erfreut und sich betrübet,
Und zuletzt erliegt der Last;
Alles das hat in dem Büchlein
Treu und fleißig Herr Johannes
Von der Ostsee hier verfaßt.“

Das war Falk! Er hat viel gestrebt, viel geduldet, viel gewirkt! All sein Streben mußte durch's Dulden durchgehen, auf daß es zum eigentlichen Wirken ward. Dies sein Wirken bleibt uns unverloren. Tausende können demselben nachfolgen, wenn sie nur wollen, und wollen sie nur, so schaffen sie Segen für Hunderttausende. Wie manches verlorene Kind geht an deiner Schwelle vorüber, du Edelmann, Bürger, Bauer, gleichviel wie du heißest, — du bist nichts bessres als Mensch! So fühle, daß dies verlorne Kind vom Anbeginn her nichts schlechtres ist wie du, — Mensch! Werd' ein „Freund in der Noth!“ Nimm es auf, erzieh es zum Menschen! Und werd' es ein Deutscher, und trag' es dem Vaterland die Schuld des Dankes ab, die es dir schuldet, dann freut sich noch dort oben der wackre Johannes Falk.

Georg Washington.

Von

Dr. L. Braunfels.

Wie ſchön der Menſch iſt! Wackre neue Welt,
Die ſolche Bürger trägt!

Shakespeare.
(im „Sturm".)

Georg Washington.

Geboren den 22. Februar 1732; gestorben den 15. Dezember 1799.

In der alten Welt, wie in der neuen, hat der Geist des Handels oder die Eroberungssucht der Völker zur Gründung von Kolonien angetrieben. Die Griechen brachten den fernen Küsten, die sie mit ihren Pflanzstädten übersäeten, nicht nur ihre Bildung und Sprache, sondern auch den Segen der Freiheit; jede hellenische Kolonie bildete sofort einen neuen, unabhängigen Staat. Anders die Römer und Karthager: ihre weithin verpflanzten Bürger blieben auch in der Ferne organische Glieder des Mutterstaates; ihre Kolonien waren entlegene Vorstädte von Rom und Karthago. Die Staaten der Neuzeit sind keinem dieser beiden Wege gefolgt. Wenn sie Kolonien gründeten, so schufen sie Lande politischer Rechtlosigkeit, die man zum Vortheil des Mutterlandes ausbeutete; ihre ausgewanderten Bürger wurden zu Unterthanen ihrer ehemaligen Brüder.

Nur England, das von der Großartigkeit der antiken Staats- und Weltanschauung ein gutes Theil geerbt zu haben schien, übertrug auf seine Pflanzstaaten jenseits der Meere ein nicht geringes Maß der eigenen Freiheit, die es aus den Wirrnissen des Mittelalters allgemach herausgebildet. So hatte die Unabhängigkeit der Gemeinden in ihren innern Angelegenheiten sich als unver-

äußerliches Erbe mit den ausgewanderten Briten in Amerika angesiedelt; so war in den amerikanischen Kolonien Englands der oberste Grundsatz des germanischen Staatsrechtes von Anfang an gültig: daß das Volk nur dann Steuern zu bezahlen habe, wenn es selbst oder durch seine Vertreter sie bewilligt. In allen Beziehungen der größeren Politik blieben die Kolonien an den Willen Großbritanniens unbedingt gebunden. Seine Kriege wurden die ihrigen; seine Gesetze, obschon sie zu deren Berathung nicht mitgewirkt, waren ihnen herrische Gebote; ihr Handel bewegte sich dürftig in den engen Bahnen, die das Mutterland vorgezeichnet. Dies mochte den ersten Einwanderern naturgemäß erscheinen, die sich selbst nur noch als Briten dachten; aber im Gemüthe ihrer Kinder, ihrer Enkel verdorrten allmählig jene Wurzeln des Vaterlandsgefühles, die da weit über das Weltmeer hinübertreiben sollten, und suchten ihren nährenden Boden daheim, wo ihre Häuser sich erhuben, ihre Familien sich bildeten und mehrten. Amerika war nicht mehr ein erweitertes Britannien; es war ein selbstständiges Land geworden, dessen Herzschlag nach den Gesetzen der eigenen Organisation zu pulsen begann.

Und gerade während der Keim der neuen Nationalität sich mit kräftigerem Trieb entfaltete, drängte ein unabweisbares Geschick die Engländer dazu, mit eisernem Tritt die jungen Saaten jenseit des Oceans niedertreten zu wollen. Straffer zog man die Zügel europäischer Vormundschaft zu einer Zeit an, wo der jugendliche Emporkömmling sich stark genug fühlte, mit freier Selbstbestimmung seine eigenen Lebenspfade zu gehen.

Seit Cromwell's Tagen lastete auf den Kolonien die Navigationsakte, welche ihnen keinen Handel gestattete, als nach England. Der Nordamerikaner mußte also seine Rohstoffe nach dem Mutterlande führen, und jede Art gearbeiteter Erzeugnisse von diesem kaufen. Wollte Virginien seinen Tabak, Carolina seinen Reiß, Georgien seine Baumwolle nach einer anderen, selbst einer englischen Kolonie führen, so mußte die Waare über

England gehen, oder eine bedeutende Abgabe erlegen, wenn man nicht lieber die geheimen Wege des Schleichhandels wählte. Die Unterdrückung des Schmuggelwesens gab den ersten Anlaß zu allgemeiner Unzufriedenheit in den englischen Kolonien.

Indessen hatte damals die neuere Zeit noch keinen Abfall ganzer Kolonien gesehen und an solchen Beispielen noch nicht gelernt, daß selbst für das mächtigste Mutterland weise Mäßigung nicht nur eine Tugend, sondern auch eine Nothpflicht der Politik sei. Amerika hatte bisher den englischen Handel bereichert; nun sollte es auch die englische Staatskasse unmittelbar füllen helfen. Ein Gesetz vom fünften April 1764, des Ministers Grenville Werk, legte einen Zoll auf die Einfuhr verschiedener Erzeugnisse des britischen Gewerbfleißes. Also für den auferlegten Zwang, nur englische Waaren zu kaufen, sollte der Amerikaner noch obendrein Vergütung zahlen! Und während hierdurch dem Abfluß des baaren Geldes ein breites Bett geöffnet wurde, verbot man aus mißverstandener Fürsorge den Umlauf des Papiergeldes in den Kolonien und nahm solchergestalt dem inneren Verkehr jedes Hülfsmittel. Um dem Drucke der neuen Zölle zu entgehen, beschlossen die Bürger von Boston, der damals reichsten Handelsstadt in Nordamerika, dem Verbrauch englischer Waaren so viel nur möglich zu entsagen, und alle Kolonialstaaten folgten dem Beispiel. Auf Englands Handel und Gewerbfleiß fiel so die Last, die den Amerikanern zugedacht war.

Während die Funken jener eifersüchtigen Zwietracht, welche zwischen aufstrebenden Söhnen und gestrengen Vätern so leicht entglimmt, bereits zu einem weiten Flammenherde sich angefacht hatten, wehte von England herüber stärker und heftiger jene unbesonnene Zugluft, die den Brand immer auf's Neue schürte. Am zweiundzwanzigsten März 1765 wurde ein Gesetz erlassen, das in den Kolonien eine neue Stempeltaxe einführte. Was man bisher auf Umwegen, durch Belastung des Handels zu erreichen gesucht hatte, ward nun offen und unmittel-

bar zur Ausführung gebracht; Nordamerika sollte mit seinen Steuern die Schulden Englands abtragen helfen. Vergeblich erklärten die Abgesandten der Kolonien in London: das Land, das sie der Wildniß abgewonnen, gehöre nur ihnen und habe keine Abgaben zu leisten, die nicht von den Einwohnern selbst bewilligt würden. Vergeblich erklärten die beredten Führer der Opposition im Parlamente, Pitt, Rockingham, Barré, daß gesetzlich Amerika nur dann besteuert werden könne, wenn es seine Vertreter in der Reichsversammlung habe. Vergeblich erhob sich die Presse, das ganze Land für das gekränkte Recht der Kolonien. Die Minister blieben starrköpfig bei ihrem Vorhaben: „Amerika ist durch unsere Fürsorge bevölkert und angebaut, durch unsere Liebe großgezogen, durch unsere Waffen beschützt worden; Amerika muß uns die Lasten tragen helfen, die der Krieg für Amerika uns aufgebürdet.“ Allein solche Gründe konnten auf das amerikanische Volk um so weniger wirken, als sie nicht auf richtiger Würdigung der Verhältnisse beruhten. Denn nicht die Fürsorge Englands, sondern meistentheils religiöse Verfolgungssucht und politische Tyrannei hatte die Ansiedlungen auf den westlichen Küsten des Weltmeers veranlaßt; die Liebe des Mutterlandes hatte sich nur in den Willkürlichkeiten der Beherrschung gezeigt; in dem Kriege aber, der seit 1754 zwischen Engländern und Franzosen über den Besitz des Mississippi-Gebietes ausgebrochen, waren es gerade die Amerikaner, welche die größten Opfer gebracht und mit eigener Anstrengung den Sieg erfochten hatten. Dieser Krieg und sein glänzender Erfolg hatte den Kolonien eine solche Zuversicht, ein solches Vertrauen auf ihre Kraft eingeflößt, daß nur die thörichtste Verblendung von ihnen die stille Geduld der Unterwürfigkeit erwarten konnte.

Die nordamerikanischen Kolonien bildeten zu jener Zeit dreizehn Provinzen, die von Norden nach Süden in folgender Reihe sich begränzen: New-Hampshire, Massachusetts, New-York, Connecticut, Rhode-Island, Pennsyl-

vanien, New-Jersey, Delaware, Maryland, Virginien, Nord-Carolina, Süd-Carolina, Georgien. Alle diese nahmen die Nachricht von der rechtswidrigen Maßregel des Parlaments mit Entrüstung auf. Virginien, dessen Volksvertreter gerade damals zu einer General-Assembly, (allgemeinen Landes-Versammlung,) vereinigt waren, erhub zuerst die Fahne des Widerstandes. Die Assembly beschloß, die öffentliche Erklärung auszusprechen, daß ohne ihre Zustimmung Niemand berechtigt sei, für Virginien Steuern auszuschreiben und Gesetze zu erlassen. Aller Orten fand der Beschluß glühende Vertheidiger. Die „Söhne der Freiheit," wie die eifrigsten Feinde der englischen Gewaltmaßregeln sich nannten, verbreiteten den Geist des gesetzlichen Widerstandes durch alle Provinzen; während in vielen Städten, — so zu Boston, New-York, Philadelphia, — die geringeren Volksklassen zu den Mitteln roher Selbsthülfe oder zu Ausbrüchen grimmigen Rachegefühls gegen die Beamten Englands sich hinreißen ließen. Die Schiffsladungen des neuen Stempelpapiers, die das Ministerium gesendet hatte, wurden überall vernichtet oder nach Europa zurückgeschickt. Und als der erste November 1765 erschien, der Tag, welcher die Ausführung der Stempelakte sehen sollte, war kein Gerichtshof, der ein Urtheil sprechen, kein Hafenaufseher, der ein Schiff auslaufen lassen, kein Geistlicher, der eine Hochzeit einsegnen konnte, bis die englischen Statthalter einstweiligen Erlaß des Stempelgesetzes bewilligten.

Aber hierbei gedachten die Amerikaner, die gelehrigen Schüler des besonnensten Volkes der Neuzeit, keineswegs sich zu beruhigen. Die Landesversammlung der Provinz Massachusetts hatte schon im Juni beschlossen, daß sämmtliche Kolonien sich durch ihre Abgeordneten zu einer allgemeinen Versammlung vereinigen sollten; alle traten dem Beschlusse bei. Am siebenten Oktober 1765 trat der Generalkongreß in New-York zusammen, veröffentlichte eine Erklärung der Rechte der Kolonien und faßte deren Inhalt in drei Bittschriften zusammen, die an den König und die beiden Parlaments-

häuser gesendet wurden. Gegen solchen Sturm, der von Amerika wie von allen Gegenden des englischen Reiches selbst aufbrauste, vermochte das Ministerium nicht, sein Schifflein länger flott zu halten. Grenville fiel; an seine Stelle trat der biedere Rockingham. In den ersten Monaten des Jahres 1766 wurde nach langem parlamentarischem Kampfe, in welchem vor Allen William Pitt, der später zum Grafen Chatham ernannte Staatsmann, das Siegesbanner seiner mächtigen Rede wehen ließ, die Stempelakte wieder aufgehoben. Indessen ward zugleich ein Keim neuen Haders ausgesäet; in einer „Declaratory-Act" sprach das Parlament seine Berechtigung aus, Gesetze jeder Art, besonders in Bezug auf Steuern, den Nordamerikanern aufzulegen. Die Erbitterung der Kolonien über eine solche Anmaßung regte sich so laut und ungestüm, als nur je zuvor. Rockingham trat vom Ruder ab; es folgte das Ministerium des Herzogs von Grafton und des Grafen Chatham, eine aus Tories und Whigs gemischte Verwaltung. Eine der ersten Maßregeln der neuen Minister war es, in Gemäßheit der „Declaratory-Act" eine Bill durchzusetzen, welche die Einfuhr gewisser Waaren in die Kolonien, namentlich des Thees, mit Zöllen belegte und zugleich verordnete, es solle künftig jede Kolonie jährlich eine gewisse Summe unter dem Namen einer Civilliste entrichten, welche England nach Gutdünken verwenden könne. Diese letztere Bestimmung hatte den Zweck, den englischen Statthaltern und Beamten eine von den Amerikanern völlig unabhängige Stellung zu gewähren.

Die kaum beschwichtigte Aufregung in den Kolonien flammte nun aller Orten wieder empor, zumal in Boston, der Hauptstadt von Massachusetts, und in Virginien. Vergeblich versuchte man von England aus die zweischneidige Waffe der Drohung; vergeblich besetzte man Boston mit Truppen. Die Amerikaner kannten die Achillesferse des englischen Staatskörpers; mit kluger Entsagung beschränkten sie abermals den Einkauf briti-

scher Waaren, so daß die Zolleinnahme von allen dreizehn Kolonien im Jahre 1764 bis auf dreißigtausend Pfund Sterling sank. Das Parlament hob zwar die Zölle, mit Ausnahme der auf den Thee gelegten, wieder auf; allein dies konnte, als eine halbe Maßregel, welche den Grundsatz der englischen Berechtigung unberührt ließ, die gekränkten Amerikaner nicht versöhnen. Die Gegenmaßregeln der Kolonien wurden nur um so kräftiger gehandhabt; die Reibungen zwischen Soldaten und Bürgern führten in Boston sagar zu blutigen Aufruhrscenen.

Immer weiter und tiefer wurde die Kluft zwischen dem Mutterlande und den Kolonien. Jenes bestand nach wie vor auf seinen Ansprüchen; diese verbanden sich zu stets festerem Zusammenwirken. So kam das Jahr 1773 heran, in welchem zwei gewichtige Ereignisse den Bruch unheilbar machten. Franklin, der seit Jahren als Abgeordneter der Kolonien auf englischem Boden geweilt, kam durch geheimnißvolle Mittel in den Besitz von Briefen britischer Beamten, welche die gefährlichsten Plane gegen die Amerikaner enthüllten; er übersandte sie der Provinzialversammlung von Massachusetts. Da erkannten auch die versöhnlichsten Geister, daß der Pfad friedlicher Verständigung nie zu einem gedeihlichen Ziele leiten könne. Wenn dies vielfach mißdeutete Wagniß Franklin's die nähere Entwickelung des Kampfes vorbereitete, so ist das andere Ereigniß des Jahres 1773 bereits als die thatsächliche Eröffnung der Feindseligkeiten zu betrachten. Die ostindische Kompagnie hatte für ihren Theehandel nach Amerika eine bedeutende Zollerleichterung bewirkt; dies hieß zu der ersten Willkürhandlung, der Zollauflage selbst, eine zweite fügen, die noch bedrohlicher erschien. Als nun das erste mit Thee beladene Schiff im Hafen von Boston erschien, sammelte sich das Volk am Hafendamme, und aus seiner Mitte drangen Bewaffnete, als Indianer verkleidet, an Bord des Schiffes, und warfen den ganzen Theevorrath, an achtzehntausend Pfund Sterling werth, (195,000 Gul-

den,) in die See. Auch in den andern Häfen wagte Niemand die eingetroffenen Theeladungen zu kaufen.

Wohl begriff man in England die Bedeutung des Vorgefallenen. Sofort beschloß das Parlament, mit der ganzen Kraft des britischen Reiches die aufrührerischen Kolonien niederzudrücken. Das Ministerium, an dessen Spitze jetzt Lord North stand, setzte eine zusammenhängende Reihe der schärfsten Maßregeln durch, unter welchen diese obenan stand, daß vom ersten Juni 1774 an der Hafen von Boston geschlossen werden sollte. Zugleich sendete man den General Gage mit ausgedehnten Vollmachten nach Massachusetts.

Der Streich, der gegen Boston geführt war, traf in's Herz aller Amerikaner. Gesellschaften zur Vertheidigung des Landes und der Freiheit bildeten sich auf's Neue und umfaßten mit einem weiten Netze die Provinzen. Was waffenfähig war, rüstete sich und übte sich ein. In der einzigen Provinz Massachusetts, deren Hauptstadt, Boston, das Lager der englischen Armee war, machten sich zwölftausend Landwehrmänner („Milizen") marschfertig; sie nannten sich, „Minute-men," als Männer, die jede Minute kampfbereit seien. Ein Generalkongreß von Abgeordneten aller Kolonien trat am vierten September 1774 in Philadelphia zusammen. Er hob jede Art des Handels zwischen England und Amerika auf, erklärte eilf Parlamentsakten für ungesetzlich, und erließ seine berühmte Darlegung der Rechte, (Declaration of rights,) einen wahren Katechismus der bürgerlichen Freiheit, wie die Amerikaner sie in Anspruch nahmen. Aber noch folgenreicher war der Beschluß, daß jeder Versuch, einen Amerikaner nach England oder andern Kolonien gefangen zu führen, um ihn dort vor Gericht zu stellen, zum Widerstand berechtige. Ganz Nordamerika schien sich in ein Feldlager zu verwandeln; nur in New-York siegte eine Zeit lang der Krämergeist über die Vaterlandsliebe.

Das englische Ministerium hielt noch immer die Bewegung für so gefahrlos, daß sie mit geringer

Anstrengung zu unterdrücken wäre. Das Parlament, trotz der feurigen Beredtsamkeit von Wilkes, Burke und Chatham, erklärte, die Provinz Massachusetts sei im Zustande der Empörung; zehntausend Mann alter Truppen wurden eingeschifft, um die Aufrührer zu Paaren zu treiben.

Diese Nachricht brachte endlich das Feuer des Krieges zu lohendem Ausbruch. Die nächste Veranlassung gab der englische General Gage. Er hatte durch Mittheilungen der Loyalen, — so nannte man die Anhänger Englands, — in Erfahrung gebracht, daß man in der Nachbarschaft von Boston bedeutende Kriegsvorräthe angehäuft habe, und sendete einige Truppen ab, um die Magazine zu zerstören. Zwar wurde der Zweck des Unternehmens erreicht; allein auf dem Rückwege kam es bei Lexington zum Gefecht mit den amerikanischen Milizen, wobei die Engländer starken Verlust erlitten. Das war der erste offene Waffenkampf zwischen den Briten und ihren mündig gewordenen Söhnen. Die Landwehr der Kolonien hatte bewiesen, daß sie es mit kriegsgeübten Truppen aufzunehmen vermöge. Alsbald sammelte sich ein amerikanisches Heer aus den benachbarten Provinzen unter den Mauern von Boston und schloß den englischen Feldherrn in diese Stadt ein.

Zu dem Gefühle erlittener Kränkung gesellte sich nun das stolze Bewußtsein, daß man auch vermöge, sie abzuwehren. Ein Blitzstrahl der Kühnheit zuckte durch alle Geister. Von der Vertheidigung ging man plötzlich zum Angriff über; die Vesten Ticonderago, Crown-Point, Skeensborough, die Schlüssel von Canada, wurden in raschem Ueberfall genommen; selbst eine Kriegskorvette, die auf dem Champlainsee ankerte, wurde erobert. Wenig gewannen die Briten, als sie, nach Ankunft ihrer Verstärkungen unter Howe und Clinton, die Amerikaner von Boston zurückdrängten und ihnen bei dem Bunkershill empfindlichen Verlust beibrachten; denn unendlich wichtiger war es für die Milizen, daß sie in den täglichen Gefechten Kriegsübung und Selbstvertrauen erwarben.

Unter solchen Umständen eröffnete der Generalkongreß am zehnten Mai 1765 zu Philadelphia seine zweite Versammlung. Seine Aufgabe war die schwierigste, die je der hohe Rath einer beginnenden Nation zu lösen hatte. Es galt, einen allgemeinen Widerstand anzuordnen und zu leiten, während das Wort des Abfalls, der Unabhängigkeit noch nicht ausgesprochen war; es galt, für's Erste noch auf dem schmalen, unterwühlten Pfade der Gesetzlichkeit zu schreiten, ohne die aufstandsgierigen Kolonien zu entmuthigen, ohne die Vorbereitungen zum Kriege zu versäumen. Und diesen bald unvermeidlich nahenden Krieg sollten Provinzen führen, die in Interessen, Meinungen, Verfassung und Absichten oft weit auseinander standen, deren Truppen, nur durch eignen guten Willen zusammengehalten, nichts von Kriegszucht und Gehorsam wußten, denen es an Geld, Waffen, Pulver, Vorräthen jeder Art fehlte. Zwar war es muthige Begeisterung und inniges Rechtsbewußtsein, das sie unter die Fahnen geführt; aber das Rechtsbewußtsein erlahmt unter der Bürde der Opfer, die es fordert; die Begeisterung, die eilige Blüthe des Augenblicks, welkt oft noch rascher unter dem sengenden Strahl der Entbehrungen.

Der Kongreß bot mit altrömischer Standhaftigkeit allen Gefahren eine ruhige Stirn. Als seine erste Pflicht betrachtete er es, die Leitung des Kampfes in Eine Hand zu legen. Nach kurzer Berathung fand man den Bürger aus, der da würdig sei, den Krieg der Freiheit zu fechten, und vor dessen Namen jedes Mißtrauen schwinden, jeder Neid schweigen müsse. Am fünfzehnten Juni 1765 erwählte der Kongreß mit Stimmeneinhelligkeit Georg Washington zum Oberfeldherrn.

Schon in früheren Jahren hatte Washington mannigfache Auszeichnung errungen und sich als den tüchtigsten, edelsten Freund des Landes erwiesen, wo seine Wiege stand. Sein Vorfahr, Johann Washington, war um 1658 nach Virginien ausgewandert und somit einer der ersten Ansiedler in dieser ältesten aller briti-

schen Kolonien. Sein Wohnsitz war in der virginischen Grafschaft Westmoreland. Dort wurde am vierundzwanzigsten Februar 1732 sein Urenkel Georg Washington geboren, den das Schicksal dazu bestimmte, der Gründer der amerikanischen Freiheit und das hohe Vorbild eines ächten, reinen, vollkommenen Republikaners zu werden.

Früh schon verlor er seinen Vater Augustin. Seine Mutter, Maria Ball, wußte mit entschlossener Hand und zartsinniger Milde die Erziehung einer zahlreichen Familie zu leiten. Wie so viele der größten und besten Männer, die die Geschichte uns nennt, dankte auch Georg Washington seiner Mutter Alles, was er geworden. Dafür strahlte auf ihr Alter der Ruhm ihres Sohnes zurück und die höchsten Ehren, die ein freies Land verleihen kann.

Amerika bot in jenen Tagen nur noch sehr beschränkte Mittel zur wissenschaftlichen Ausbildung. Washington verdankte das Meiste seinem eigenen Fleiße. Ernst und feurig, besonnen und thatkräftig, wußte er seine jugendlichen Leidenschaften zu zügeln. Früh entwickelte er jene Festigkeit des Charakters, durch die er dereinst die drohendsten Gefahren des Krieges und die schwierigsten Klippen des Staatslebens überwinden sollte.

Seine Neigung zur Mathematik bestimmte ihn, sich vorzugsweise als Feldmesser zu beschäftigen, was ihm eine höchst angesehene und zugleich gewinnreiche Stellung gewährte. Lord Fairfax, der mit Georg's Bruder Laurenz in entfernter Verschwägerung stand, ließ ihn seine weitläufigen Besitzungen am Flusse Potowmac vermessen. In dieser Thätigkeit erwarb er sich durch Geschick und Rechtlichkeit einen ausgezeichneten Ruf.

Zu jenen Zeiten waren die Gränzen von Virginien häufigen Einfällen der Franzosen und Indianer ausgesetzt. Die Virginier beschlossen, Gewalt mit Gewalt abzuwehren. Die Miliz wurde einberufen; Washington wurde bei derselben als Major und Generaladjutant angestellt. Mochten auch verwandtschaftliche Empfehlungen

zu dieser Beförderung beigetragen haben, so ist es doch ohne Zweifel, daß sein persönliches Verdienst das Meiste dabei gethan. Washington war damals neunzehn Jahre alt. Von Jugend auf hatte er Vorliebe für das Waffenhandwerk gezeigt, und was er schon als Knabe in Soldatenspielen verrathen, das Talent zum Ordnen und Leiten konnte er nun auf dem blutigen Felde der Wirklichkeit bewähren.

Indessen brach auch in Amerika der längst drohende Krieg zwischen den Franzosen und Engländern aus, der in Europa mit jenem berühmten siebenjährigen Kriege zusammenfällt. Von Canada aus eröffneten die Franzosen ihren Angriff, des Willens, durch Eroberung des Ohio- und Mississippi-Gebietes eine Verbindung zwischen jener nördlichen Provinz und ihrer südlichen Besitzung Louisiana herzustellen. Die britischen Kolonien, auf's Ernstlichste gefährdet, strengten alle ihre Kräfte an, um mit den königlichen Truppen vereint das Feld zu behaupten. Washington entwickelte in einer Reihe mühevoller und schwieriger Unternehmungen jene ruhige Umsicht und unerschütterliche Tapferkeit, die den künftigen Feldherrn des Freistaates auszeichnen mußte. Er rückte bis zum Obersten vor und wurde Befehlshaber aller Kolonialtruppen von Virginien. Als solcher führte er am zehnten Mai 1754 einen glücklichen Ueberfall aus, und bestand am dritten Juli das ruhmvolle Gefecht auf den Great Meadows, (Großen Wiesen,) gegen eine überlegene französische Abtheilung, die nach neunstündigem Kampfe ihm freien Abzug mit allen Kriegesehren bewilligen mußte. Washington's großer Charakter bewährte sich im Drange des Unglückes immer am Glänzendsten. Wie er auf den Great Meadows seine schwache Schaar gerettet, so leuchtete er vor Allen hervor in dem Treffen am Flusse Monongahela, (am neunten Juli 1755,) als der britische General Braddock, unter welchem er damals die Stelle eines Adjutanten bekleidete, in der ungünstigsten Stellung von den Franzosen und Indianern überfallen wurde. Man sah ihn hoch zu Pferde, wäh-

rend alle höheren Offizieren verwundet oder todt hinsanken, das Schlachtfeld durcheilen, Befehle überbringend und die weichenden Soldaten stets auf's Neue ermuthigend. Die virginischen Kompagnien, die er befehligte, erstritten den Ruhm der höchsten Tapferkeit; von ihnen entgingen nur dreißig Mann und ihr Führer den Kugeln der Franzosen und dem Tomahawk der Indianer. In den folgenden Jahren wurde ihm die schwierige Aufgabe, die beständigen Einfälle der Indianer in Virginien abzuwehren; er erfüllte sie, so gut es die kärglichen Mittel gestatteten, die ihm zur Verfügung waren, mit Ausdauer und Nachdruck. Seine kriegerische Laufbahn krönte er endlich durch die Wegnahme des Forts Duquesne, die man hauptsächlich seinen Rathschlägen verdankte.

Im Jahre 1758 endigte in diesen Gegenden der Krieg zwischen Engländern und Franzosen. Washington zog sich in's Privatleben zurück. Auf dem reizenden Landsitze Mount-Vernon am Potowmac genoß er an der Seite seines edlen Weibes, Martha Dandridge, der Wittwe von John Parke Custis, die ihm am sechsten Januar 1759 angetraut worden, eines seltenen häuslichen Glückes. In so jungen Jahren schon als der tüchtigste Kriegsmann Amerika's, als die beste Hoffnung seines Vaterlandes genannt, schien nur er allein den Ruhm nicht zu kennen, der wie ein stolzes Banner seinem Namen voranwehte. Er gab alle seine Stunden der Sorge für seine Familie hin und den Beschäftigungen der Landwirthschaft. Ungern, doch mit treuer Pflichterfüllung, entriß er sich dem stillen häuslichen Wirken, um jedes Jahr als Abgeordneter an den Sitzungen der virginischen Kolonialversammlung Theil zu nehmen. So lebte er fünfzehn Jahre ruhigen Glückes, als die Eingriffe Englands in die Rechte der Kolonien jene mächtige Bewegung hervorriefen, welcher die Welt das großartige Vorbild freiester Staatseinrichtungen zu danken hat.

Washington wurde von seinem Heimathlande Vir-

ginien als Abgeordneter zu den Generalkongressen der Jahre 1774 und 1775 gesendet. Hier wurde er bei allen Ausschüssen, welche sich mit der Vertheidigung des Landes zu beschäftigen hatten, zum Vorsitzenden ernannt. So war er von selbst, als der rasche Gang der Ereignisse zur Entfaltung eines immer ernsteren und kühneren Widerstandes führte, zur Stelle des Oberbefehlshabers bezeichnet.

Mit dem bescheidenen Widerstreben, das sich durch die Schwere der auferlegten Pflichten rechtfertigte, übernahm er das hohe, gefahrvolle Amt. Daß er Leben und Glücksgüter auf's Spiel setzte, galt ihm keiner Berücksichtigung werth. Bereit zu jedem Opfer, erklärte er sofort dem Kongresse, daß er keine Besoldung annehmen werde.

Die erste Kriegsarbeit, die es zu vollführen galt, war die Vertreibung der Engländer aus Boston. Gegen zwölftausend Mann königlicher Truppen hielten diese Stadt besetzt. Dem amerikanischen Feldherrn standen zu seinem schwierigen Unternehmen nicht mehr als fünfzehntausend Mann zu Gebote, während mindestens zweiundzwanzigtausend erforderlich waren, um die Stadt genügend zu umschließen. Und wenn auch der frühere Krieg gegen die Franzosen den Amerikanern einen hohen Grad von Selbstvertrauen gegeben, so war doch das Heer auf's Bunteste zusammengewürfelt aus Söldlingen und Landwehr, jungen Soldaten, nur auf eine bestimmte Zeit geworben, nur ihrer eigenen Provinz zu dienen gewillt, ohne Uebung, ohne Mannszucht, ohne Vorräthe, ohne Kriegskasse. Die Truppen jeder einzelnen Kolonie betrachteten sich wie eine selbstständige, unabhängige Heerschaar, die nur der gute Wille und die Vaterlandsliebe zusammenhielten, — schwache Nothbrücken, trefflich für die Raschheit des Anfanges, leicht zerbrechlich vor den Wogen dauernder Bedrängnisse.

Aus solchen Bestandtheilen sollte Washington ein kriegerisches Heer bilden, mit solchen Mitteln der Thatkraft alter Soldaten und der reichen Macht Englands entgegenstehen. Und schon wucherte der giftige Samen

der Unzufriedenheit im amerikanischen Lager; jene Offiziere fanden sich widerrechtlich in ihrem Range zurückgesetzt; diese Soldaten klagten über Mangel an Pulver und Lebensmitteln, über ihre Unterordnung unter Anführer aus anderen Kolonien. Mit seltener Umsicht bot Washington all diesen Schwierigkeiten die Stirn. Er suchte in jedes Regiment, in jede Brigade möglichst nur Soldaten aus derselben Provinz einzureihen und sie unter ihre heimischen, wohlbekannten Anführer zu stellen. Diejenigen, die sich der neuen Vorschrift nicht fügen wollten, entließ er, dessen eingedenk, daß ein kleines, aber zur Pflicht gewöhntes Heer tüchtiger ist zum Kampf, als die größte Masse ohne die Strenge des Gehorsams. Wußte er so gegen seine Truppen das rechte Maß kluger Schonung zu beobachten, so verstand er sich anderseits trefflich darauf, das Mißtrauen zu beschwichtigen, das viele Mitglieder des Kongresses gegen das nothwendige Uebergewicht eines Feldherrn empfanden und zeigten. Jede Maßregel, die er treffen wollte, theilte er vorher dem Kongresse mit; über jeden Schritt, den er gethan, gaben seine Briefe ausführliche Rechenschaft. Aber der Kongreß hatte nur eine sehr beschränkte Obermacht über die einzelnen Kolonien. Mit diesen selbst mußte Washington in tägliche Beziehung treten, mußte sich an ihre gesetzgebenden Versammlungen, an ihre Volksvereine, an ihre Ausschüsse wenden, überall unaufhörlich auffordern, antreiben, Nachweise geben. Dieser unendlichen Mühe genügte er, wie Keiner es leicht vermocht hätte, durch die Ruhe, die Pünktlichkeit, die Ordnung, die milde Berücksichtigung, jene ächt republikanischen Eigenschaften, die seinem Geiste angeboren waren.

Die Verfassung der Kolonien und das schwache Band ihres Zusammenhanges schufen neue Schwierigkeiten bei jeder Maßregel und bei jeder Unternehmung; noch größer aber war die Gefahr, sobald es den offenen Kampf mit dem Feinde galt. Jeder Unfall konnte die Amerikaner entmuthigen und den, im Schooß ihrer Städte noch zahlreichen Anhängern Englands das Uebergewicht geben;

das Heer, einmal geschlagen und zerstreut, konnte nicht wieder ersetzt werden, während die britischen Flotten stets frische Truppen heranführten. Die englischen Feldherren durften Alles wagen; für die amerikanischen war der Einsatz beim Kriegsspiele Sein oder Nichtsein. Darum mußte Washington die Vorsicht über die Kühnheit stellen und so viel als möglich Schlachten meiden, welche das Heer, die einzige Hoffnung des Landes, gefährden konnten; ihm war die Rolle des Zauderers Fabius beschieden, mit weiser Bedächtigkeit den Feind zu ermüden, bis eine Schwäche desselben zu erspähen war, ein Fehler zur raschen Benutzung sich darbot.

Unverbrüchlich nach solchen Grundsätzen handelte der Feldherr der Freiheit. Kaum hatte er den Befehl übernommen, so lag es ihm schon ob, ein neues Heer zu bilden, da die Dienstzeit der Truppen mit dem Jahr 1775 zu Ende ging; und wie schwer war dies in einem Lande, wo die Kriegspflicht nur der leistete, welcher eben Lust zum Solde oder zu Abenteuern trug! Das Heer lag fortwährend vor Boston; das Gerücht vergrößerte seine Zahl um das Dreifache; alle Kolonien begehrten ungeduldig den Angriff auf die Stadt und die Verjagung der englischen Besatzung. Washington zögerte, bis er die jungen Truppen besser eingeübt; sodann, zu Anfang des Monates März 1776, befestigte er die Höhen von Dorchester, die die See beherrschten. Indem er auf solche Weise die Annäherung der feindlichen Flotte verhinderte, schnitt er den englischen General Howe, der jetzt an der Stelle des zurückgerufenen General Gage den Befehl in Boston führte, von jeder Hülfe ab, und vermochte ihn so zur Räumung der Stadt. Ohne Wagniß, ohne Verlust war der erste bedeutende Vortheil über die Engländer errungen. (17. März 1776.)

Das britische Heer segelte auf der Flotte, welche Admiral Howe, der Bruder des Generals, befehligte, nach New-York, um sich dieser Stadt zu bemächtigen. Hier sammelten die Engländer eine Macht von fünf und fünfzig tausend Mann, welcher Washington nur eine sehr

untergeordnete Kriegerzahl entgegenstellen konnte. Trotz der Ueberlegenheit des Feindes wies er alle Friedensanträge desselben zurück, da sie im Grunde sich nur auf Anerbieten königlicher Verzeihung beschränkten. Er stellte seine Truppen so auf, daß sie ebensowohl zur Vertheidigung der Stadt, als erforderlichen Falles zum ungehinderten Rückzug bereit sein konnten. Und in der That, als am sieben und zwanzigsten August General Sullivan mit einer Abtheilung der besten amerikanischen Truppen auf Long-Island, einer vor New-York gelegenen Insel, eine schwere Niederlage erlitt, blieb dem Feldherrn, der die Muthlosigkeit unter den Seinigen einreißen sah, kein anderer Ausweg übrig, als New-York seinem Schicksale zu überlassen.

Mittlerweile hatte der Kongreß am vierten Juli 1776 die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von Nordamerika erklärt. Der Würfel war geworfen; eine Umkehr auf dem Wege der Freiheit war nicht mehr möglich. Es galt nun einen Kampf auf Tod und Leben zwischen Großbritannien und einem Volke, welches eine Nation sein wollte, und an der Themse mit dem Namen Rebellen belegt wurde. Und der Erfolg dieses Kampfes ruhte allein auf Washington und auf dem schwachen Heere, das regelmäßig am Ende jedes Jahres in Selbstauflösung begriffen war.

Washington war nicht der Mann, der selbst in den dräuendsten Gefahren je kleinmüthig verzagte. Er traf alle Maßregeln, die Scharte auszuwetzen, die hauptsächlich der Lässigkeit einiger Unterbefehlshaber und dem gänzlichen Mangel an Reiterei zuzuschreiben war. Mit rascher Entschiedenheit ordnete er jenen meisterhaften Rückzug an, der als eine der ausgezeichnetsten Kriegsthaten gerühmt wird. Er vermied jedes Zusammentreffen in Masse, beunruhigte den Feind stets durch Angriffe auf einzelne Punkte, und ermüdete und schwächte die Briten im kleinen Krieg. Ob auch im Lande Stimmen allerseits laut wurden, die ihn der Schwäche beschuldigten, die mächtig nach Schlachten und Siegen riefen, ihn

kümmerte es nicht; um des öffentlichen Wohles willen mochte er gerne die Volksthümlichkeit seines Namens bloßstellen. Durch kleine Vortheile, die er hie und da erlangte, kräftigte er auf's Neue den Geist seiner Truppen, die in der letzten Zeit überall geflohen waren, wo nur der Feind sich zeigte. Kaum war es ihm gelungen, den Engländern Stand zu halten, als ein neues Unglück hereinbrach; das Fort Washington auf York-Island fiel mit zweitausend achthundert Amerikanern in die Gewalt der Engländer. Da mußte Washington bis über den Fluß Delaware zurückweichen, während Howe siegreiche Aufrufe weit und breit erließ und allen Amerikanern, die binnen sechzig Tagen den Eid der Treue leisten würden, Verzeihung anbot. Groß war die Anzahl derer, die jetzt zur königlichen Sache abfielen; allein Washington's Ausdauer blieb unerschüttert. Er erlangte es endlich, daß der Kongreß das Heer auf mehr als hundert Bataillone zu bringen beschloß, (dem Beschlusse ward freilich niemals eine vollständige Ausführung!) die bis zu dem Ende des Krieges dienen sollten; man übertrug zugleich dem Feldherrn eine fast unbeschränkte Gewalt auf sechs Monate. Jetzt ging Washington über den Delaware, überfiel bei Trenton drei Regimenter jener hessischen Truppen, welche Deutschland für gutes Geld an die Engländer als Kanonenfutter verkauft hatte, und nahm gegen tausend Mann gefangen, (am fünfundzwanzigsten Dezember 1776;) dann entging er durch einen raschen nächtlichen Zug der Uebermacht des britischen Generals Lord Cornwallis, fiel bei Princeton über eine Abtheilung Engländer her, (am dritten Januar 1777,) und brachte ihnen einen bedeutenden Verlust bei. So hatte er, als die ganze Welt ihn schon verloren gab, sich aus der verzweifeltsten Lage aufgerafft, den Feind zum Rückzuge gezwungen, Philadelphia, den Sitz des Kongresses, von der nahenden Gefahr errettet, und binnen weniger Wochen seinem Volke das Selbstvertrauen wiedergegeben, das die einzige Bürgschaft des endlichen Sieges war.

Der Feldzug des Jahres 1777 verfloß zum größten Theile unter Hin- und Hermärschen, da Howe sich auf jede Weise bemühte, Washington zur Schlacht zu zwingen. Endlich, als Howe in der Nähe von Philadelphia landete, mußte der amerikanische Feldherr das Glück der Waffen versuchen, da die öffentliche Stimme es ihm nicht verziehen hätte, den Sitz des Kongresses ohne Schwertstreich preiszugeben. Philadelphia in englischem Besitz war in den Augen der Amerikaner die schlimmste Niederlage von allen. Am elften September kam es am Flusse Brandywine zur Schlacht; die Uebermacht der Briten siegte. Sie zogen in Philadelphia ein; der Kongreß hatte sich bereits nach Yorktown geflüchtet. Bald darauf erspähte Washington eine günstige Gelegenheit zu erneuertem Kampf. Howe hatte einen Theil seiner Truppen über den Delaware entsendet und stand mit seiner Hauptmacht bei Germantown. Hier griff ihn Washington am Morgen des vierten Oktobers an. Der Plan war trefflich entworfen; das Glück schien ihn anfangs zu begünstigen. Allein das schwankende Benehmen der Milizen, die den Angriff nicht zur rechten Zeit unterstützten, das allzu ungestüme Vordringen einer Truppenabtheilung unter Green, und ein dichter Nebel, der das Ineinandergreifen der Bewegungen hemmte, brachte Unordnung in die Schlachtreihen; der fast schon errungene Sieg wurde den Händen Washington's wieder entwunden. Das Treffen geschah am vierten Oktober 1777. Nach einem geschickten Rückzuge nahm er eine feste Stellung, die den Feind an jedem weiteren Erfolge hinderte. Der Kongreß sprach Washington und seinen Soldaten den Dank des Vaterlandes aus.

In Europa vernahm man mit staunender Bewunderung, daß ein neu zusammengeworbenes Heer sich mit den versuchten Truppen der Briten messen konnte, daß es nach jeder Niederlage kräftiger als zuvor dastand und eine ganze Reihe von kleinen Siegen den englischen General um Nichts seinem Ziele näher brachte. Vor Allem hatte in Frankreich der Hof und das Volk die

Augen auf Amerika gerichtet; hier glaubte man den schwachen Punkt gefunden zu haben, wo England, das so lang siegreiche, tödtlich getroffen werden könnte. Schon war ein Jüngling aus dem hohen Adel des Landes, der Marquis von Lafayette, nach Amerika geeilt, weniger um für Zwecke der Politik, als vielmehr für die aufblühende Idee der Völkerfreiheit kämpfen zu dürfen. Washington's nie ermüdender Widerstand gab den Unterhandlungen der amerikanischen Abgesandten zu Versailles ein unglaubliches Gewicht; ein glückliches Ereigniß führte die volle Entscheidung herbei. Der englische General Bourgoyne, der von Canada aus in das Gebiet der jungen Freistaaten eingebrochen, wurde mit seinem Heere von 6000 Mann von den Amerikanern unter Gates und Arnold gezwungen, die Waffen zu strecken. Diese glänzende Kriegsthat, vollbracht am dreizehnten Oktober 1777 auf den Feldern von Saratoga, durchscholl mit ihrem Ruhme die ganze Welt. Jetzt zögerte man zu Versailles nicht länger; noch im Dezember desselben Jahres schlossen Franklin und der französische Minister Vergennes ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen Frankreich und den Vereinigten Staaten. Vergeblich bot nun der britische Minister den Amerikanern einen Vergleich an, dessen Bedingungen vor der Unabhängigkeitserklärung gewiß alle Kolonien zufrieden gestellt hätten. Der Kongreß wies jeden Antrag zurück, der nicht von der völligen Anerkennung des neuen Bundesstaates ausging.

Die ersten Monate des Jahres 1778 waren den Truppen Washington's unter großen Entbehrungen hingegangen. Den Feldherrn selbst bedrohten listige Ränke, mittelst deren eine Parthei im Kongresse ihn von dem Befehl verdrängen und durch Gates ersetzen wollte. Washington traf nicht die geringste Maßregel gegen seine geheimen Feinde; er besiegte sie durch die bloße Schwerkraft seiner unerschütterlichen Redlichkeit.

Indessen hatte Howe den Oberbefehl über die britischen Truppen niedergelegt. Sein Nachfolger Clinton, in der Besorgniß, durch die herannahende französische

Flotte unter Admiral d'Estaing abgeschnitten zu werden, sah sich zur Räumung von Philadelphia gezwungen; auf dem Rückzug schlug ihn Washington bei Monmouth, am achtundzwanzigsten Juni 1788. Nur der Ungehorsam des Generals Lee und die einbrechende Dunkelheit hatten die Engländer vor der vollständigen Niederlage bewahrt. So war nach der düstersten Noth, welche jemals im Laufe des Krieges die Amerikaner bedrängt hatte, die Morgenröthe des Glückes wieder über der jungen Republik aufgegangen. Clinton zog nach New-York, und der Gewinn aller Siege, die Howe errungen, war mit einem Male wieder eingebüßt. Der Rest des Jahres sah keine bedeutenden Unternehmungen mehr. Die Engländer hatten ein förmliches System des Raubes und der Verheerung angenommen; sie überfielen einzelne Küstenstädte, brannten sie nieder, übten Mord und Plünderung. Aber die Flammen jeder vernichteten Hütte entzündeten mächtiger die unverlöschliche Glut der Freiheit.

Washington's eiserne Ruhe schmolz auch nicht bei dem warmen Lächeln des Glückes. Als die neuen Bundesgenossen der Amerikaner darauf drangen, daß ein Zug nach Canada unternommen werde; — denn es gelüstete sie nach dem Wiedererwerb eines Landes, das sie einst der indianischen Wildniß abgewonnen, und das ihnen vor kaum zwanzig Jahren an die Briten verloren gegangen war, — da stemmte sich Washington mit der Macht siegreicher Staatsgründe gegen einen Plan, der zwar glänzenden Ruhm verhieß, aber dem jungen Freistaate im Norden, wie bereits an der mittäglichen Gränze, bedrohliche Nachbarn gegeben hätte, die in naher Zukunft als ein schwerer Alp auf der Ruhe Amerika's drücken mußten. Man ließ den Plan fallen.

Der Bund mit Frankreich erzeugte bald eine Gefahr anderer Art. In der schmeichelnden Voraussetzung, daß jetzt der Sieg keine Anstrengungen mehr heische, wurden die Staaten und der Kongreß lässiger von Tag zu Tage in der Erfüllung ihrer Kriegspflicht. Es fehlte an Mannschaft, an Sold, an Lebensmitteln. Wie sonst

immer der Anfang jedes Feldzugs, so war in noch bedrohlicherer Weise dieses Jahr mit solchen Nöthen bezeichnet, denen unter allen Leitern des Staates und Heeres nur die moralische Kraft Washington's gewachsen war. Es schien ihm nur die Wahl zu bleiben, entweder die Truppen zu verabschieden, oder mit Gewalt im Lande zu nehmen, wessen er zu ihrer Unterhaltung bedurfte. Doch wußte die Gewalt seines Namens das Heer zu fesseln, der Einfluß seiner dringlichen Vorstellungen die Noth zu lindern. Durfte er mit seinen geringen Streitkräften keine große Unternehmung wagen, so erlauerte er mit vorsichtiger Ruhe den Augenblick, wo er irgend eine schwache Seite des Feindes fassen konnte. So gewann er die vorgerückten Standorte der Engländer zu Stony Point am Hudsonflusse und zu Paulushook.

War das Jahr 1779 im Ganzen ohne folgenreiche Thaten vergangen, so überhäufte dafür der nächste Sommer die Amerikaner mit unerhörtem Mißgeschick. Clinton war nach dem Süden gegangen, eroberte Charlestown, die bedeutendste Stadt von Süd-Carolina, und nahm die ganze amerikanische Südarmee unter General Lincoln gefangen. (12 Mai 1780.) Das Unglück wäre vermieden worden, wenn Lincoln der Ansicht Washington's gefolgt wäre, der, obschon hundertsechzig deutsche Meilen vom Schlachtfelde entfernt, die Lage mit richtigem Blicke übersehen hatte. Und bald darauf sah sich die nördliche Gränze gefährdet durch den Verrath Arnold's, welcher, bis jetzt einer der thätigsten und glücklichsten Feldherrn der Republik, sich durch Rachsucht und zerrüttete Verhältnisse zum niedrigsten Verbrechen stacheln ließ. Die Gefangennehmung des englischen Unterhändlers, des Majors André, (der die gefährliche Rolle mit dem Leben büßen mußte), führte jedoch die noch rechtzeitige Entdeckung des versuchten Frevels herbei.

Indessen war im Juli 1780 eine neue französische Flotte an den amerikanischen Küsten erschienen, die ein Landheer von sechstausend Mann unter den Befehlen

von Rochambeau herüberführte. Allein zugleich erhielt die britische Flotte so bedeutende Verstärkungen, daß dennoch an größere entscheidende Unternehmungen für's Erste nicht zu denken war. An einzelnen Punkten trafen sogar bedeutende Niederlagen das Heer der Vereinigten Staaten; nur in einem einzigen Gefecht gewannen die Amerikaner Vortheile, geringeren Belanges.

Das war der Ausgang des Feldzuges von 1780, auf welchen Washington so große Hoffnungen gebaut. Nach so vielen Unfällen war die Entblößung des Heeres größer als je. Unter den pennsylvanischen Truppen brach in der Nacht des ersten Januars eine Meuterei aus, die kaum verdammlich erschien, so zahlreich und so gerecht waren die Beschwerden der Soldaten; und dies Beispiel ermuthigte die Truppen von New-Jersey zur raschen Nachfolge. Den Aufstand der Pennsylvanier beschwichtigte die Nachgiebigkeit der bürgerlichen Behörden; daß aber die Bewegung nicht weiter um sich greife, hielt Washington die rascheste Strenge gegen die Truppen von New-Jersey nothwendig. Das strafende Beispiel, das er geben mußte, schloß ihm keineswegs die Augen über die Ursachen der Empörung. Der Mangel war zu einem Grade gestiegen, daß das Heer oft dem Verschmachten nahe war, und daß zu fürchten stand, was die englischen Waffen nicht vermocht, würde der Hunger vollbringen. Das Land war weit und breit erschöpft; die Ernten boten wenig Aussicht; eine nachhaltige Hülfe war nirgends zu hoffen.

Und mitten unter solchen Umständen entwickelten die Engländer einen Angriffsplan, der, großartiger als alle bisherigen Versuche, alle Küsten des Landes zugleich umfaßte. Ihre Uebermacht zur See gestattete ihnen, zu gleicher Zeit in den Staaten New-York, Georgien, Virginien, den beiden Carolina handelnd aufzutreten. Damals wandten sich die Behörden von Virginien, dem Heimathlande Washington's, mit dringender Bitte um Rückkehr an den Feldherrn; allein er, der stets nur das große Ganze im Auge hatte, wußte selbst seine gerechte

Vorliebe für die Heimath zu besiegen. Kümmerte ihn doch eben so wenig die Sorge um seine eigenen Besitzungen! Denn als der Oberaufseher seiner Güter am Potowmac den Engländern, damit sie die Häuser und Felder Washington's verschonten, Lebensmittel lieferte, ertheilte ihm der Feldherr den strengsten Verweis und verbot ihm für's Künftige jede solche feige Nachgiebigkeit: „Für das öffentliche Beste müsse man jeden Verlust gern ertragen, und im Dulden und Entbehren allen Mitbürgern mit entschlossenem Beispiele vorangehen!"

Damit keine Art der Bedrängniß fehle, war auch um diese Zeit ein innerlicher Zwist im Gebiete von New-York entglommen, der sich zum Bürgerkriege auszubreiten drohte. Der nördliche Theil dieser Kolonie wollte unter dem Namen Vermont einen besonderen Staat bilden, während New-York diese Absonderung nicht dulden mochte. Vergeblich hatte der Kongreß eine Vermittlung versucht; aber wo die friedliche Lösung schon unmöglich schien, genügte Washington's moralischer Einfluß, eine Verständigung zum Besten des Vaterlandes herbeizuführen. Auf sein Wort erkannte New-York den neuen Bundesstaat Vermont als gleichberechtigten Bruder an.

Als endlich im August 1781 die französische Flotte durch den Admiral Grafen von Grasse eine ansehnliche Verstärkung erhielt, während die Briten sich gerade durch mehrfache Entsendungen geschwächt hatten, beschloß man mit vereinigten Kräften die Belagerung der Stadt New-York, wo das englische Heer immer noch sein Hauptlager aufgeschlagen hatte. Diesen Plan vereitelte ein Zuzug von dreitausend Hessen, den die englischen Truppen erhielten, und besonders der Umstand, daß die französische Flotte bald nach Westindien zurücksegeln sollte. Um die kurze Frist ihrer Anwesenheit noch zu benützen, ließ Washington nur eine Heeresabtheilung zur Beobachtung und Abwehr in den nördlichen Gebieten, und wandte sich mit Rochambeau in raschem Zuge nach Vir-

ginien, wo Lafayette bereits im Kampfe gegen Lord Cornwallis Lorbeeren geerntet hatte. Während General Clinton zu New-York in dem Glauben erhalten wurde, daß alle Absichten der Amerikaner auf diese Stadt gerichtet seien, wurde das Heer des Lord Cornwallis von dem ungeahnten Angriffe überrascht, in die Städte Gloucester und Yorktown gedrängt, und dort nach kurzer nachdrücklicher Belagerung gezwungen, die Waffen zu strecken. Die Zahl der Gefangenen betrug über siebentausend Mann. Am neunzehnten Oktober 1781 geschah diese glänzende Waffenthat, welche das tief gesunkene Glück der Amerikaner höher erhob, als es je zuvor gestiegen. Die Abfahrt der Flotte hinderte für dies Jahr weitere Unternehmungen.

Die öffentliche Meinung in Amerika glaubte jetzt wiederum den Krieg so gut wie beendet und baute hierauf um so sicherer, da die Nachricht eintraf, daß Friedensunterhandlungen bevorstünden. Die nächste Folge war, daß die wohlbekannte Lässigkeit in der Stellung neuer Truppen und in der Beischaffung der erforderlichen Hülfsmitteln sich jetzt durch keinen Spron mehr zur Thätigkeit aufstacheln ließ. Washington theilte keineswegs die gefährliche Zuversicht seiner Landsleute. Er hielt dafür, daß man im Frühling des Glückes um so mehr auf die Pflege der schon keimenden Saaten bedacht sein, daß man den errungenen Vortheil unausgesetzt verfolgen müsse, damit jegliche Wendung der Verhältnisse uns wohlgefaßt finde. Den Mittheilungen der Briten ohne Weiteres zu trauen, sei thöricht; nur die weitere Vorbereitung für den Krieg könne den Frieden sichern, nur die Stärke der amerikanischen Rüstungen die Engländer zum Aufgeben ihrer Ansprüche bewegen.

Trotz dieser eindringlichen Vorstellungen wurde die Truppenzahl nicht vervollständigt, noch für die Abtragung der Soldrückstände Sorge getragen. Doch Washington's Namen allein war ein Heer. Im ganzen Laufe des Jahres 1782 wagten die Engländer, trotz ihrer Ueberlegenheit, keine neue Unternehmung. Aber eine schlim-

mere Gefahr erwachte im Schooße des amerikanischen Lagers. Offiziere und Soldaten waren vom Nothwendigsten entblößt; der Kongreß schien ohne Mittel, die gerechten Ansprüche der Truppen auf ihren Sold jemals zu befriedigen. Um so näher die Aussicht auf den Frieden schien, um so weniger glaubte das Heer, jetzt, wo man es für entbehrlich halten konnte, die Bezahlung der ihm geschuldeten Summen länger erwarten zu dürfen. Ihre einzige Hülfe erblickten die Truppen in Washington; ihr Vortheil erheischte, daß der Feldherr auch im Frieden die höchste Macht in Händen behalte. Ein großer Theil der Offiziere pflog geheime Versammlungen und sie kamen endlich überein, durch den Mund eines angesehenen Obristen dem General Washington die Alleinherrschaft anzubieten, sei es unter dem Namen eines Königs, sei es unter einem anderen Titel. Washington's Antwort auf einen Antrag, welchen der Ehrgeiz aller glücklichen Soldaten vom Anfang der Geschichte bis zum heutigen Tage als höchstes Ziel ersehnt, welchem schwerlich auch eine sonst geprüfte Tugend zu widerstehen vermocht hat, zeichnet in weniger Kernzügen den erhabenen Republikaner. Er schrieb am zweiundzwanzigsten Mai 1782 jenem Obersten folgenden Brief:

„Mit Staunen und Bestürzung habe ich das, was Sie mir übersandten, aufmerksam durchgelesen. Seien Sie versichert, daß kein Vorfall im ganzen Kriege mir so großen Schmerz verursacht hat, als die Mittheilung, welche Sie mir machen, und aus der ich sehe, daß in dem Heere Gesinnungen gehegt werden, die meinen Abscheu erregen und meine strengste Zurechtweisung verdienen. Für jetzt soll das, was Sie mir geoffenbart haben, in meinem Busen verschlossen bleiben, insofern keine weitere Anregung dieser Sache mich zur Kundmachung derselben zwingt.

Ich begreife nicht, wie mein Betragen Sie ermuthigt haben kann, mir einen Vorschlag zu thun, der nach meiner Ueberzeugung mein Vaterland mit dem größten Unheil bedroht, das es jemals treffen könnte. Wenn ich mich

nicht völlig über mich selbst täusche, so gibt es keinen Menschen in ganz Amerika, dem Ihre Entwürfe verhaßter sein können, als mir. Zugleich muß ich aber, um meinen Gesinnungen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, hinzufügen, daß Niemand so aufrichtig wie ich wünscht, dem Heere möge im vollen Maße sein Recht geschehen; und soweit meine Macht und mein Einfluß sich auf verfassungsmäßigem Wege erstrecken, werde ich Alles anwenden, was in meinen Kräften steht, und keine Gelegenheit unbenutzt lassen, um Allen zu dem zu verhelfen, was ihnen gebührt. Ich beschwöre Sie deßhalb, wofern Sie noch Liebe zu Ihrem Vaterlande haben, wenn Ihnen Ihr eigenes und das Glück Ihrer Nachkommen am Herzen liegt, und wenn Sie noch die geringste Achtung für mich hegen, so verbannen Sie diese Gedanken aus ihrer Seele, und äußern Sie nie gegen irgend Jemand, weder aus eignem Antrieb, noch im Auftrag von Andern, dergleichen Gesinnungen."

Solcher Briefe hat leider die Geschichte nicht viele in ihre Jahrbücher verzeichnen können! Und nur einem Manne dieser Art konnte es auch gelingen, die Forderungen einer aufgeregten Masse, die noch mit den Waffen in der Hand ihr Recht gegen die zaudernde Schwäche oder den vergeßlichen Undank durchzusetzen die Macht hatte, durch sein bloßes Wort zu beschwichtigen; da er doch den Befreiern des Vaterlandes für ihre Armuth und ihre Entbehrungen nichts zu bieten vermochte, als kalte Geduld und blasse Hoffnungen, — Hoffnungen, daß die Gerechtigkeit des gefahrfreien Volkes thun werde, zu was die scharfspornende Bedrängniß es nicht vermocht hatte! Aber das Vertrauen der Truppen auf Washington täuschte sie nicht. Der Kongreß und die einzelnen Staaten beachteten seine Vorstellungen und bewilligten endlich, was er als recht und billig vorschlug.

Bald darauf kam die Nachricht von dem Friedensschlusse zu Paris. Am neunzehnten April 1783, acht Jahre nach dem Tage, wo bei Lexington zuerst für die Selbstständigkeit Amerika's Blut geflossen, wurde dem Heere

die amtliche Mittheilung gemacht, daß England die Vereinigten Staaten von Nordamerika anerkannt habe. Von diesem Augenblicke trat auf die Schaubühne der Welt eine Republik, die vielleicht bestimmt ist, eine der größten Räthselaufgaben der Geschichte ihrer Lösung mit raschem Schwunge näher zu bringen, als achtzehn Jahrhunderte es vermochten.

Washington nahm Abschied von dem Heere und gab seine Bestallung in die Hände des Kongresses zurück, nachdem er für das Wohl des Vaterlandes seine letzten Rathschläge ertheilt. Auf vier Säulen wollte er das neue Staatsgebäude der Freiheit errichtet wissen: unauflösliche Einheit der Staaten unter einer kräftigen Centralgewalt; Heilighaltung aller übernommenen Verbindlichkeiten der Republik; Sicherheitsmaßregeln zur Abwehr künftiger Angriffe; Einigkeit und Verschmelzung der Sonderinteressen in dem Interesse des ganzen Vaterlandes.

Die Einleitungen zu der künftigen Verfassung der Republik, die Einrichtung und Anordnung der inneren Staatsverhältnisse gedachte er andern Köpfen zu überlassen, die, wie seine Bescheidenheit wähnte, dazu fähiger seien, als er. Umstrahlt von jeglichem Ruhme des Feldherrn, des Staatsmannes, des tugendhaften Bürgers, hatte er keinen innigeren Wunsch, als, den Rest seines Lebens in der ländlichen Stille von Mount-Vernon zu verbringen. Dort wollte der Mann, der die Königsmacht von sich gewiesen, seine Felder bauen, seine Güter bewirthschaften und sein durch den Krieg gemindertes Vermögen mit den Ersparnissen eines guten Haushaltes wieder herstellen. Staatsbelohnungen, die ihm öfters geboten wurden, schlug er aus. Ein einziges Mal konnte er ein Geschenk an Grundeigenthum nicht zurückweisen; sein Heimathland Virginien gab es ihm, als er zuerst zur Regelung der Binnenschifffahrt und zur Vermessung und Bebauung der wüsten Ländereien den Plan entworfen hatte, welchem seitdem Amerika unausgesetzt treu geblieben ist. Allein er nahm die Gabe nur unter der

Bedingung, sie unverkürzt zum Besten öffentlicher Schulen zu verwenden. Das Washington's-Kollegium in der Grafschaft Rockbridge und die erste Hochschule Nordamerika's verdanken ihm ihr Dasein.

In stiller Wirksamkeit verlebte er mehrere Jahre. Er führte auf seinen Gütern ein verbessertes System der Bewirthschaftung ein, legte Gärten an, pflanzte Bäume, pflegte Blumen und genoß die besten Freuden der Häuslichkeit inmitten seiner Familie und trefflicher Freunde. „Endlich," so lautet einer seiner Briefe an Lafayette, „endlich lebe ich wieder als friedlicher Bürger, an den Ufern des Potowmac, unter dem Schatten meines eigenen Weinstocks und Feigenbaums; von dem Lärm des Lagers und der Geschäftigkeit des öffentlichen Lebens erlöst, erquicke ich mich an den stillen Freuden, von denen der Soldat, welcher stets dem Ruhme nachjagt, nichts weiß; noch der Staatsmann, der mühevolle Tage und schlaflose Nächte damit hinbringt, Pläne zu entwerfen, welche die Wohlfahrt seines Vaterlandes befördern sollen, während sie vielleicht andere Völker in's Verderben stürzen, als ob dieser Erdkreis nicht Raum genug hätte für uns Alle; noch der Hofmann, der beständig auf das Angesicht seines Fürsten achtet, in der Hoffnung, vielleicht ein gnädiges Lächeln zu erringen. Ich habe mich nicht nur von allen öffentlichen Geschäften zurückgezogen; ich ziehe mich auch in mein eigenes Innere zurück und fühle mich fähig, die einsamen Wege und stillen Pfade des Lebens mit herzlicher Freude zu betreten. Keinen werde ich beneiden und für Alle ein herzliches Wohlwollen haben; dies sei die Regel meines Wandels; und so will ich sanft den Strom des Lebens hinabschiffen, bis ich bei meinen Vätern schlafe."

Dieser Wunsch konnte dem edlen Manne nicht in Erfüllung gehen. Zu sehr bedurfte seiner das Vaterland, als daß es ihn dem verborgenen Leben der Häuslichkeit überlassen konnte. Die schwachen Vereinigungsbande der Staaten drohten schon zu zerreißen; der Kongreß war fast nur ein Schattenbild; die Ohnmacht der obersten

Bundesbehörde mußte unausbleibliche Mißachtung des Auslandes gegen den ganzen Bund herbeiführen. Längst war Washington mit besorgtem Geiste der Entwickelung dieser Mißverhältnisse gefolgt. Um so weniger konnte er sich dem Rufe des Vaterlandes versagen, da Virginien ihn im Mai 1787 als Abgeordneten zu der Versammlung aller Staaten in Philadelphia wählte, die den Bund auf neuen Grundlagen befestigen sollte. Einstimmig ernannte ihn diese Versammlung zum Vorsitzer und Leiter ihrer Berathungen, aus welchen am siebenzehnten September 1787 die Verfassung der Vereinigten Staaten von Nordamerika hervorging, — eine Verfassung, welche eine Anzahl unabhängiger Republiken mit der weitgedehntesten Freiheit innerer Selbstbestimmung zu Einem Staate mit nachdrucksamer Centralgewalt verschmelzen sollte, und welche diese schwierigste aller Aufgaben so gelöst hat, daß sie die Gewähr von sechs Jahrzehnten und die Bürgschaft der herrlichsten Erfolge für sich erlangen konnte.

Kaum war die Verfassung in allen Staaten angenommen, so fielen, da ein Präsident der neuen Bundesregierung zu ernennen war, die Stimmen aller Wähler ohne Ausnahme auf Washington. So schwer es ihm ankam, sein geliebtes Mount-Vernon zu verlassen, er zauderte nicht, weil das gesammte Vaterland von ihm allein eine gedeihliche Wirksamkeit erwartete. (April 1789.) Seiner Verwaltung standen um so größere Schwierigkeiten entgegen, da die Staaten, an keine Centralregierung gewöhnt, erst allmählig und nur durch vorsichtige Schonung die Unterordnung in allen Beziehungen der höheren Politik zu lernen fähig waren. Neue Bahnen der Regierungsweisheit mußten gesucht werden; und Washington's redliche Einsicht fand sie auf. Der öffentliche Kredit wurde befestigt, das Schuldenwesen geordnet, die innere Entwickelung des Bundes durch Gesetze geregelt, eine kräftige Wehrverfassung eingeführt, und der Abschluß von Handelsverträgen mit fremden Mächten durchgesetzt.

Als die gesetzlich auf vier Jahre bestimmte Amtsdauer des Präsidenten zu Ende lief, fiel die einstimmige Wahl abermals auf Washington. Mit noch größerem Widerstreben gab er diesmal nach; aber die Umstände waren inzwischen so bedenklich geworden, daß er den Wünschen des Volkes und dem Andringen der bedeutendsten Staatsmänner des Landes sich weniger als je entziehen durfte. Ein langwieriger Kampf mit den Indianern nahm bedeutende Mittel in Anspruch. Schroffe Partheiungen bildeten sich und schienen die Nation in zwei große Feindeslager trennen zu sollen. Dunkle Gewitter zogen von Osten her, wo die Stürme der französischen Umwälzung endlose Kriege über ganz Europa aussandten. Zwischen die Waffen Englands und Frankreichs gestellt, ergriff Washington mit Entschiedenheit den Weg, welcher seitdem die unverbrüchliche Richtung der amerikanischen Politik bildet. Ausgehend von dem Grundsatze, daß jeder Staat das Recht habe, sich nach Belieben eine Regierung zu geben und deren Formen zu schaffen, und daß über die Rechtmäßigkeit dieser Regierung keiner auswärtigen Macht die Entscheidung zustehe, erkannte er, in verfassungsgemäßer Uebereinstimmung mit dem Senate, die französische Republik an, beschloß aber auch zugleich, die strengste Neutralität zwischen den kriegführenden Mächten zu beobachten. Wer hätte glauben sollen, daß eine solche Politik, für die Vereinigten Staaten die natürlichste und vortheilhafteste, auf allen Punkten Amerikas den heftigsten Widerstreit hervorrufen würde! Von Stunde an schieden sich in der Nation die beiden großen Partheien, die bis heute allen Wechsel der Zeiten und Personen, ja den Wechsel ihrer eignen Zwecke überdauert haben: die der Demokraten, und die sogenannte Bundespartheі, diese auch als Whigs, jene als Tories bezeichnet, mit völliger Umkehr des Sinnes, der beiden Namen in England beigelegt wird. Der französische Gesandte Genet trug das Seinige dazu bei, die Spaltung zur tiefen und breiten Kluft zu erweitern. Er stiftete demokratische Vereine zur Bekämpfung der Bun-

desregierung, und suchte auf alle Weise, Amerika in den Kampf der französischen Republik gegen England hineinzuziehen. Die Erbitterung wuchs so gewaltig, daß sie endlich sogar an das Haupt des Präsidenten sich wagte. Aber keine Aufregung der Gemüther, kein tückischer Angriff, selbst nicht der drohende Verlust seiner Volksthümlichkeit konnte Washington's starke Seele erschüttern, oder ihn von dem Wege ablenken, den er als den rechten und guten für das Vaterland erkannt hatte. Er blieb inmitten des Partheihasses eben so gleichmüthig, wie er es bei den stürmischen Ausbrüchen vergötternder Volksliebe gewesen.

Auf der Neutralität fest beharrend, schloß er mit England einen Handelsvertrag, der alle bisherigen Irrungen zu beseitigen verhieß, und unterzeichnete ihn, nachdem dessen Annahme, wie die Verfassung vorschrieb, im Senate erfolgt war. Jetzt stieg die Aufregung der sogenannten Volksparthei noch höher. Versammlungen wurden aller Orten gehalten, die sogar noch vor der Annahme und Veröffentlichung des Vertrages ihn für eine Demüthigung vor dem englischen Interesse, für eine Schmach des Vaterlandes erklärten; und als man sah, daß Washington sich durch all dieses nicht von der Unterzeichnung abhalten ließ, ward das Gift der Verläumdung reichlicher als je auf den Mann ausgegossen, dessen Leben als ein reiches Lehrbuch jeder Bürgertugend offen lag vor den Augen des ganzen Volkes. Washington ließ in würdigem Bewußtsein den Gegnern ungestört das Wort; denn, sagte er, dereinst werden die Urkunden meiner Verwaltung mich richten, nicht die Stimme der Partheiwuth.

Um diese Zeit gab Randolph, der Staatssekretär, (Minister der auswärtigen Angelegenheiten,) seine Abdankung. Ein von den Engländern aufgefangener Brief schien die Beschuldigung zu erweisen, daß er mit dem neuen französischen Gesandten Fauchet in zu vertrauter Verbindung gestanden, wie sie dem amerikanischen Staatsmanne nicht geziemte. Randolph gab eine Rechtferti-

gungsschrift heraus; während er aber an derselben arbeitete, beschwerte er sich über die Vorenthaltung von Papieren, die seiner Sache zur Vertheidigung dienen könnten. Washington's Antwort hierauf ist einzig in ihrer Art: „Ich habe den Befehl ertheilt, Ihnen die beliebige Durchsicht aller meiner Papiere zu gestatten, und stelle es Ihnen anheim, jeden vertraulichen Brief von mir zu veröffentlichen, ja sogar jedes Wort, das ich je zu Ihnen oder zu einem Anderen gesprochen." Wo wäre in unseren Tagen der Staatsmann zu finden, der seiner selbst so sicher, der so reinen Bewußtseins und so vollendeter Rechtlichkeit wäre, daß er es wagen könnte, dem Manne, den er durch schweren Verdacht eben erst von einer hohen Stellung gestürzt, sein ganzes Sein und Thun, das Innerlichste seiner Wirksamkeit, jedes Wort und jeden Gedanken preiszugeben! Und wenn uns aus Washington's Leben nur dieser eine Zug erhalten wäre, er würde genügen, um uns im vollsten Lichte sein hehres Bild zu malen.

Bald kam auch eine Gelegenheit, wo der Präsident gegen das, was als allgemeiner Volkswunsch sich geltend machte, die Festigkeit seines Charakters zu bewähren hatte. Das Haus der Stellvertreter, (die zweite Kammer, wie wir uns ausdrücken würden,) unzufrieden mit dem englischen Vertrage, beschloß, von der Regierung die Vorlegung aller auf denselben bezüglichen Briefe und Urkunden zu verlangen. Aber obschon eine große Stimmenmehrheit diesem Begehren einen ungewöhnlichen Nachdruck gab, so verweigerte er dennoch die Folgeleistung, weil die Verfassung nur dem übereinstimmenden Willen des Präsidenten und des Senates den Abschluß von Staatsverträgen anheimstellte, und die strengste Gesetzestreue ihm als die erste Pflicht erschien. Den Unwillen der Abgeordneten wußte er allgemach zu beschwichtigen, und siegreich und fester ging unter Washington's Leitung die Verfassung aus einem Sturme hervor, der sie in ihren Grundlagen zu erschüttern gedroht.

Die Regeln, welche Washington in seiner acht=jährigen Wirksamkeit als Präsident befolgte, sind zum unverbrüchlichen Gesetze aller deren geworden, die ihm in der höchsten Würde des Bundesstaates gefolgt; denn wo nur immer die Verfassung irgend einer Auslegung zu bedürfen schien, fragte man seitdem: Wie hat Wa=shington in diesem Falle gehandelt? und die Beant=wortung war stets auch die Entscheidung des Zweifels.

Selbst die häusliche Ordnung, die er als Präsident einführte, ist seinen Nachfolgern zur Regel geworden. Schwierig war es, die äußerliche Würde seiner Stellung mit der Einfachheit und den, aller Förmlichkeit feind=lichen Gewohnheiten des republikanischen Lebens in Ein=klang zu bringen. Im Hause des Präsidenten, wo je=dem Bürger die traulichste Annäherung freistand, durfte die gänzliche Abwesenheit höfischen Zwanges nicht zur Annäherung an die Gewöhnlichkeit ungebildeter Sitten führen. Nie durfte der Einheimische vergessen, daß er mit dem obersten Beamten seiner Republik, nie der Fremde, daß er mit dem Haupte eines großen Staates verkehrte. Eine gewisse Stunde war für Jeglichen und für jedes Begehr bestimmt; in Sachen des öffentlichen Dienstes hatte man zu allen Tageszeiten freien Zutritt. Eine anständige, behagliche Gastfreiheit übte er gegen Beamte, gegen Gesandte und wer sonst ihm empfohlen war; er selbst nahm nie eine Einladung an. Ein Nachmittag war wöchentlich der geselligen Erholung im zahlreichen Kreise der Bekannten und Freunde gewidmet. Der Em=pfang beim Präsidenten war nicht anders, als wie bei dem einfachsten Privatmanne. Die ernste Achtung sollte nie durch den Tand äußerer Formen erzwungen und fühlbar gemacht werden, sondern an das höchste Amt des Staates nur in freier, würdiger Weise sich knüpfen, da=mit auch der Präsident nicht vergesse, daß er nur der Erste sei unter gleichberechtigten, freien Männern.

Als die zweite Amtsführung Washington's zu Ende ging, gab er, trotz aller Bitten seiner Freunde, den unbeugsamen Entschluß kund, die Bühne des öffent=

lichen Lebens zu verlassen. Und so mächtig hat in Allem Washington's Beispiel gewirkt, daß seit ihm kein anderer Präsident es wagen durfte, nach der zweiten Amtsführung von vier Jahren wieder als Bewerber aufzutreten; und was nirgends vom Gesetze vorgeschrieben war, daß man nicht zum drittenmal das höchste Staatsamt bekleiden könne, ist durch Washington's Vorgang zu einem Buchstaben der Verfassung geworden.

Am vierten März 1797 begab sich Washington in den Kongreß, um die Präsidentschaft den Händen seines Nachfolgers Adams zu übergeben. Im Staatswagen mit stolzem Viergespann, wie es dem Haupte der Regierung ziemte, war er nach dem Versammlungshause gefahren; allein und zu Fuße kehrte er zurück, freudigen Auges, glücklich in dem Gedanken, daß ihm von nun an vergönnt sei, sich selbst zu leben. Er sehnte sich nach seinem geliebten Mount-Vernon, nach den Baumgängen, die er angelegt, nach den Feldern, die er urbar gemacht, nach den stillen Gärten, wo ihm die heitersten Tage seines Lebens aufgegangen waren. Aber auf der Heimreise erwies ihm, dem einfachen Bürger, aller Orten das Volk noch höhere Ehren, als es sonst dem Präsidenten erwiesen. Zu Mount-Vernon gab er sich wieder mit alter Liebe den Arbeiten der Landwirthschaft hin, umgeben von seiner Familie und einem innigen Freundeskreise.

Zu bald indessen wurde das Glück dieser ländlichen Ruhe wieder gestört. Mißhelligkeiten, die mit dem Direktorium der französischen Republik ausgebrochen waren, und die zum Ausbruche eines Krieges zu führen schienen, zwangen die Amerikaner, auf neue Rüstungen bedacht zu sein. Auf wen konnte, da eine Gefahr drohte, die Wahl zum Oberfeldherrn fallen, als auf Washington! Am dritten Juli 1798 wurde seine Ernennung vom Senate bestätigt. Auch diesmal entzog er sich nicht den Anforderungen des Vaterlandes. Die Wucht des Alters hatte seinen Körper geschwächt, doch seinen Geist ungebeugt gelassen; er vermochte es, der Bildung eines neuen Heeres und umfassenden Vertheidigungsanstalten

eine kraftvolle Thätigkeit zu widmen. Die ehrfurchtgebietende Stellung, welche Amerika mit rascher Entschiedenheit einnahm, bewies den Franzosen, daß sie nicht ohne ernstlichen Kampf auf Sieg jenseits der Meere zählen konnten; und wie Washington vorausgesagt hatte, so zeigte sich Frankreich bereit zu Unterhandlungen, sobald es die Hoffnung aufgeben mußte, durch seine Kriegsdrohungen die Regierungspartheі in Amerika zu stürzen.

Den Vertrag jedoch, welcher zwischen beiden Staaten das freundschaftliche Verhältniß wiederherstellte, erlebte Washington nicht mehr. Am 12. Dezember 1799 zog er sich beim Ausreiten eine Erkältung zu; zwei Tage darauf verschlimmerte sich das Uebel zu einer Halsentzündung; am fünfzehnten desselben Monats verschied er Abends zwischen zehn und eilf Uhr.

Wir brauchen nicht zu sagen, daß Washington's Verlust mit jähem, tiefstem Schmerze die Herzen der ganzen Nation traf. Mit der Nacht des Todes kommt für Jeden der Tag der Gerechtigkeit. Ueber dem Grabe schweigt bereuend die Stimme selbst des grimmigsten Hasses; und Washington war in seinem langen thatenreichen Leben der Verkennung verblendeter Partheien kaum auf wenige Augenblicke ausgesetzt gewesen. Ihm sprach sich nach dem Tode nur lauter und mächtiger aus, was ihm längst schon in der allgemeinsten Verehrung zu Theil geworden. Der Kongreß schloß seine Sitzungen einen Tag lang, als die trübe Kunde nach Philadelphia kam. Dreißig Tage hindurch trugen die freien Bürger Amerikas Trauer um den Vater des Vaterlandes. Ein marmornes Denkmal wurde ihm errichtet, ein unzweifelhaftes Zeichen wahren Ruhmes, weil von freiwilliger Huldigung der stolzesten Republikaner gegründet. Im Namen des Kongresses schrieb der Präsident einen Brief der herzlichsten Theilnahme an Washington's Gemahlin, und um die nationale Bedeutung dieses Schreibens zu würdigen, müssen wir beifügen, daß seitdem nie wieder in den Vereinigten Staaten der Schmerz einer Wittwe so geehrt worden ist.

Washington ist inmitten aller Zeitenwechsel dem Amerikaner das große Vorbild eines ächten Mannes, eines treuen Republikaners geblieben. In seinem Charakter waren jene Eigenschaften ausgeprägt, welche die thatkräftige, rücksichtslose Entschiedenheit mit der ruhigen, gerechten Mäßigung vermitteln. Er hatte den Muth der Todesverachtung auf dem Schlachtfeld; im bürgerlichen Leben jene noch größere Tapferkeit, die vor den heftigsten Partheiangriffen nie um einen Punkt vom Boden des Rechtes weicht. Sein Ehrgeiz war es, die höchste Ehre zu gewinnen auf der Bahn des Edlen und Guten, zu der ihn unbewußte Naturanlage gewiesen, auf welcher ihn ernste Selbstbestimmung für und für festhielt. Den Ruhm liebte er; doch nicht als sein Ziel, sondern als erfreuliches Zeugniß, daß er das rechte Ziel nicht verfehlt habe. Kalt im Ueberlegen, feurig im Ausführen, standhaft im Unglück, standhafter noch im Glücke, scharfsinnig in der Wahl seiner Rathgeber, ohne Eitelkeit in der Befolgung des guten Rathes, fern von Neid und Selbstsucht, wahrhaft, aufrichtig, redlich von Herz und That, pflichtgetreu, sich selbst beherrschend, gegen Andere milde und nachsichtig, frei von allem Hochmuth, den bescheidenen Stolz des Bewußtseins nie in Worten, sondern im Handeln zeigend, ein wahrer Menschenfreund, den Armen hülfreich, den Freunden ein Bruder, als Bürger wie als Mensch gleich vortrefflich, vor Allem aber der Freiheit mit Seele und Leben zugeschworen: so war Washington. Die Leidenschaften, die selbst den Besten bezwingen, Zorn und Ungeduld und Abneigung, verstand er in ihren allzuraschen Ausbrüchen fast eben so rasch wieder zu bändigen. Die Geschichte malt uns sein Bild in so hellen Farben, daß es die Augen beinah ermüdet; die Harmonie seines Gemüthes und Geistes war so vollkommen, daß ihre Klänge fast zu einem einzigen Tone zusammenschmelzen.

Darum ist Washington nicht ein Held der leidenschaftlichen Erzählung, der romantisirenden Geschichte; sondern ein ehernes Standbild im Tempel der ernsten

Erinnerung, aufgestellt zur liebenden Verehrung, nicht zur gemüthlichen Liebelei oder zur phantastischen Vergötterung. In den Jahrbüchern der Vergangenheit, die als größte Staatsberühmtheiten Männer benennen, deren selten Einer ohne politische Verbrechen, ohne Sünden gegen die Menschheit oder gegen seine eigne Tugend aus den Lebenskämpfen geschieden ist, in unsern Jahrbüchern ist ein Mann, wie Washington, eine einsame Erscheinung, die man anstaunt. Ist doch nicht ein einziges interessantes Laster in dem Manne zu finden! Er hat keine Städte zerstört, keine Völker erwürgt, keine Bündnisse treulos gebrochen; wie langweilig! Nicht einmal mit einer tragischen Mordthat hat er sein Gewissen bedrückt, daß es ihm auf dem Todtenbette Gelegenheit zu einem reuevollen Drama geboten hätte. Weder Schauder und Entsetzen, die Musen gewisser Historiker, noch himmelnde Schwärmerei, das Ideal unreifer oder überreifer Weiblichkeit, noch ungeheuerliche Phantasie, das Spielwerk der jugendlichen Weltenstürmer, die dereinst als Aktenwürmer enden, noch sonst eine der beliebten Maßlosigkeiten oder Verzärtelungen des Menschengeistes, gibt bei Washington's Lebensbeschreibung einen Anlaß zu merkwürdigen Bereicherungen der Seelenkunde.

Mag denn die blaßwangige Gegenwart, sich ergötzend an der Fieberglut der Leidenschaften und an dem krankhaften Ueberreiz der Schwäche, immerhin die Poesie vermissen in dem heiteren Blicke dieses Auges, die Poesie in den gesunden Farben dieses Gesichtes! Washington steht an den Pforten der Zukunft, die den Wohlthäter eines Volkes lieben, die selbstsüchtige Größe eines Eroberers verachten wird. Washington war der eigentliche Gründer des ersten wahren Freistaates der Welt. Was man uns in märchenhafter Weise von der genügsamen Einfachheit und hehren Bescheidenheit der ältesten republikanischen Helden erzählt, das Alles findet sich in ihm wieder, erhellt vom Tageslichte der Wahrheit; aber was Jene nur sein konnten in einer Zeit der Rauhheit und allgemeinsten Sittenstrenge, die noch nicht

gegen eine schwächende Bildung anzukämpfen hatte, das war Washington in den Tagen, wo die Verfeinerung der Geister alle Stände durchdrungen hatte, und die tausendfachen Bedürfnisse der Geselligkeit jegliches Opfer erschwerten. So gab er das große Beispiel antiker Tugend im innigen Verein mit moderner Kultur. Das Schicksal hatte ihm als Feldherrn keine Nöthen und Leiden erspart, ihm als Staatsmann mehr als einmal Verkennung und Anfeindung bereitet; und jedes Mißgeschick ward ihm nur eine Gelegenheit, es zu besiegen. An seinem Namen wird die Begeisterung des Schwärmers sich nicht entzünden; aber wer es als das Herrlichste achtet, seinem Vaterlande eine ächte, rechte That zu thun und im Heile der Gesammtheit sein bestes Glück zu finden, der wird Washington's Größe begreifen und den Helden lieben, den er verehren muß.

Martin Luther.

Von

Johann Georg August Wirth.

„Hie stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir.
Amen!“

Luther
auf dem Reichstag zu Worms.

„Das Wort sie sollen lassen stahn!“
Luther.

Martin Luther.

geb. am 10. November 1483 zu Eisleben, gestorben am 18. Februar 1546 zu Eisleben.)

Das Verderbniß der Sitten, die Verkäuflichkeit kirchlicher Aemter und Würden, die Gelderpressung, die Ueppigkeit der höheren Geistlichkeit und deren zügelloses Leben hatte die hellsten Augen und die reinsten Gemüther des deutschen Volkes zu der Ueberzeugung gebracht, daß die wahre Lehre von Christus nicht mehr herrsche, wenigstens von denen nicht mehr befolgt werde, welche deren Grundpfeiler sein sollten. Der Zustand der Dinge, wie er zu Anfang des 15. Jahrhunderts war, konnte, durfte nicht mehr so bleiben. Und in der That, der ernste Drang nach Verbesserung fand seinen Vorfechter — Huß predigte die Reinigung der Kirche, die Wiederherstellung der reinen christlichen Lehre — aber leider ging es ihm, wie es manche Vorkämpfer edlerer Zustände erfahren müssen, welche zu frühe für ihr irdisches Heil das Licht dieser Welt erblickt haben — er starb, als Märtyrer. Allein durch diesen Sieg der römischen Kirche wurde die Kirchenverbesserung, welche die öffentliche Meinung der Völker forderte, nicht verhindert, sondern nur um einige Menschenalter verzögert, dafür aber auch der Umschwung tiefer und großartiger.

Auf den Synoden des 15. Jahrhunderts wollten die höheren Stände, als gesetzliche Vertreter der Kirche, eine Wiedergeburt ermitteln; allein an der Böswilligkeit der römischen Bischöfe scheiterte Alles und die Triebkraft des Jahrhunderts wurde so eingepreßt, daß sie einen gewaltsamen Ausbruch nehmen mußte. Weder Lehre, noch Beispiel, noch Erfahrung wirkte auf eine Verbesserung der Sitten der Geistlichkeit. Letztere verschlimmerte dieselben im Gegentheil von Tag zu Tag. Die Geistlichen sanken so sehr in der öffentlichen Meinung, daß sie endlich verachtet wurden, ja daß der Prior eines Klosters in Mecheln die Mönche geradezu für den Ausbund alles Lasters erklärte, indem er ausrief: „was ein Mönch unterfängt, würde der Teufel selbst nicht auszudenken wagen."

Das Uebel stieg so hoch, daß selbst das sittliche Gefühl der besser gesinnten Geistlichen empört wurde und endlich auch diese auf Aenderung sannen. Nach dem bekannten Hussitenkriege traten noch andere Lehrer auf, wie Hans Böheim, Johann von Goch, Johann Wesel, Geiler von Kaisersberg. Allein in ihnen wohnte noch nicht die unwiderstehliche Kraft des Reformators — das Verderbniß eilte mehr und mehr dem Abgrunde zu. Der Drang nach Verbesserung der kirchlichen Zustände, der Drang nach Reformation wurde nun immer allgemeiner, gewaltiger. Schon ließen Propheten sich vernehmen, welche dieselbe verkündeten. Geiler von Kaisersberg, als er einstmals vor Kaiser Maximilian I. predigte, rief mit tiefem Ernst aus: „Wenn Kaiser, Papst und Bischöfe nicht reformiren wollen, so wird Gott einen Reformator schicken. Es dauert nicht mehr lange. Ich bin dann schon todt, doch ihr werdet es erleben." In Thüringen setzte Johannes Hilten mit auffallender Bestimmtheit den Anfang der Reformation auf das Jahr 1516 fest. Doch am merkwürdigsten ist die Weissagung von Andreas Proles, Prior des Klosters Himmelspforte bei Wernigerode. Er verkündete: „der Herr wird einen Helden er-

wecken, ausgerüstet mit Lebenskraft, Fleiß und Stärke, ausgezeichnet durch Wissenschaft, hohen Geist und Beredtsamkeit, welcher die Reformation beginnen und den Irrlehren sich widersetzen wird — dem Gott den Muth verleihen wird, daß er den Großen der Erde zu widersprechen wagt." Und dieser Held erschien denn wirklich. —

Dr. Martin Luther, der Sohn eines Bergmannes, wurde am 10. November 1483 in Eisleben geboren. Die Fähigkeiten des Knaben erregten bald Aufmerksamkeit und er wurde durch besondere Fügung des Schicksals dem geistlichen Stande zugewendet. Sein Vater war ein gottesfürchtiger Mann und führte ihn in seinem siebenten Jahre in die Schule von Mansfeld, wo er lesen und schreiben lernte. Der zarte Martin wurde von Jugend auf von seinen Eltern sehr strenge gehalten; hieraus entsprang seine spätere Schüchternheit, die ihn zuletzt in das Kloster trieb, wie Luther selbst meint. Im 14. Jahre wurde Martin, da die Zeugnisse seiner Lehrer sehr günstig lauteten, in die höhere Schule nach Magdeburg geschickt. In derselben wurden unbemittelte Knaben unentgeldlich aufgenommen und unterrichtet, mußten hingegen allerlei Verrichtungen, wie beim Gottesdienst, übernehmen, in der Kirche und vor den Häusern singen und dadurch einiges Geld sammeln, als sogenannte arme Schüler. Nachdem Luther da und hierauf einige Zeit zu Eisenach gewesen war, ging er in seinem achtzehnten Jahre, 1501, auf die hohe Schule zu Erfurt, wo er zuerst Philosophie oder Weltweisheit studirte, dann aber nach seines Vaters Willen das Studium der Rechte betreiben sollte. Hier fiel ihm in seinem zwanzigsten Jahre zuerst eine lateinische Bibel in die Hand, welche bald wegen ihres Inhaltes, der bekanntlich dem Volke damals zum größten Theil nicht bekannt war, sein ungetheiltes Interesse erregte. Bald erwachte in ihm eine tiefgemüthliche, religiöse Richtung, welche durch eine gefährliche Krankheit, in die er fiel, noch genährt wurde. Nachdem er sich die nöthigen Kenntnisse auf der hohen Schule zu

Erfurt erworben hatte, trat er plötzlich im Jahre 1505 in das dortige Augustiner-Kloster. Hier erhielt seine tiefe beschauliche Richtung in religiöser Beziehung neue Nahrung. Sein weiches Gemüth, welches einen Anflug von Schüchternheit hatte und in der Wärme des Gefühls bis an die Gränzen der Schwärmerei streifte, flößte ihm eine geheimnißvolle Scheu vor dem Walten des höchsten Wesens ein. Dieselbe ging so weit, daß er an seiner einstigen Seligkeit zweifelte und darüber große Seelenangst empfand. Obgleich diese freilich nur die Folge einer stark ausgeprägten Bescheidenheit war, ergriff sie gleichwohl das ganze innerste Wesen Luther's. Gefoltert von innerer Unruhe, suchte der junge Mönch sowohl im Gebet, als in den Studien Trost; doch vergeblich, bis er endlich auch einen alten Geistlichen seines Ordens über die Mittel zur Erwerbung der Seligkeit um Rath fragte. „Es gibt kein anderes," erwiederte der Greis, „als den lebendigen und aufrichtigen Glauben an die Erlösung des Menschengeschlechtes durch Jesum Christum. Der Mensch vermöge daher nicht durch eigene Verdienste oder gute Werke, sondern nur durch den Glauben an Christus gerechtfertigt zu werden. Diese Ueberzeugung könne man sich aber nicht selbst geben, sondern empfange sie nur durch die Gnade Gottes; wer also in seinem Innern von dem Glauben an Jesus sich lebendig durchdrungen fühle, der hätte die Gewährschaft, daß er bei Gott Gnade gefunden habe, sohin der Seligkeit theilhaftig werde." Solchen Sinn hatte die Aeußerung des alten Augustiners, und da sie der Gemüthsart Luther's entsprach, letzterer auch seines aufrichtigen Glaubens an Christus sich bewußt war, so verschwand auf einmal die frühere Gewissensunruhe und es theilte sich ihm eine hohe Freudigkeit mit. Durch eifriges Forschen im Kirchenvater Augustin fand er diese Ansicht von der Rechtfertigung bestätiget und sie setzte sich so sehr im Innersten seines Gemüthes fest, daß sie über seine gesammte künftige Lebensrichtung entschied.

Viel trug zu Letzterer auch eine Reise nach Rom

bei, welche er in Angelegenheiten seines Klosters dahin unternahm. Auf seiner Fahrt lernte er die Sitten der italienischen Geistlichkeit im Innern kennen, in ihrer ganzen Verdorbenheit. Er schauderte zurück vor dem Unglauben, vor der Spötterei und den Ausschweifungen, welche in den Klöstern an der Tagesordnung waren. Es wurde ihm durch diesen Anblick bald klar, daß eine Verbesserung (Reformation) eintreten müsse, wenn die Christenheit nicht in einen Pfuhl sich verwandeln solle. Am meisten Eindruck oder am meisten Entsetzen erregte in dem jungen Martin Luther die Aeußerung eines Mönches, welcher spottend bemerkte: bei der Verabreichung des Abendmahls sage er statt der üblichen Formel: **panis es, et panis manebis — vinum es, et vinum manebis.** — (Brod bist du und Brod wirst du bleiben. — Wein bist du und Wein wirst du bleiben).

Im Jahre 1508 wurde Martin Luther in das Augustinerkloster zu Wittenberg versetzt, und da hier einige Jahre zuvor eine Universität errichtet worden war, so trat er an derselben als Lehrer auf, nämlich 1509 als Baccalaureus und 1512 als Doktor der Theologie. Obgleich er diesen Schritt, aus übergroßer Schüchternheit, nur aufgefordert, erst nach langem Widerstreben und gleichsam gezwungen that, so zog er bei dieser Wirksamkeit durch seinen wissenschaftlichen Eifer, seine reiche, herzliche und eingreifende Beredsamkeit und seinen genialen Geist bald die Aufmerksamkeit seiner Obern auf sich, während er durch Bescheidenheit und reinen Lebenswandel sich Achtung erwarb. Ja er trug wesentlich dazu bei, daß die oben bemerkte Lehre von der Rechtfertigung, welche eigentlich von dem Kirchenvater Augustin herrührt, an der Universität Wittenberg, mittelst Verdrängung der abweichenden Meinung der an alten Vorurtheilen hängenden pedantischen Professoren (Scholastiker), das Uebergewicht gewann. Die Wirkung blieb nicht allein auf hier beschränkt, sondern die Lehre übte ihren Einfluß auf ganz Deutschland aus.

Nun begab es sich um diese Zeit, daß der Papst Leo X.

in Deutschland Ablaß predigen ließ, um für den unternommenen Bau der Peterskirche in Rom Geld zu erhalten. Man versprach nämlich im Namen der Kirche Vergebung der Sünden, wenn man nur eine gewisse Summe bezahle. Es war dies an sich schon eine Unsittlichkeit, weil die Päpste selbst nicht an die Wirksamkeit ihres Ablasses glaubten, sondern denselben nur als ein Mittel betrachteten, einfältigen Leuten Geld abzunehmen. Aber die Art und Weise, wie die Ausbietung betrieben wurde, war vollends anstößig. Am Unverschämtesten benahm sich der Dominikanermönch Johann Tetzel, der den Ablaß in Auftrag des Erzbischofs von Mainz zum Verkauf ausbot. Er versicherte, daß man für die größten Schandthaten (Blutschande z. B.) durch Einlösung des Ablasses Verzeihung erhalte, ja er strengte seine Phantasie bis zur Fieberhitze an, um durch Erfindung von Rohheiten zu beweisen, wie weit die Wirksamkeit der päpstlichen Sündenvergebung sich erstrecke. Sprichwörtlich wurde insbesondere die Aeußerung Tetzel's: „Sobald der Pfennig im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegfeuer springt." Zuletzt wurde sogar für zukünftige Sünden der Ablaß ertheilt, und dieser Umstand soll Veranlassung zu folgendem Vorfalle gewesen sein. Einige Raubritter oder Soldaten ließen sich in einer Stadt Thüringens Ablaß für vergangene und zukünftige Sünden für ihr baares Geld ertheilen. Als Tetzel mit seinem Geldkasten aus dem Städtchen wieder wegfuhr, lauerten Erstere ihm in einiger Entfernung auf und nahmen ihm das Geld. Als Tetzel sie furchtbar verwünschte und den Strahl des Himmels auf sie herabfluchte, beriefen sie sich auf ihren Ablaß. In Sachsen selbst ward dieser Mönch zwar nicht zugelassen; allein da er nicht weit von Wittenberg, an der Grenze predigte, nämlich in Jüterbog, so lief das einfältige Volk von ersterer Stadt schaarenweise dem Ablaß nach.

Welch' nachtheiligen Einfluß Letzterer auf die Moral und die Sitten des Volkes haben mußte, ist leicht zu begreifen. Freilich konnte die Stimme des Gewissens bei

den edleren Menschen nicht durch, mit Geld erkauften Ablaß beschwichtigt werden, allein bei dem roheren Sinne mußte dieser Mißbrauch sowohl zum Laster, als zum Verbrechen anreizen. Alle edlen und verständigen Männer, vornehmlich aber den gemüthvollen, ernsten Luther verletzte Tetzel's Lehre tief, denn sofern man auch bei vollem Unglauben durch bloßes Geld die Seligkeit erwerben könne, so war der ganze augustinische Lehrbegriff der Rechtfertigung zerstört. Darum predigte der junge Dr. Martin Luther wider den Ablaß, um das Volk in Wittenberg von Tetzel abzuziehen; als er aber erfuhr, daß die Dreistigkeit des Letzteren immer höher steige, so ließ er am Allerheiligen-Abend — 31 Oktober — 1517 an der Schloßkirche in Wittenberg 95 Sätze (Theses) wider die Ablaßkrämerei anschlagen. Nach den Sitten jener Zeit pflegte man nämlich dunkle Stellen in wissenschaftlichen Werken oder sonst eine Streitsache oder Ungewißheit in gelehrten Sachen durch gegenseitigen Schriftwechsel oder mündliche Disputation aufzuklären und die Aufforderung dazu war die Verkündigung von kurzen Sätzen oder Behauptungen (Theses genannt), in welchen der Einladende seine Meinung, jedoch nicht maßgebend, zusammenfaßte. Martin Luther wollte also die Frage über die Sündenvergebung durch seine 95 Sätze nicht entscheiden, sondern nur die wissenschaftliche Untersuchung über diesen ihm dunkel erscheinenden Gegenstand veranlassen. Er fühlte wohl das Verwerfliche der Tetzel'schen Umtriebe, aber er war noch nicht klar, ob der Grund nur in der mißbräuchlichen Anwendung des Ablasses zu suchen, oder letzterer gänzlich zu verwerfen sei. Darum gestalteten sich auch seine Theses zum Theile schwankend. Im 27. Satz heißt es: „die predigen Menschentand, die da vorgeben, daß, sobald der Groschen, in den Kasten geworfen, klingt, von Stund an die Seele aus dem Fegfeuer fahre." Dagegen sagt er im 38: „Doch ist des Papstes Vergebung und Austheilung mit nichten zu verachten." Satz 43: „Man soll die Christen lehren, daß der, welcher den Armen gibt oder dem Dürftigen leihet, besser thut, denn daß

er Ablaß löfete." Satz 32: „Die werden sammt ihren Meistern zum Teufel fahren, die vermeinen durch Ablaßbriefe ihrer Seligkeit gewiß zu sein."

Es tritt indessen aus diesen Theses schon die reinste sittliche Güte und zugleich eine besondere Kraft des Willens und der Sprache entgegen. Der redliche Mann glaubte damals noch nicht an das tiefe Verderbniß der römischen Kurie, und zwar weder in Ansehung des Lehrbegriffes noch hinsichtlich der Moral und der Politik, ja er war im Gegentheil dem Papstthum aufrichtig zugethan. Die Ausschweifungen und den Unglauben, welche er z. B. in Italien angetroffen hatte, schrieb er mehr den Verirrungen einzelner Geistlichen zu, welche durch angemessene Lehren gebessert werden könnten. Luther erzählt dies in der Vorrede zu seinen sämmtlichen Werken selbst, und zwar auf seine gewöhnliche nachdrückliche, naive Weise: „der Leser soll wissen, daß ich vor dieser Zeit auch ein Mönch, und der recht rasenden unsinnigen Papisten Einer gewesen bin, sogar ersoffen in des Papstes Lehre, daß ich bereit gewesen wäre, zu ermorden Alle, so dem Papste in der geringsten Sylbe nicht wollten gehorsam und unterworfen sein." Er glaubte deshalb, die Umtriebe Tetzel's geschähen wider Willen der Kirchenobern, und sandte seine 95 Sätze über den Ablaß an die nächsten Bischöfe, indem er dieselben um Zurechtweisung des Dominikanermönchs ersuchte. Man lächelte jedoch über die Einfalt der Unschuld und ließ den Ablaßprediger gewähren. So hatte denn der Schritt Luther's zunächst keine andere Folge, als daß er die Erbitterung der Dominikaner erregte. Allein hieraus entsprangen allmählig Ereignisse, welche abermals den Satz bestätigten, daß die größten Weltveränderungen aus den geringfügigsten Veranlassungen hervorgehen.

Obgleich die 95 Theses des jungen sächsischen Gelehrten sehr gemäßigt und zurückhaltend abgefaßt waren, so leuchtete anderer Seits doch auch Kühnheit und Freisinnigkeit durch, und schon dies machte bei den blinden Anhängern der römischen Kurie Aufsehen. Es stellte

daher nicht nur Johann Tetzel andere Sätze entgegen, sondern es schrieb selbst der Prokanzler der Universität Ingolstadt, Dr. Eck, wider die Wittenberger Theses. Die Dominikaner dagegen erhoben amtliche Beschwerden wider den Verfasser der Letzteren bei der Kurie selbst. Der Papst schritt auch sogleich ein, indem er eine Untersuchung gegen Dr. Martin Luther einleitete. Man zählte damals 1518 und es fand gerade ein Reichstag in Augsburg statt, welchen auch der heilige Vater beschickte. Auf die Verwendung des Kurfürsten Friedrich's des Weisen von Sachsen erließ er dem angeklagten Mönche die Reise nach Rom und beauftragte seinen Gesandten in Augsburg, den Kardinal Cajetan, den angeblichen Irrlehrer zurecht zu weisen und zum Widerspruch anzuhalten. Luther erschien zur bestimmten Zeit im Oktober 1518, jedoch mit Empfehlungsschreiben seines Kurfürsten, welcher sich schon damals dem Wirken Luther's sehr geneigt zeigte, an einflußreiche Männer in Augsburg versehen. Diese riethen dem von da an erstehenden Reformator, vor dem päpstlichen Legaten nicht eher zu erscheinen, bis er das freie Geleit des Kaisers und der Reichsstadt Augsburg erhalten habe. Geheime Anhänger der römischen Kurie bemühten sich sehr eifrig, jene Vorsichtsmaßregeln zu hintertreiben; denn sie spiegelten dem Angeklagten vor: der Legat Cajetan habe die günstigste Gesinnung für ihn, obgleich doch gerade dieser in einem Schreiben an den Kurfürsten Friedrich von Sachsen über das Einholen des freien Geleites von Seiten Luther's sich beschwerte. Dem Vorgeben, durch das Einholen des freien Geleites würde er die Sache nur bedenklicher und übler machen, antwortete Luther sehr besonnen, daß er schon aus Achtung gegen seinen Kurfürsten dem Rathe der Männer folgen müsse, an die ihn jener empfohlen habe. So wurden also die geforderten Geleitsbriefe ausgefertigt und hierdurch allein die Einleitungen zur Kirchenverbesserung gerettet. Denn daß die römische Kurie gegen Luther nicht die besten Absichten hatte, das bewies gerade obige Beschwerde des Kardinals Cajetan. Als Dr.

Martin Luther vor dem Kardinallegaten persönlich erschien, wollte Letzterer die Lehre des Vorgeladenen über den Ablaß und den Glauben durch eine gelehrte Stelle widerlegen, indem er hoffte, daß Luther diese Stelle nicht kenne. Indessen: der Reformator erwies seinem Gegner sogleich, daß es nicht eine, sondern zwei solcher Stellen gebe, und während er den Kardinal durch gründliche Gelehrsamkeit in Verlegenheit setzte, widerlegte er zugleich alle Einreden desselben so siegreich, daß die Anwesenden von der Wahrheit der Luther'schen Ansicht sich überzeugt fühlten. Schon dies brachte eine gute Wirkung hervor, da die bisherigen Anhänger der neuen Lehre in ihren Gesinnungen befestiget und zugleich die Einwohner Augsburgs ihr günstig gestimmt wurden.

Es fand außerdem noch eine zweite Besprechung zwischen dem Kardinallegaten und dem Reformator statt, wobei heftig in den Letzteren gedrungen wurde, seine angeblichen Irrthümer zu widerrufen; allein weder gütliche Vorstellungen, noch Drohungen vermochten den Angeklagten zu erschüttern. Unbeugsam beharrte vielmehr Dr. Martin Luther bei allem, was er geschrieben und gesprochen. Cajetan suchte die Verhandlungen in die Länge zu ziehen, auch durch Anbieten freien Geleites den jungen Mönch zur Reise nach Rom zu bereden. Dagegen riethen die Freunde Luther's unverzügliche Abreise von Augsburg und Zurücklassung einer Berufung an den Papst. Dieser Rath wurde befolgt, indem der Angeklagte sich nach Nürnberg begab und von dort nach einigem Verweilen die Rückreise nach Wittenberg antrat. Luther legte den Weg zu Pferde zurück, da er ein guter Reiter war, wie überhaupt selbst die Geistlichen jener Zeit sich selten eines Wagens bedienten, welche damals noch sehr plumper Gestalt waren.

Als das Merkwürdigste der Verhandlung in Augsburg stellt sich übrigens die Thatsache dar, daß Luther den bestimmten Vorsatz gefaßt hatte — für die Menschheit sich zu opfern, für die Wahrheit zu sterben.

Dies schrieb Luther aus Augsburg an seinen Freund Philipp Melanchton, welcher, ein gelehrter Philologe, und Theologe, als Professor nach Wittenberg berufen, bald der Vertraute Luther's geworden war. „Beweise und erzeige dich als ein Mann," schrieb Letzterer jenem, „und lehre die liebe Jugend, was recht und göttlich ist. Ich gehe hin, mich für euch und die liebe Jugend zu opfern, so es dem Herrn gefällt. Ich will lieber sterben, ob mir's wohl sehr schwer wird, euere Gesellschaft zu entbehren, denn daß ich das, so durch mich recht gelehrt ist, widerrufen sollte."

Fortan war sein Beruf zum Reformator festgestellt. Auf die Bürger der Reichsstadt Augsburg machte das standhafte Benehmen Luther's großen Eindruck. Letzterer bemerkt in demselben Briefe an Melanchton, „daß Jedermann in der ganzen Stadt von Dr. Luther redet, und den neuen Herostrat zu sehen begehre, der solch großes Feuer angezündet habe." Bei seiner Rückreise mochte Luther auch mit den Humanisten in Nürnberg verkehrt haben, und so leistete die Verhandlung in Augsburg der begonnenen Kirchenverbesserung überhaupt bedeutenden Vorschub. Die Berufung an den Papst, welche Luther in jener Reichsstadt zurückgelassen hatte, wurde zwei Tage nach seiner Abreise von einem Notar unter Zuziehung von Zeugen an die Domkirche angeschlagen, natürlich ohne Erfolg. Leo X. ließ vielmehr die Ablaßlehre der römischen Kurie, welche angegriffen worden war, durch eine förmliche Bulle ihrem ganzen Umfange nach bestätigen. Jetzt berief sich (appellirte) Luther und zwar am 28. November 1518 von dem Papst an eine allgemeine Kirchenversammlung.

Einige Zeit vorher war schon in wissenschaftlicher Hinsicht durch die edelsten Geister der Nation eine Reform angestrebt worden — durch die sogenannten Humanisten. Der Gegensatz derselben waren nämlich die Anhänger der herrschenden Schulgelehrsamkeit, oder Scholastik. Die Letztere, aus den Klöstern und den bischöflichen Unterrichtsanstalten hervorgegangen, war früher

nicht ohne Verdienst, allein wie ihr Ursprung, die Kirche, im Laufe der Zeit ausgeartet. Das Studium der lateinischen und griechischen Klassiker erhielt damals neuen Aufschwung, welchen diese Humanisten beförderten. Die Scholastiker hingen der orthodoxen Lehre eifrig an, während die Humanisten Anhänger der Reform waren. Daher mußte zwischen beiden ein heftiger Kampf entstehen. Namen wie Reuchlin, Erasmus, Celtes, Brandt, Pirkheimer sind bekannt. Vor Allen aber zeichnete sich Ulrich von Hutten aus und gab durch seine berühmten „Briefe unbekannter Männer" bei dem Streite den Ausschlag. Solche Männer begrüßten daher freudig unseren Luther, welcher der römischen Kurie sich zu widersetzen wagte. Alle Gutgesinnten in den verschiedenen Theilen Deutschlands verkündeten das Lob des entschlossenen Mannes, und die Humanisten erblickten in ihm einen willkommenen Beistand wider die Barbarei der Scholastik; denn mit dieser ward der Reformator schon zu Augsburg in Händel verwickelt.

Pabst Leo X., welcher über die Wendung der Dinge unruhig wurde, suchte den kühnen Augustinermönch in der Güte zu beschwichtigen. Zu dem Ende sandte er seinen vertrauten Kammerherrn, Karl von Miltiz, nach Sachsen, um den Kurfürsten durch Ueberreichung der geweihten goldenen Rose, eines hochgeachteten Geschenkes des Papstes, zu gewinnen, und zugleich mit Dr. Martin Luther Frieden zu schließen. Miltiz benahm sich mit großer Einsicht und Mäßigung und brachte den Reformator durch gute Worte wirklich zu dem Versprechen des Stillschweigens in dem Streite, sofern auch seine Gegner schweigen würden. Obwohl dieser Vergleich der herrschenden Kirchenpartei sehr günstig war, so wollten sich die verstocktesten Anhänger der Kurie dennoch nicht damit begnügen, sondern sich öffentlich als Sieger über den Neuerer zeigen. Dr. Eck, der hartnäckigste Widersacher Luther's, hatte diesen in Augsburg besucht, und durch verstellte Freundlichkeit sich erboten, die Streitfrage in einer Disputation mit Dr. Andreas

Bodenstein aus Karlstadt, Professor in Wittenberg zu erörtern. (Karlstadt schlechtweg nannte sich dieser später selbst, so wie es überhaupt zu jener Zeit unter den Gelehrten üblich war, den eigenen deutschen Namen in's Lateinische oder Griechische zu übersetzen oder einen beliebigen fremden anzunehmen; so übersetzte Philipp Schwarzerde seinen Namen in's Griechische und nannte sich Melanchton). Luther nahm diesen Vorschlag bereitwillig an, und da auch Bodenstein einwilligte, so wurde die Disputation am 27. Juni 1519 in Leipzig eröffnet. Zuerst sprach Karlstadt, dann aber auch Luther, und bei dieser Gelegenheit gab Letzterer die wichtige Erklärung ab, daß verschiedene Lehren von Huß der heiligen Schrift gemäß, also mit Unrecht, verurtheilt worden seien. Hierin lag der erste Schritt zum offenen Bruch mit dem Papstthum, und von jetzt an ging das Reformationswerk mit raschen Schritten seinem Ziele entgegen.

Bei Gelegenheit des Zwiegesprächs in Leipzig ergab sich Luther tiefen und umfassenden Forschungen, um für seine aufgestellten Sätze Beweise in der Schrift zu sammeln. Dadurch entdeckte er von Schritt zu Schritt neue Irrthümer in der Lehre der Kurie, und nun ging im Innern des Reformators allmählig eine große Veränderung vor. — Bis jetzt hielt derselbe das Papstthum selbst mit dem wahren Geist des Christenthums keineswegs für unverträglich, sondern er hing ihm dem Wesen nach aufrichtig an, und drang nur bei einzelnen Gegenständen auf andere Lehren. Nunmehr gelangte er aber nach und nach zu der Ueberzeugung, daß das Papstthum schriftgemäß überhaupt unhaltbar sei, und daß die wahre Religion keineswegs durch eine Reform der Kirche an Haupt und Gliedern, sondern vielmehr nur durch Entfernung des sichtbaren Hauptes, sohin durch Aufhebung des Papstthums mit allen ihm angehörenden Lehren und Einrichtungen, hergestellt werden könne.

Dr. Martin Luther prüfte sich lange, ehe er das entscheidende Wort aussprach; indessen seine Haltung

wurde von Tag zu Tag kühner. Endlich erschien im Juni 1520 ein Aufruf des Reformators an den deutschen Adel, welcher das Papstthum in seinen wesentlichsten Stützpunkten angriff und zu einer ganz neuen Lehre den Grundstein legen mußte. Luther stellte nämlich zunächst den Satz auf: daß alle Christen durch die Taufe zu Priestern geweiht worden, und daß im Nothfall jeder Christ taufen und absolviren könne. Daraus zog er folgerichtig die Schlüsse: nicht dem Papst allein, sondern der ganzen christlichen Gemeinde steht das Recht der Auslegung der Schrift zu, das Recht zu lösen und zu binden. Nachdem hierauf die weltliche Pracht der Päpste gerügt wurde, so folgte die Aufforderung, daß man der römischen Kurie das Einziehen der Annaten (jährlichen Beiträge) von Seiten der Reichsgewalt nicht mehr gestatten möge. Hiernächst erhob sich der starke Mann gegen die Beschimpfung der Reichsgewalt durch den Papst mit einer Kraft, welche gegen das Benehmen Kaiser Friedrichs I. und Ludwigs des Baiern einen auffallenden Kontrast bildete. Er erklärte, daß „der Papst über den Kaiser keine Gewalt habe, daß ja nicht die teuflische Hoffart fürder zugelassen werde, daß der Kaiser des Papstes Füße küsse, oder zu seinen Füßen sitze, oder wie man sagt, ihm den Stegreif halte, und den Zaum seines Maulpferdes, wenn er aufsitzt zu reiten." In der Entschiedenheit der Gesinnung von Schritt zu Schritt zunehmend, erklärte sich Dr. Martin Luther hierauf gegen die Wallfahrten, das Verbot der Priesterehe, die Bettelklöster, die Jahrtage, Begängnisse und Seelenmessen, den Zwang zu Fasten und alle Brüderschaften. Zugleich tadelte der gerechte Mann mit entschiedenem Nachdruck das Verfahren der Kirchenversammlung wider Johannes Huß. „Von Buben" rief er aus, „ließ sich Kaiser Sigismund zur Brechung des freien Geleites verführen; denn auch dem Ketzer muß man Wort und Treue halten." Hierbei gab der Reformator auch die merkwürdige Erklärung ab, „daß man Ketzer blos durch Gründe und nicht mit Feuer über-

winden könne." So war denn der Grundsatz der freien Forschung ausgesprochen. Endlich nannte Luther den Papst geradezu den Antichrist und verlangte die Vertilgung des gesammten päpstlichen Rechts.

Eine solche Kühnheit war bis dahin noch nicht erlebt worden, da selbst Huß und Hieronymus ungleich zurückhaltender sich aussprachen, oder doch wenigstens den Papst nicht so ungestüm angriffen. Die Kurie wollte daher mit der Ausrottung des neuen Ketzers nicht mehr länger zögern, sondern gab Befehl, die bereits am 15. Juni 1520 gegen Luther erlassene Verurtheilungsbulle in Deutschland zum Vollzug zu bringen.

Um schnell zum Ziele zu gelangen, hatte man den Todfeind des Verurtheilten, Dr. Eck in Ingolstadt, mit der Verbreitung der Bulle beauftragt; allein jetzt zeigten sich die Einwirkungen der Vorläufer der Reformation, so wie der Lehren Luther's selbst; denn das deutsche Volk nahm die päpstlichen Befehle an verschiedenen Orten mit Unwillen auf. Ja, Dr. Eck gerieth in Sachsen bei Verbreitung seines Urtheils sogar in Lebensgefahr und mußte sein Heil in eiliger Flucht suchen. Nunmehr bemühte sich die Kurie, vornehmlich den Landesherrn Luther's, den Kurfürsten Friedrich den Weisen von Sachsen zur Einschreitung wider den Verurtheilten zu bewegen. Schon nach der Verhandlung in Augsburg hatte der Kardinallegat an Friedrich geschrieben und ihn ersucht, den ketzerischen Mönch nach Rom zu schicken, oder wenigstens aus dem Lande zu jagen. Indessen der Kurfürst war durch verschiedene Gründe bewogen worden, dem Ansinnen nicht zu entsprechen. Die neue Universität Wittenberg machte ihrem Stifter, Friedrich dem Weisen, große Freude und dieser hegte den sehnlichen Wunsch, sie gedeihen zu sehen. Einer ihrer berühmtesten Lehrer war aber Dr. Martin Luther, und während der Verhandlung in Augsburg erklärte der Rektor der Universität, daß der Verlust eines solchen Mannes der Anstalt unersetzlichen Schaden zufügen werde, denn „so er wegkäme, würde die Univer-

stität bei menschlichen Gedenken diesen Schaden nicht überwinden und überaus viel Studenten und guter Leute verlieren." Solches Ansehen, solche Liebe hatte sich Luther in wenig Jahren erworben. Auch bei den Vergleichsversuchen Karl's von Miltiz verwandte sich die Universität sehr warm für Luther, und am 22. November 1518 bat dieselbe den Kurfürsten von Sachsen um Fürsprache bei dem Papst, daß Dr. Martin ohne Widerlegung durch die Schrift nicht zum Widerruf seiner Lehren gezwungen werde. Friedrich der Weise war unter solchen Umständen freilich zur Beschützung Luther's geneigt; allein einestheils fürchtete er einen Bruch mit dem Papst und anderntheils hätte er um keinen Preis eine Irrlehre begünstigen wollen. Er zog daher den gelehrten Erasmus von Rotterdam zu Rathe, auf dessen Urtheil er sehr viel hielt. Der Ausspruch jenes gebildeten Theologen war günstig für Luther, er schrieb nämlich unter anderem an Friedrich, „daß die Schriften Luther's von den guten und gelehrten Männern mit dem größten Beifall aufgenommen und gelesen worden seien, daß auch sein Lebenswandel von Niemanden getadelt werde, und daß er gleich frei sei von Habsucht sowohl, als von Ehrgeiz." Der Kurfürst Friedrich entschied sich nun, keine Verfolgung des Reformators zu dulden. Er antwortete daher dem Kardinal Cajetan, daß er seinen Anträgen nicht entsprechen könne, bis man den Angeklagten der Ketzerei wirklich überwiesen habe. Am 8. Juli 1520 schrieb der Papst Leo X. selbst an den Kurfürsten, und ersuchte ihn, nach fruchtlosem Verlauf der 60tägigen Frist, die dem Reformator in der Verdammungsbulle zum Widerruf vorgesteckt worden war, den Dr. Martin Luther als Ketzer gefänglich einzuziehen und bis auf weitere Verfügung der römischen Kurie zu verwahren. Friedrich der Weise, gestützt auf ein zweites Gutachten von Erasmus, erklärte aber auch dem Papste selbst, daß er vor einer Widerlegung Luther's keine Verfolgung desselben zugeben könne, sohin auf eine gründliche und unbefangene Untersuchung der streitigen Lehren dringen

müsse. So entging der Reformator glücklich der ersten und größten Gefahr, und vorzüglich hierdurch wurde das wichtige Werk gerettet, denn insofern Luther den Schutz des Kurfürsten durch Verläumdung oder auf sonst eine Art verloren hätte und in die Hände seiner Feinde gefallen wäre, so würde er wie Huß sogleich hingerichtet worden sein. Da aber Männer wie Luther nur nach Jahrhunderten wiederkehren, so lag denn Alles daran, daß er nur anfangs nicht sogleich geopfert werde. Solches verhinderte die Freisinnigkeit des Erasmus, und dieser gelehrte Mann wurde hierdurch ein vorzügliches Werkzeug, ja gewissermaßen der Retter der Reformation. Nach der Verwerfung der päpstlichen Anträge in Sachsen bot die Kurie Alles auf, um der Verdammungsbulle in anderen deutschen Landschaften Anerkennung zu verschaffen.

Luther hatte indessen auch seinerseits Schritte gethan, um seiner Lehre Geltung zu verschaffen. Er schrieb an den neuerwählten Kaiser Karl V.: „zuerst bitte er um Verzeihung, daß er, ein Mann so geringen Standes, an einen so großen Fürsten schreibe; doch die Ursache, warum er es thue, sei wichtig und nur so, wie sie mit dem Ruhme Christi vereinbar sei: er habe einige Schriften herausgegeben, welche von Vielen für einen beleidigenden Angriff angesehen worden seien; doch ohne seine Schuld, denn er sei von seinen Gegnern wider Willen zu solchem Streite gezwungen worden. Viel lieber wäre er verborgen geblieben, allein es sei sein vorzügliches und einziges Streben, daß die reine Lehre des Evangeliums von den falschen Satzungen der Menschen geläutert werde, was viele tüchtige und gelehrte Männer ihm bezeugen könnten. Dies sei sonderbarer Weise die Ursache des Hasses, der Entrüstung, der Gefahren, der Schmähungen und Nachstellungen, welche nun seit drei Jahren gäng und gäbe seien. Er habe nichts unterlassen, um die Sache beizulegen. Allein je öfter er Friedensbedingungen vorgeschlagen habe, desto wüthender seien die Gegner geworden. Oft und vielfach habe er sie aufgefordert, doch Besseres

zu lehren, wenn er irrlehre; allein außer schmählichen Schimpfreden hätten sie nichts zu erwidern vermocht und dadurch gezeigt, wie sie sich selbst und das Evangelium vernichten. Daher wolle er zum obersten Heilmittel greifen und nach dem Beispiele des Athanasius zu ihm flüchten, als dem Altar und Hort des Rechtes. Er wolle ihn bitten, daß er der Beschützer der christlichen Lehre werde, daß er ihn gegen jede Gewalt und Beleidigung vertheidige, aus welcher Ursache sie auch entspringen möge; dagegen verlange er keinen Schutz, sobald er überwiesen werde, daß er eine falsche Lehre predige. Er verlange nur, daß sie geprüft werde, ehe man etwas gegen sie verkündige; dies gehöre zu des Kaisers Pflicht, und dazu sei ihm die höchste Gewalt von Gott gegeben, damit er das Recht streng handhabe und den Schwachen und Gebrechlichen gegen die Unbilden der Mächtigen beschütze."

In demselben Sinne schrieb er an alle Orden, auch an den Bischof von Merseburg nnd den Erzbischof Albert von Mainz. Letzterer antwortete ihm ziemlich freundlich: „er freue sich, daß Dr. Martinus nicht halsstarrig auf seiner Lehre beharre, sondern nachgeben wolle, wenn man ihn eines bessern belehre; er selbst habe noch nicht Zeit gehabt, die Schriften Luther's zu durchlesen. Am besten könnte man die Sache aber der Entscheidung derer überlassen, welche kompetent sind." Zugleich veröffentlichte Luther mehrere Streitschriften, worin er das Papstthum mehr und mehr in seinem Fundamente angriff. Cölibat, Wallfahrten, Seelenmessen und Anderes hatte er schon früher bestritten, nun aber bekämpfte er auch die Sakramente der Kirche, indem er nur drei annahm, die Taufe, die Beichte und das Abendmahl. Endlich wiederholte er seine Berufung an eine Kirchenversammlung. Die römische Kurie machte inzwischen unausgesetzt die äußersten Anstrengungen, um Luther zu verderben, und ließ zuletzt auch noch seine Bücher verbrennen. Dies, in Verbindung mit dem Bannstrahle des Papstes, brachte Dr. Martin Luther zum Aeußersten.

Zu Wittenberg, am 10. Dezember 1520, nachdem er sämmtliche Studenten zusammenberufen, verbrannte er in Gegenwart einer großen Zahl von Gelehrten und Professoren die päpstlichen Gesetzbücher, so wie die jüngst gegen ihn erlassene Verdammungsbulle. Er erklärte solche für ein Werk des Antichrists und sagte sich vom Papstthum förmlich los.

Als die Frist, welche dem Reformator Dr. Martin Luther in der Bulle Leo's X. vom 15. Juni 1520 zum Widerruf vorgesteckt worden, fruchtlos verstrichen, und alle Versuche zur Beschwichtigung der neuen Lehre fehlgeschlagen waren, so wurden in einer zweiten Bulle vom 3. Januar 1521 Dr. Martin Luther und dessen Anhänger mit dem Banne belegt und alle Strafen der Ketzerei wider sie ausgesprochen. Es war um diese Zeit eine Reichsversammlung nach Worms beschieden worden; auf derselben sollten nun die Lehren Luther's geprüft und der Entscheidung des Reichstages unterworfen werden. Der päpstliche Legat Leander stellte daher bei der Reichsversammlung den Antrag zur Vollziehung des päpstlichen Urtheils. Durch den Einfluß des Kurfürsten Friedrich von Sachsen wurde jedoch der Kaiser zu dem Ausspruch bewogen, daß dem Angeklagten vor Allem erst das rechtliche Gehör verstattet werden müsse, ja die Reichsversammlung beschloß sogar, die Untersuchung selbst zu führen, und zu dem Ende Luther vor ihre Schranken zu fordern. Nachdem die Ladung ergangen war, erhielt, wie einst Johannes Huß, so auch Dr. Martin Luther vom Kaiser das freie Geleit in der Art, daß er unangetastet von Wittenberg nach Worms reisen und nach Hause zurückkehren dürfe. Auch die Fürsten verbürgten die persönliche Sicherheit des Reformators, und so machte sich dieser getrost auf den Weg. Dr. Martin Luther reiste in Begleitung eines Ehrenholdes und einiger Reisigen, welche ihm die Reichsversammlung zu seinem Schutze gesendet hatte. Während der Reise zeigte sich,

wie sehr schon der Ruf des kühnen Mannes verbreitet war; denn das Volk strömte häufig herbei, um ihn zu sehen. Trotz des freien Geleites ging Luther einen schweren Gang, da es bekannt war, wie oft die Hinterlist der starren Kirchenpartei die klarsten und bestimmtesten Urkunden zum Verderben ihrer Gegner zu verdrehen wußte. Im gegebenen Falle lagen aber noch besondere Verdachtsgründe in der Mitte, indem vor der Ankunft Luther's in Worms seine Bücher durch öffentlichen Anschlag verboten wurden. Seine Freunde in Oppenheim riethen ihm daher bei seiner Ankunft daselbst, daß er sich nicht nach Worms wagen möge; doch Luther war mit hohem Muth und wahrer innerer Freudigkeit erfüllt. Schon in mehreren Briefen, die er unterwegs schrieb, hatte sich der feste Entschluß ausgedrückt, auf jede Gefahr hin die Wahrheit seiner Lehre zu vertheidigen, und so gab er denn den warnenden Freunden die mannhafte Antwort: „Wolan! weil ich erfoddert und berufen bin, so hab ich bei mir gewiß beschlossen, hinein zu ziehen, im Namen des Herrn Jesu Christi, wenn ich gleich wüßt, daß so viel Teufel drinnen weren, als Ziegel auf den Dechern sind.“ Die Persönlichkeit des denkwürdigen Mannes tritt demnach allmählich deutlicher hervor: hoher, entschlossener Muth, Unbeugsamkeit des Willens, freudige Bereitwilligkeit zur Hingebung, felsenfestes Vertrauen auf den Sieg der Wahrheit, und außer allen diesen Eigenschaften eine seltene Kraft und Eigenthümlichkeit der Sprache! Am 16. April 1521 ritt der Reformator an der Seite Kaspar Sturm's, des Ehrenholdes, welcher ihn von Wittenberg bis Worms geleitet hatte, in letzterer Stadt ein. Er nahm seine Herberge im deutschen Hof, und dieser war nun bald von Gästen überfüllt; denn es fanden sich noch am nämlichen Tage bis tief in die Nacht viele Grafen, Ritter und Geistliche ein, um Dr. Martin Luther zu sprechen. Am andern Morgen (17. April 1521) erschien Ulrich von Pappenheim, des Reichs Erbmarschall, im deutschen Hof und

überbrachte dem Reformator die schriftliche Ladung: Nachmittags vier Uhr vor dem Kaiser, den Fürsten und den übrigen Ständen des Reichs zu erscheinen und anzuhören, warum und wozu er berufen sei. Luther nahm den Befehl der Reichsversammlung mit Ehrerbietung auf und erklärte seine Bereitwilligkeit, ihm Gehorsam zu leisten. Zur bestimmten Stunde wurde er daher von dem Erbmarschall Ulrich von Pappenheim und dem Ehrenhold Kaspar Sturm in die Herberge des Pfalzgrafen bei Rhein und von da in heimlichen Gängen auf das Rathhaus geleitet. Der Augenblick war inhaltschwer; schon stieg das Volk in Worms auf die Dächer, um den Reformator zu sehen. Ehe er in den Saal eintrat, klopfte der berühmte Krieger und Feldherr Georg von Frundsberg, welcher Luther'n wohlgeneigt war, demselben auf die Schulter und sprach die bedeutungsvollen Worte: „Mönchlein, Mönchlein, du gehst einen schweren Gang; so viele Schlachten ich auch schon geschlagen, so habe ich doch keinen schwereren gethan." In feierlicher Stille empfing die Reichsversammlung den vorgeladenen Mönch; Kaiser Karl V. saß mit dem Scepter in der Hand auf dem Kaiserthrone, umgeben von seinen Räthen; die Kurfürsten zeigten sich im Schmuck ihrer Würde, die Fürsten, Grafen, Freiherrn und die Abgeordneten der Reichsstädte dagegen in der prachtvollen Kleidung ihres Standes; über 200 Fürsten und Herren waren zugegen; die Großartigkeit und der Glanz der Versammlung schien darum den armen Angeklagten betäuben zu müssen und ihn nothwendig in Befangenheit zu versetzen. Um den Eindruck der gewaltigen Scene noch zu erhöhen, bedeutete der Erbmarschall von Pappenheim dem Angeklagten bei der Ankunft vor den Schranken, daß er nicht sprechen dürfe, er würde denn gefragt. Einen Augenblick maß das Auge des Kaisers, der Fürsten, Grafen und Herren in Todesstille den Mann, welcher als Angeklagter vor der Reichsversammlung stand; dann nahm Dr. Johann Eck, kaiserlicher Orator und Offizial des Kurfürsten von Trier, (nicht zu verwechseln mit dem Prokanzler in In-

golstadt) das Wort, indem er erst in lateinischer, und dann in deutscher Sprache dem Angeklagten die beiden Fragen vorlegte:

1) Ob er die unter seinem Namen gedruckten Schriften (man zeigte eine Sammlung aller bis dahin erschienenen Bücher Luther's vor) als die seinigen anerkenne?

2) Ob er den Inhalt derselben widerrufen oder darauf beharren wolle?

In den Romanen stirbt sich's leicht für die Wahrheit, schnellfertig traut sich nach ihnen Jeder eine solche That zu; doch die ernste Wirklichkeit haucht etwas andere Gefühle ein, und auch die gewaltigste Kraft fühlt ihre Pulse stärker und banger schlagen, wenn die Stunde der Prüfung erscheint. Die größten Männer scheuen sich in solchen Augenblicken nicht, die Bitterkeit des Todes, die Schmerzen der Hingebung zu gestehen, auch Jesus rief: „Ist's möglich, Vater, so lasse den bittern Kelch an mir vorübergehn." Wir finden es nur menschlich, nicht schwach, wenn ein Gleiches bei folgenden Märtyrern hervor trat, ja es erhöht durch die Offenbarung des Seelenkampfes, welcher der Aufopferung vorausging, noch die Größe der That. Schwerer noch, als der Tod selbst, sind aber die Vorbereitungen desselben, die Verhöre in öffentlicher feierlicher Versammlung, und die stärkste Seele fühlt für Augenblicke einen überwältigenden Eindruck derselben. Mochte nun Luther von solchen Empfindungen durchdrungen sein, als nach der Anrede des Dr. Eck die tiefe Stille der Reichsversammlung zurückkehrte, oder mochte er noch eine letzte ernste Prüfung seiner Ueberzeugung wünschen: genug, — er bat in Beziehung auf die zweite Frage um Bedenkzeit, wogegen er die ihm vorgezeigten Schriften bereitwillig als die seinigen anerkannte. Man gewährte ihm einen Aufschub von 24 Stunden und am 18. April 1521 Abends 6 Uhr stand der Reformator abermals vor den Schranken der Reichsversammlung. Nachdem ihn Dr. Eck aufgefordert hatte, seine Antwort auf die gestern

vorgelegten Fragen jetzt klar und bestimmt abzugeben, hielt Luther an die glänzende Versammlung folgende Anrede:

„Gehorsam der Verfassung meines Vaterlandes erscheine ich vor Kaiser und Reich, um wegen einer Anklage mich zu verantworten. Ein Mann aus dem Volke, erzogen in klösterlicher Einsamkeit, nicht gewöhnt an die Zierlichkeit der Höfe, Feierlichkeit der Fürstenversammlung, kenne ich die Gebräuche und feinere Sitte des höheren Anstandes nicht; wo ich daher gegen sie aus Einfalt verstoße, möge man mir es zu Gnaden halten. In der Sache selbst wiederhole ich zuvörderst das Anerkenntniß der mir vorgelegten Schriften, soferne sie nicht etwa von Mißgünstigen arglistig verfälscht worden sind. Was hingegen den geforderten Widerruf anbetrifft, so muß zwischen demjenigen Theil meiner Schriften unterschieden werden, welcher die Sache, und demjenigen, welcher bloße Persönlichkeiten betrifft. Jene kann ich weder widerrufen, noch ermäßigen oder einschränken; denn sie enthalten nur Wahrheit, und Verläugnung der Wahrheit ist ein Verbrechen am Menschengeschlecht. In den Streitschriften gegen die Vertheidiger der römischen Tyrannei bin ich hingegen allerdings heftiger und schärfer gewesen, als es meinem Stande gebührt; doch so aufrichtig ich meinen Fehler bekenne, so vermag ich gleichwohl auch von den Streitschriften nichts zu widerrufen, weil man dies nur zur Erneuerung und Befestigung der Tyrannei benützen würde." — Besonders rührend war die Erklärung des Reformators, daß er den Streit nicht aus persönlichem Interesse, sondern aus Gemeinsinn unternommen habe. „Um der deutschen Nation, meinem lieben Vaterland meinen schuldigen Dienst nicht zu entziehen," so lautete die wörtliche Aeußerung Luther's.

Mit fester Stimme, mit Muth und Entschlossenheit gab der Reformator diese Erklärung ab, doch er vermied dabei alle Heftigkeit und sprach ruhig und bescheiden. Als er geendet hatte, erklärte der Offizial, daß die Verhandlung keine Disputation oder Erörterung von Glau-

bensſätzen, ſondern einfach den Widerruf der Luther'ſchen Schriften zum Zweck habe, daß ſohin die Rede des Angeklagten an die Frage nicht ſtreng genug ſich halte. Darum möge er eine einfache und beſtimmte Antwort ertheilen. Nun regte ſich in dem Angeklagten die angeborne Kraft ſeiner Gemüthsart, die Energie ſeines Charakters, der heilige Zorn der Begeiſterung, die Flammen der Feuerſeele ſprühten empor, mit erhabenem Stolz richtete ſich der Reformator auf, und mit funkelnden Augen und glühenden Wangen ſprach er:

„Weil denn Euer kaiſerlichen Majeſtät, kurfürſtlichen und fürſtlichen Gnaden eine ſchlechte, einfältige, richtige Antwort begehren, ſo wil ich die geben, ſo weder Hörner noch Zehne haben ſol. Nemlich alſo: Es ſey denn, daß ich mit Zeugniſſen der heiligen Schrift oder mit öffentlichen, klaren und hellen Gründen und Urſachen überwunden und überweiſet werde, ſo kan und wil ich nichts widerruffen. Hie ſtehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir Amen!"

Erſchütternd drang dieſe Ergießung eines begeiſterten Gemüthes, die edle Sprache eines entſchloſſenen Vertheidigers der Wahrheit in die Herzen aller Anweſenden, mit dem Ausdruck der Verwunderung beugten die Großen des Reiches ſich vor, jede Sylbe erhaſchend, die den Lippen des ſtürmiſchen Redners entſtrömte. Selbſt einzelne Widerſacher zeigten ſich bewegt, und überwältigend erſchien überhaupt die Feierlichkeit des Augenblicks. Wer iſt der Mönch, der einſam und allein an den Stützpunkten tauſendjähriger Macht rüttelt, an der Gewalt über Leib und Gewiſſen? Wo ſind die Streitkräfte, mit denen er den Krieg gegen den ſtählernen Arm der ſtolzen Kirche beginnt, wo ſind ſeine Heere, ſeine feſten Schlöſſer, ſeine Schätze? Einſam ſteht er auf dem Kampfplatz, ſeine Streitkräfte ſind das Wort, ſeine Burgen die Gerechtigkeit und Heiligkeit ſeiner Sache, ſeine Schätze die überfließende Beredſamkeit, die unverſiegbare Weisheit, ſein Schild der tiefe Glaube, die innere Erleuchtung, das prophetiſche Vorgefühl des unaufhaltſamen Sieges ſeiner Unterneh-

mung, das Bewußtsein endlich, daß diese nicht seine, sondern Gottes Angelegenheit, die Angelegenheit der Weltordnung sei! Doch welch' blendender Glanz war es, welche einschüchternde Schaustellung der Herrschergröße, als das Auge der Fürsten prüfend auf dem Antlitz des Reformators lag! Und erblindet er nicht durch den Glanz, wankt er nicht vor dem Gewicht der ungeheueren Macht, die er jetzt erst von Angesicht zu Angesicht steht, vermag das Ungewohnte seiner Lage, die imponirende Würde einer Reichsversammlung, die entsetzliche Ruhe und Stille des Augenblicks, nicht den einfachen, verlassenen, schüchternen Sohn des Volks zu erschüttern? Ja, der Glanz blendet ihn für einen Augenblick, (Bitte um Bedenkzeit) doch nur für einen Augenblick; dann faßt er sich und mit ruhiger, doch unbeugsamer Entschlossenheit steht der Held vor Kaiser und Reich, wegweisend jeden Widerruf, jede Versöhnung, jede Vermittlung. Da steht der Heros, wie die Ahnung von Andreas Proles ihn nannte und zeichnete, da ist er, von Furcht ebensoweit entfernt, als Uebermuth, in ihm seht ihr nun den Fels, auf dem die Zukunft Deutschlands sich aufbauen sollte, und er steht unbeugsam und unerschütterlich für immer! Jetzt fällt das Licht der Erkenntniß in das Auge manches Mächtigen, nun weiß man, wer der Mann ist, der das Unglaubliche unternommen, jetzt fühlt man allmählich die ganze schwere Bedeutung der Sache!

Als Dr. Martin Luther nach dem Verhöre vom 18. April 1521 in seine Wohnung zurück geleitet worden war, wurde das Zuströmen von Fürsten, Grafen, Freiherrn und Edlen, welche ihn besuchten, noch größer und heftig drängte sich auch das Volk hervor, um den Widersacher des Papstes zu sehen. Am 3. Tage (19. April 1521) versammelten sich die Stände des Reichs, um über die Urtheilfällung zu berathen. In ihrer Mitte erschien eine Botschaft des Kaisers Karl V., welcher den schriftlichen Antrag überbrachte: „den römischen Stuhl in Schutz zu nehmen, daher die Lehre Luther's zu verdammen, und den Neuerer sowie alle Anhänger

desselben mit der Reichsacht zu belegen, doch das gegebene freie Geleit nicht zu brechen, sondern für die sichere Rückkehr des Verurtheilten nach Wittenberg zu sorgen." Die Stände beriethen über diesen Antrag vom 19. bis 20. April, traten ihm aber alsdann bei. Nachdem hierauf der Erzbischof von Trier und einige andere Fürsten in Auftrag des Kaisers noch mehrere Tage mit dem Reformator unterhandelt und vergeblich die größten Anstrengungen gemacht hatten, denselben zum Widerruf zu bewegen, so wurde ihm endlich das Urtheil der Reichsversammlung am 25. April mit dem Bedeuten eröffnet, daß ihm zur Rückreise unter sicherem Geleite eine Frist von 20 Tagen gestattet sei, daß er unterwegs aber weder durch Predigen, noch durch Schreiben das Volk aufregen dürfe. Am anderen Tag, den 26. April 1521, verließ Luther die Reichsstadt Worms, um nach Wittenberg zurückzukehren. Es begleitete ihn abermals der Ehrenhold Kaspar Sturm, welcher nur einige Stunden später von Worms abgereist und schon in Oppenheim wieder bei dem Zug eingetroffen war. Indessen der Kurfürst Friedrich von Sachsen traute selbst dem freien Geleite nicht, sondern ließ den Reformator unter dem Schein eines bewaffneten Ueberfalls aufheben und nach der Feste Wartburg in Sicherheit bringen. Dieser war damit einverstanden, wie sich aus einem Brief an den berühmten Maler Meister Lukas Cranach in Wittenberg ergibt.

Dr. Martin Luther war verschollen, nur Vertraute wußten um das Geheimniß seines Aufenthalts, und im Volke gingen über sein Schicksal nach dem Reichstage vielfache widersprechende Gerüchte um; doch seine Lehre lebte bereits in den Herzen vieler Deutschen, und die Abneigung gegen Rom ergriff allmählig einen weiten Kreis. Karl V. dachte geringschätzend von dem Reformator und hielt die religiöse Bewegung in Deutschland überhaupt nicht für so wichtig; wie die römische Kurie

glaubte er vielmehr, daß es nur der Aechtung Luther's und seiner Anhänger bedürfe, um den ganzen Streit niederzuschlagen. Gestützt auf die Zustimmung der Reichsversammlung erließ er daher schon am 8. Mai 1521 in Worms eine Verordnung, wodurch 1) Dr. Martin Luther, als Ketzer und ausgestoßenes Glied der Kirche, mit der Reichsacht belegt, 2) bei Strafe der Acht die Aufnahme desselben untersagt, und dafür im Fall der Betretung die Verhaftung und Auslieferung an den Kaiser geboten wurde, 3) bei derselben Strafe die Verbreitung seiner Bücher verboten, und endlich 4) vorgeschrieben wurde, daß von nun an weder ein Drucker noch ein Anderer Bücher theologischen Inhalts ohne Erlaubniß der Ordinarien des betreffenden Orts oder deren Stellvertreter drucken dürfe. So sollte denn durch päpstlichen Einfluß Deutschland der Geistesfreiheit beraubt und dem Druck der Censur unterworfen werden! Bemerkenswerth ist ferner, daß die Censur nicht blos über Bücher, sondern auch über Bilder angeordnet worden ist. Dies gewährt die tiefsten Blicke in die große geistige Bewegung jener Zeit, da die Ausdehnung der Censur über Gemälde ihre Veranlassung ohne allen Zweifel in Karrikaturen hatte, welche zur Verspottung des alten Systems in Umlauf gesetzt wurden. Krampfhaft kämpfte sohin die Gewalt für ihr Dasein. Dies zeigt besonders eine Maßregel, welche Karl V. gegen die Anhänger des Reformators beobachtet wissen wollte; denn man sollte sie niederwerfen, ihrer Güter berauben und diese in eigenen Nutzen verwenden. Bei dem Geist der Zeit, welcher am Rauben ohnehin so großes Gefallen fand, konnte jene Aufforderung des Kaisers zur Ausplünderung der Anhänger Luther's gefährliche Folgen nach sich ziehen. Indessen die reformatorischen Ideen waren im Volke schon zu tief gewurzelt; die Verordnung des Reichsoberhauptes brachte daher gerade die entgegengesetzte Wirkung hervor, d. h. sie erregte das Volk wider das veraltete System. Zunächst äußerten sich jedoch die Folgen des Wormser Ediktes oder Ausschreibens in politischer Be-

ziehung. Die Reichsversammlung wollte nach der Verurtheilung Luther's (20. April 1521) nicht weiter mit ihm unterhandeln, sondern den Geächteten schon am 21. April entlassen; allein in Worms wurde plötzlich eine Schrift auf öffentlichem Markte angeschlagen, daß 400 Ritter zum Schutze des Reformators und beziehungsweise zur Rache sich verbunden hätten, wenn man ihm ein Leid zufügen sollte. Diese Nachricht erschreckte die Fürsten, obgleich ihr der Kaiser keinen Glauben beizumessen schien, und man machte nun mit Zustimmung des Letztern den oben bemerkten neuen Versuch, eine Versöhnung Luther's mit der Kirche zu Stande zu bringen.

In dieselbe Zeit fällt der Aufstand des armen Konrad in Würtemberg und das Unternehmen Hutten's und Sickingen's, vermittelst der Reichsritterschaft und des niederen Volkes eine Verbesserung der Reichszustände zu ermitteln. Hutten beschloß, die Unternehmung Luther's zum Mittelpunkte seiner Bestrebungen für Deutschland zu machen. „Es lebe die Freiheit!" schrieb er in seinem ersten Briefe an Luther; „lasset uns die öffentliche Freiheit erringen," heißt es in einem andern, „wollen wir unser unterdrücktes Vaterland befreien," in einem dritten. Je größer aber die Hoffnungen waren, welche der patriotische fränkische Ritter auf den kirchlichen Reformator setzte, desto größer wurde sein Unwille über die römische Kurie, welche auch das erschienene neue Licht wieder zu ersticken suchte. Entschlossen, mit Luther zu stehen oder zu fallen, bot Ulrich von Hutten nun alle seine Geisteskraft und alle seine Verbindungen auf, um dem kirchlichen Reformator Anhänger zu verschaffen, und durch seinen großen Einfluß bei der humanistischen Richtung wurde diese entschieden zum Kampfe gegen das Papstthum angetrieben. Zugleich bearbeitete er den Adel, suchte den Kaiser, ja selbst die Fürsten zur Beschützung Luther's wider den Papst zu vereinigen. Im Jahre 1520 bot dagegen Sickingen dem kirchlichen Reformator, Dr. Martin Luther, seinen Schutz an. Das Gleiche geschah auch von andern Rittern, und aus vielfältigen

Thatsachen ging überhaupt hervor, daß ein bedeutender Theil des Adels der reformatorischen Richtung gewonnen war. Franz von Sickingen und Ulrich von Hutten faßten nun allmählig den bestimmten und klar durchdachten Plan einer durchgreifenden Staats- und Kirchenveränderung in Deutschland. Derselbe ging dahin: 1) das Papstthum abzuschaffen und auf den Grundlagen der Lehren Luther's eine allgemeine, deutsche Nationalkirche zu gründen; 2) die landesherrliche Macht einzuschränken und durch Erhöhung der kaiserlichen Gewalt eine feste Reichseinheit wieder herzustellen; 3) das römische Recht zu entfernen, und überhaupt die alten, einfachen Sitten der Deutschen zurückzuführen. Brennend vor Eifer, dem kirchlichen Reformator bei der Reichsversammlung den Sieg zu verschaffen, suchte Hutten sowohl auf die Stände, als auf die öffentliche Meinung einzuwirken, indem er beredte Flugschriften zu Gunsten Luther's verbreitete. Als aber aller Anstrengung ohngeachtet das Verdammungsurtheil wider den Reformator ausgesprochen wurde, so fühlte sich Ulrich tief erschüttert, und unwandelbar stand fortan sein Vorsatz, die Waffen zu ergreifen. Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen suchten vor allem für ihr Unternehmen die mittleren und unteren Stände zu gewinnen, und dies schien ihnen auch gelungen zu sein, nachdem sie vielfaches Mißtrauen bekämpft hatten, besonders durch das Auftreten Luther's, dessen Lehre seit dem Reichstage in Worms mit unglaublicher Macht sowohl in den freien Städten, als auch unter den Landleuten um sich gegriffen und eine unbeschreibliche geistige Gährung erregt hatte. Welchen Gang müßte auch das politisch-reformatorische Unternehmen genommen haben, wenn Luther sich mit Sickingen und Hutten verbunden, wenn er die Volksmassen durch seine Beredsamkeit zum allgemeinen furchtbaren Aufstand gebracht hätte? Allein jetzt gerade erklärte sich der kirchliche Reformator gegen jede gewaltsame Staatsveränderung, nun verstand er gerade seine Lehren anders, als alle seine

Anhänger sie ausgelegt hatten; d. h. er wollte nur die Kirche, nicht den Staat reformiren.

Wir haben Luther bisher nur nach den Grundsätzen der Aufklärung und der Freisinnigkeit handeln sehen, wir erblickten ihn hervorragend vor seinen Zeitgenossen; allein jetzt erscheint er plötzlich in einer Weise, welche ihn mit den Prinzipe der Freiheit in Widerspruch und nicht über, sondern fast unter die allgemeine Bildung seiner Zeit stellt. Um diese Handlungsweise einigermaßen aufzuklären, müssen wir etwas tiefer eingehen, als es Raum und Ort eigentlich gestatten.

Als die christliche Religion auftrat, verhielt sie sich zu den damaligen geistigen und sittlichen Zuständen des Menschengeschlechts, wie die Reformation zu dem ausgearteten Ultramontanismus, d. h. sie wollte durch Besserung des inneren Menschen dem Staats- und Sittenverfall steuern. Nach ihrem tiefsten Wesen gehörte sie dem Fortschritt, dem wahren Humanismus an, und in dieser Eigenschaft konnte sie unmöglich der Quelle aller Laster, der Knechtschaft, das Wort reden. In der That widersprechen dem alle Lehren und alle Handlungen Jesu; allein es liegt ein Grundsatz in der christlichen Religion, welcher zwar wahr und schön, ja der größte Vorzug derselben ist, jedoch bei unrichtiger Auffassung auf Irrwege leiten kann. Derselbe besteht darin, daß der Geist über die Materie erhaben sei, daß alle geistigen Interessen vor den materiellen den Vorzug behalten. Je edler ein Volk ist, desto mehr fühlt es sich von der Vorliebe für das Geistige im Gegensatz des Materialismus durchdrungen, und in dem Grade die Entwicklung oder die Zeit eines Volkes besser oder schlechter wird, in demselben Maaße behauptet die geistige Richtung oder der Materialismus die Oberhand. In den kindlichen Zuständen der Nationen nimmt nun das Gefühl des Gegensatzes vom Geistigen und Materiellen eine besondere Färbung an, indem man unter jenem das Leben nach dem Tode und unter diesem das Dasein auf der Erde versteht. In der Religion Jesu, als der edelsten,

ist natürlich auch die geistige Richtung vorherrschend, und der erhabene Lehrer der Völker suchte mit Recht auf sie am meisten hinzuwirken. „Mein Reich ist mehr geistig, als materiell," war sein schöner Wahlspruch; indessen: demselben ward später die Auslegung gegeben, daß alle Hoffnung der Christen auf das Leben nach dem Tode verwiesen werde. Zugleich wurde einigen Bibelsprüchen, worin Bescheidenheit und Friedensliebe unter einem Gleichniß empfohlen wird, die Bedeutung gegeben, daß der Christ in Betracht der ihn erwartenden ewigen Seligkeit alle Mißhandlungen und Beschimpfungen geduldig ertragen solle. Der Charakter und das Verfahren von Jesus beweisen abermals, daß seine Lehren nicht einen solchen Sinn haben konnten, und zwar um so weniger, als sie dann geradezu auf Unsittlichkeit führen mußten. Sie wurden jedoch in Deutschland hin und wieder allerdings von dieser Seite aufgefaßt, und von keinem Religionslehrer entschiedener als von Luther.

Der Reformator faßte nämlich den Unterschied von Geist und Materialismus strenge so auf, daß er unter jenem das Leben nach dem Tode, und unter diesem das irdische Dasein verstand. Er unterschied nämlich zwischen dem himmlischen und dem weltlichen Reiche, und lehrte, daß ersteres in der ewigen Seligkeit, letzteres hingegen in den Freuden sinnlicher Genüsse oder den Gütern der Erde bestehe. Durch einen ganz eigenthümlichen Schluß behauptete er aber, daß himmlisches und weltliches Reich einander ausschließen, daß also Niemand beide erlangen, sondern auf das eine oder das andere verzichten müsse. Man könnte allerdings nachweisen, daß in gewisser Beziehung einiger Sinn dieser Meinung denkbar sei; aber Luther bildete sie so schroff aus, daß er bei seiner gewohnten Folgerichtigkeit nothwendig am Ende auf widersinnige Sätze gerathen mußte. Die größte Eigenthümlichkeit des Reformators bestand darin, daß er niemals vor einer Folgerung erschrack, die mit logischer Nothwendigkeit aus einem Vordersatz hervorging, von dessen Wahrheit er überzeugt war. So brachte er denn

aus dem schroffen Unterschied des himmlischen und weltlichen Reiches Schlüsse hervor, welche dem gebildeten Gefühl peinlich sind. „Der Christ," sagte er, „muß sich, ohne den geringsten Widerstand zu versuchen, geduldig schinden und drücken lassen; weltliche Dinge gehen ihn nicht an, er läßt vielmehr rauben, rennen, drucken, schinden, schaben, fressen und toben, wer da will, denn er ist ein Marterer auf Erden." Am bestimmtesten und klarsten entwickelt aber Luther die bemerkte Lehre in seiner Auslegung des 101 Psalmes. Er unterscheidet dort, wie gewöhnlich, zwischen geistlichem und weltlichem Reich und wiederholt den Ausspruch, daß Gott den Christen das geistliche und den Heiden das weltliche Reich beschieden habe. Letzteres wird nun aber näher bestimmt. Dasselbe soll ein „Fürbild der rechten Seligkeit und des Himmelsreichs" sein, es werden daher nicht blos die äußern Güter des Reichthums und der Macht, sondern sogar die innern Vorzüge des Verstandes und der wissenschaftlichen Geistesbildung dazu gezählt, wie bereits oben bemerkt wurde. Der Reformator sagt mit dürren Worten, daß es in den Staatseinrichtungen, der Gesetzgebung und der Ordnung der gesellschaftlichen Verhältnisse überhaupt nur die Heiden zur Vernunft und Weisheit bringen könnten, die Christen aber alberne, gute, einfältige Schöpse und Schafe seien. Daraus zieht er insbesondere den Schluß, daß die Christen niemals im Stande sein würden, ein eigenes Rechtssystem auszubilden, sondern daß das römische Recht bis an den jüngsten Tag bleiben werde, weil die Leute, welche mit so hoher Vernunft und Verstand begabt gewesen wären, so viele Menschenkenntniß besessen und solche Weisheit in Staatssachen gezeigt hätten, niemals mehr leben würden. Er sagt ferner ausdrücklich, daß die politischen Verhältnisse Deutschlands wohl auch eines Luther's bedürften, daß hierin aber Keiner erstehen werde, weil Gott die Staatssachen nicht so hoch achte, als die religiösen Angelegenheiten; es werde daher die Staatseinrichtung der Deutschen immer bloßes

Flickwerk bleiben. Aus solchen Grundsätzen mußte nun natürlicherweise auch die Lehre fließen, daß der Christ blindlings der Obrigkeit unterworfen sei und sich auch den widerrechtlichen Handlungen derselben niemals widersetzen dürfe. Luther lehrt dies an vielen Stellen bestimmt und deutlich, ja er sagt ausdrücklich, daß gerade hierdurch die Christen sich von den Heiden unterscheiden. „Die Heiden haben hie frisch drein gegriffen und nicht allein billig, sondern auch löblich gehalten, unnütze böse Obrigkeit absetzen, würgen und verjagen. Daher die Griechen auch Kleinod und Geschenke durch öffentliche Gesetze zusprachen den **tyrannicidis**, das ist denen, welche einen Tyrannen erstächen oder umbrächten. Dem haben die Römer in ihrem Keiserthum mächtiglich gefolget und schier das mehrer Teil ihrer Keiser selbst ermordet. Aber das ist nicht genug an solchen Exempeln, denn wir fragen nicht darnach, was die Heiden oder Juden gethan haben, sondern was Recht und billig ist zu thun, nicht allein für Gott im Geist, sondern auch in Göttlicher eußerlicher Ordnung des weltlichen Regiments. Denn wenn gleich noch heute oder morgen ein Volk sich aufmachet und sezet seinen Herrn ab, oder erwürget ihn; wolan das were geschehen, die Herren müssens gewarten, bis Gott so verhinge. Aber daraus folgt noch nicht, daß darum recht und billig gethan sei. Mir ist noch kein solcher Fall vorkommen, daß es billig were. Kann auch jetzt diesmal keinen erdenken. Die Bauern in dem Aufruhr gaben für, die Herren wollten das Evangelium nicht lassen predigen, und schünden die armen Leute. Darumb müßte man sie stürzen. Aber ich hab solches verantwort, daß, obgleich die Herren Unrecht daran thaten, were darumb nicht billig, noch recht, auch Unrecht zu thun, das ist, ungehorsam zu sein und zu zerstören Gottes Ordnung, die nicht unser ist, sondern man solle das Unrecht leiden." Noch schärfer bestimmt Luther in einer andern Stelle den Unterschied zwischen Heiden und Christen, und beweist, daß das Wesen und der eigentlichste Charakter

der christlichen Lehre darin bestehe, zu leiden und zu dulden und ohne den geringsten Widerstand sich mißhandeln zu lassen.

Solche Ansichten waren nicht blos düster, sondern sie verletzten auch die Würde des Menschen und mußten die Völker bei strenger Durchführung elend machen. Was aber die Anschauungs- und Handlungsweise Luther's von dieser Seite in einem noch ungünstigeren Licht darstellt, das ist die auffallende Thatsache, daß seine hier erörterten Lehren auch nicht durch den damaligen Bildungsgrad entschuldigt werden können; denn seine unanständigen Grundsätze über geduldige Ertragung von Mißhandlungen lagen keineswegs in der Zeit, sie standen vielmehr mit dem Geist derselben in geradem Widerspruche. Nach einigen geschichtlichen Anzeigen scheint es, daß die Lehre von der Demuth (dienender Muth [Sinn]) schon bei der Einführung des Christenthums in Deutschland von manchen Priestern nach der Weise Luther's verkündet worden sei. Man würde jedoch irren, wenn man glauben wollte, daß eine solche Lehre nun auch sogleich in das Leben übergegangen wäre und in den Sitten und Handlungen des Volkes sich gezeigt hätte. Selbstständiger Sinn vielmehr, Thatkraft, männlicher Stolz und nicht kriechende Unterwürfigkeit lagen vor der Reformation im Charakter der Deutschen aller Stände.

Da unter diesen Umständen die Lehren Luther's über die Pflicht der Demuth mit dem Bildungsgrade der Zeit nicht entschuldigt werden können, so wird die Denk- und Handlungsweise des Reformators scheinbar räthselhaft; denn man würde sehr irren, wenn man den Widerstand desselben gegen die politische Umgestaltung Deutschlands aus aristokratischen Gesinnungen, Härte des Gemüths oder gar Schmeichelei gegen die Fürsten herleiten wollte. Luther haßte im Gegentheil jede Unterdrückung und war von Seite des Herzens mild und gütig, in Beziehung auf den Charakter aber voll von Unabhängigkeit und furchtloser Wahrheitsliebe. Ge-

gen die Verbesserungen der bürgerlichen Zustände war er allerdings gleichgültiger, als gegen die Reinigung der Religionslehren, und er mußte dies auch sein, weil er aufrichtig glaubte, daß für den Christen die irdische Wohlfahrt keinen Werth habe. Indessen als gerechter und billiger Mann, der er durchaus war, fand er sich durch Bedrückungen des Volks von Seite der Fürsten immer verletzt und tadelte die Letzteren mehr als einmal auf das Heftigste. Im Wesen selbst war er auch der Verbesserung der bürgerlichen Verhältnisse keineswegs entgegen, er hoffte zwar nicht viel davon, doch verlangte er auch in politischer Beziehung Gerechtigkeit. Seine Feinde haben ihm so oft vorgeworfen, daß sein Benehmen hinsichtlich der politischen Richtung heuchelnde Schmeichelei gegen die Fürsten gewesen sei, und auch in neuerer Zeit wird jenes Benehmen, wenn auch aus andern Gründen, bitter getadelt. Um daher ein unparteiisches und tiefer gegründetes Urtheil fassen zu können, muß man auch die Verfahrungsweise Luther's gegen die Fürsten genauer kennen lernen. Wir werden den Widerstand des Reformators gegen die Versuche der politischen Reformatoren bald in der ganzen Härte darlegen müssen, die Luther damals wirklich gezeigt hat, aber auch zeigen mußte; ja in unsrer Zeit wird diese Härte noch größer erscheinen, manches Gemüth erschrecken und das Urtheil über den großen Mann schwankend machen. Es wäre daher offenbare Ungerechtigkeit, wenn man nicht auch das Benehmen Luther's gegen die Fürsten in sein volles ungetrübtes Licht setzen würde. Denn wer nicht aus den eigenen Worten des Reformators sieht, wie wenig er sich vor den Fürsten fürchtete und wie sehr er zugleich jede Bedrückung des Volks verabscheute, den könnte seine Handlungsweise gegen die politisch-reformatorische Richtung leicht irre machen und zu einem unrichtigen Urtheil verleiten. Hören wir daher Luther bei seiner Sprache gegen die Fürsten in seinen eigenen Worten. In einer großen Abhandlung, welche er im Jahre 1523 über die weltliche Macht und,

wie weit man ihr Gehorsam schuldig sei, schrieb, behandelte er die Lehre, daß man auch widerrechtlichen Handlungen der Obrigkeit keinen gewaltsamen Widerstand leisten dürfe, mit besonderer Gründlichkeit, aber eben deßhalb benutzte er auch diese Gelegenheit, um sich über die Fürsten ganz offen und unumwunden auszusprechen. Er schilderte die Herrschsucht, den Eigennutz und die Tyrannei derselben mit äußerstem Freimuth und bemerkte sogar, daß die Fürsten von jeher meistens nur Einfaltspinsel (Narren) oder Bösewichter gewesen seien. Noch härter verfährt Luther mit den Fürsten in seiner Auslegung des 82. Psalmes. Er wirft ihnen dort drei Untugenden vor, und kündigt ihren einstigen Untergang an. In seiner Schrift an den deutschen Adel sagt er: „Ich muß den Fürsten predigen, daß sie nicht blos solche bleiben, sondern auch Christen werden; denn Gott, der Allmächtige, hat unsere Fürsten toll gemacht, daß sie nicht anders meinen, sie mögen thun und gebieten ihren Unterthanen, was sie nur wollen. Und die Unterthanen auch irren und glauben, sie seien schuldig, dem allen zu folgen. Sogar und ganz, daß sie nun angefangen haben, den Leuten zu gebieten, von sich zu thun, glauben und halten, was sie fürgeben. Damit sie sich vermessen, auch in Gottes Stuhl zu sitzen, und die Gewissen und Glauben zu meistern, und nach ihrem tollen Gehirn den heiligen Geist zur Schulen füren. Geben dennoch für, man dürfe es ihnen nicht sagen, und soll sie noch Gnadjunker heißen. Sie schreiben und lassen Zettel ausgehen, der Keiser habs geboten, und wollen christliche gehorsame Fürsten sein. Gerad, als were es ihr Ernst, und man den Schalk hinter ihren Ohren nicht merke. Denn wir sollten wol sehen, wenn ihnen der Keiser ein Schloß oder Stadt nehme, oder sonst etwas unrechts geböte, wie fein sie finden sollten, daß sie dem Keiser widerstünden und nicht gehorsam sein müssen. Nun es aber gilt, den armen Mann schünden und ihren Mutwillen an Gottes Wort büssen, muß es keiserlichen Gebots Gehor-

sam heißen. Solche Leute hieß man vor Zeiten Buben, jetzt muß man sie christliche, gehorsame Fürsten heißen.

Und sollt wissen, daß von Anbeginn der Welt gar ein seltsam Vogel ist umb einen klugen Fürsten, noch viel seltsamer umb einen frommen Fürsten. Sie sind gemeiniglich die größten Narren und die ergesten Buben auf Erden. Darumb man sich allezeit bei ihnen des ergesten versehen, und wenig gutes von ihnen gewarten muß, sonderlich in göttlichen Sachen, die der Seelen Heil belangen. Denn es sind Gottes Stockmeister und Henker, und sein göttlicher Zorn gebraucht ihrer, zu strafen die Bösen, und eusserlichen Frieden zu halten. Es ist ein großer Herr, unser Gott, darumb muß er auch solch edle, hochgeborne, reiche Henker und Bütel haben, und will, daß sie Reichthum, Ehre und Furcht die Menge haben.

Ich wollt aber den verblendeten Leuten gar treulich rathen, daß sie sich fürsehen für einem klein, kleinem Sprüchlein, der im 107. Psalm steht. Effundit contemptum super principes. (Er ergoß seinen Zorn über die Fürsten.) Ich schwere euch bei Gott: Werdet ihrs versehen, daß dies klein Sprüchlein über euch in den Schwang kommt, so seid ihr verloren, und wenn auch euer jeglicher so mechtig als der Türk were. Und wird euch euer Schnauben und Toben nichts helfen. Es ist schon ein groß Teil angangen. Denn wenig Fürsten sind, die man nicht für Narren und Buben hält; das macht: sie beweisen sich auch als solche. Und der gemeine Mann wird verstendig, und der Fürsten Plage, die Gott contemptum heißt, gewaltiglich daher gehet unter dem Pöfel und gemeinem Mann. Und sorge, ihm werde nicht zu wehren sein. Die Fürsten stellen sich dann fürstlich und fahen wieder an, mit Vernunft und seuberlich zu regieren. Man wird nicht, man kann nicht, man will nicht euer Tyrannei und Muthwillen in die Länge leiden, liebe Fürsten und Herrn. Da wißt euch nach zu richten, Gott wills nicht lenger haben. Es ist jetzt nicht mehr eine Welt, wie vor Zeiten, da

ihr die Leute wie das Wild jaget und triebet. Darumb lasset euer Frevel und Gewalt und denkt, daß ihr mit Recht handelt."

Woher kam dem schwachen Augustinermönche solcher Muth gegenüber den Gewaltigen der Erde, dem einzelnen Manne, dessen Schüchternheit Anfangs so groß war, daß er sich sträubte öffentlich aufzutreten? Es ging ihm, wie allen großen Männern. Meistens haben sie ein reines Gemüth, eine Schüchternheit, welche sie Verborgenheit lieben läßt, allein ein mächtiger Gedanke drängt und glühet in ihrem Innern, treibt sie zur Erfüllung ihres Berufes.

Man überzeugt sich schon aus obigen Stellen, deren wir noch eine Menge anführen könnten, daß der dem Reformator gemachte Vorwurf eines Fürstenschmeichlers handgreifliche Verläumdung ist. Es erhellt ferner aus den angeführten Stellen, daß Luther auch kein Vertheidiger der Tyrannei war, sondern die bürgerliche Unterdrückung ebenfalls verabscheute und auch in politischer Beziehung das Gute redlich wollte. Aber durch seine tiefe Ueberzeugung, daß das Wesen des Christen im Leiden bestehe und daß namentlich Widersetzung gegen die Obrigkeit von Gott unbedingt verboten sei, war er in Beziehung auf die Wahl der Mittel in einen engen, nicht zu überschreitenden Kreis gebannt. Er konnte nach ihr keine andere politische Reform zugeben, als eine solche, welche von den Fürsten selbst ausgehe. Darum wandte er sich, in Beziehung auf bürgerliche Verbesserungen, niemals an das Volk, sondern immer an die Fürsten und suchte diese, bald bittend, bald drohend, zur freiwilligen Gewährung dessen, was recht und billig wäre, zu vermögen. Wenn aber die Fürsten nicht wollten, so würden sie zwar ihre Strafe erhalten, und er drohte ihnen sogar, wie wir gesehen haben, mit ihrem gänzlichen Sturze und Untergang; indessen, Gott selbst sollte sie stürzen, das Volk dagegen dürfe nie in dessen Strafamt eingreifen, also niemals sich selbst Recht schaffen, nie Gewalt brauchen. Die Männer, welche nach der poli-

tischen Reform Deutschlands strebten, befolgten Anfangs einen ähnlichen Gang. Sie wollten die Reform ursprünglich ebenfalls auf gütlichem Wege erwirken, und boten daher alle ihre Beredsamkeit auf, die Fürsten zur freiwilligen Gewährung derselben zu bewegen. Allein sie wurden bald belehrt, daß alle ihre Bemühungen vergeblich seien. Luther hatte wohl im Grunde dieselbe Meinung; aber er zog daraus nur den Schluß, daß man im Christenthume Trost suchen und alles Gott anheim stellen müsse, der zu seiner Zeit die Fürsten hart genug strafen würde. Einen wesentlich anderen Schluß zogen dagegen Diejenigen, welche neben der religiösen, auch noch nach der politischen Reform strebten. Wenn Vernunft und Güte, sagten diese, bei den Fürsten nichts gilt, so muß man zu wirksamern Mitteln schreiten . . . . man muß Gewalt brauchen. Diesen Schluß konnte jedoch Luther nie zugeben, ohne Alles zu widerrufen, was er nach dem Evangelium bisher so eifrig gelehrt hatte. Nach diesem bestehe ja das Wesen des Christen im Leiden, in dem geduldigen Ertragen des Unrechts. Die weltliche Wohlfahrt gebühre ja nur den Heiden, nicht den Christen. Diejenigen also, welche die bürgerlichen Verbesserungen mit Gewalt durchsetzen wollten, zeigten eben dadurch, daß sie nicht leiden, nicht dulden, mithin nicht Christen sein möchten; sie müßten aber vollends deßhalb verdammt werden, weil sie ein zweites ausdrückliches Gebot Gottes verletzen, nämlich jenes des unbedingten Gehorsames gegen die Obrigkeit. Der Reformator hatte noch überdies die feste Ueberzeugung, daß das rechte Verständniß der christlichen Lehre in der Christenheit nicht bleiben könne, wenn nicht sorgfältig zwischen Christi Reich und der Welt Reich unterschieden würde. Er befürchtete daher von dem gewaltsamen Durchführen der politischen Reform, wodurch jener Unterschied verwischt werden müßte, auch eine Gefahr für das Bestehen der neuen Religionslehre und mußte dadurch zu noch stärkerem Widerstand getrieben werden. An diesem Punkte gingen denn die Wege des religiösen und politischen Strebens auseinander, und es

stellten sich zwei selbstständige wesentlich verschiedene Richtungen heraus. Die politische Richtung wollte zwar auch die kirchliche Reform, aber zugleich mit einer staatsrechtlichen Umgestaltung Deutschlands, welche wegen des Widerstandes der Fürsten gewaltsam erzwungen werden müsse. Die religiöse Tendenz hatte dagegen das Heil der Seele zum Gegenstande, und weil dieses mit dem Streben nach weltlicher Wohlfahrt nichts zu thun habe, mit einer gewaltsamen Widersetzung gegen die Obrigkeit aber vollends unvereinbarlich sei, so müsse die Verbesserung der Staatsverhältnisse, wo solche von den Fürsten verweigert würde, unbedingt dem Seelenheil aufgeopfert werden. Sobald Luther von dem Dasein der politischen Richtung Spuren sah, wirkte er ihr sogleich entgegen. Schon an Hutten hatte er geschrieben (1521), daß, nach seinem Willen, für das Evangelium nicht gewaltsam gekämpft werden sollte. Als aber die Absichten Sickingen's auf eine Staatsumwälzung ruchbar wurden, so gerieth der Reformator in tiefen Unmuth, weil er nun die Kirchenverbesserung in dringende Gefahr gesetzt zu sehen glaubte. Mit äußerstem Nachdruck erklärte er sich deßhalb wider die Entwürfe des kühnen Ritters. Das war eine üble Durchkreuzung der Pläne Hutten's und Sickingen's. Seit dem Auftreten Luther's war eine politische Reform Deutschlands nicht blos der Wunsch der öffentlichen Meinung, sondern auch entschiedener Plan der würdigsten Männer unseres Volkes. Reine Vaterlandsliebe war die Triebfeder dieses Strebens. Man wollte Deutschland durch Entfernung alles Fremden und Ausländischen, namentlich des römischen Rechts, seine eigenthümliche Nationalität und durch Mäßigkeit und Einfachheit seine alte Einfalt und Sittenreinheit wiedergeben. Der Ruhm und die Größe des Vaterlandes gegen Aussen sollte durch die Befestigung der Reichseinheit, also durch Wiederherstellung einer wirksameren und mächtigeren kaiserlichen Gewalt gesichert werden; endlich sollte auch das Loos der untern Volksklassen verbessert werden, indem man denselben nicht

nur Antheil an der Ernennung der Richter einräume, sondern auch durch Verminderung der Pracht und des Aufwandes der Fürsten Erleichterung in den Abgaben erwirke. Einem solchen Streben mußte natürlich das Auftreten Luther's höchst willkommen sein. Letzterer ging ja auch von Grundsätzen der Freiheit aus, er verlangte ja die Abschüttelung des päpstlichen Joches, er lehnte sich ja ebenfalls wider eingerissene Mißbräuche auf. Nichts konnte auch in der That dem Plane einer politischen Reform Deutschlands förderlicher sein, als die gleichzeitige Abstellung der päpstlichen Macht, die so drückend auf Deutschland lag. Mit ungemeiner Freude kamen daher Hutten und Sickingen dem religiösen Reformator entgegen. Sie mochten wohl glauben, in ihm eine Stütze, einen Beförderer ihrer politischen Bestrebungen zu finden und Hand in Hand mit ihm das ersehnte Werk der völligen Reform Deutschlands, also der politischen sowohl wie der kirchlichen, durchzuführen. Allein sie irrten sich sehr. Wo sie einen Freund zu finden hofften, fanden sie einen Feind, und zwar keinen heimlichen, hinterlistigen, sondern einen offenen, redlichen, geraden Feind; wo sie einen mächtigen Bundesgenossen zu gewinnen wähnten, erstand ihnen der entschiedenste, gefährlichste Gegner, und noch dazu ein überlegner.

So mußte denn durch den Widerstand Luther's das edle Unternehmen Hutten's und Sickingen's scheitern. Und dennoch grollte Hutten nicht, denn er schrieb Luther'n später die denkwürdigen Worte: „Unser Werk war Menschenwerk, darum mußte es untergehen; allein dein Werk, edler Mann, ist Gottes Werk, darum wird es bestehen."

Die Einsamkeit der Wartburg veranlaßte den Reformator zu tieferem Nachdenken und hier erst wurde er endlich klar über seinen Beruf. Mit einer an's Unglaubliche grenzenden Ausdauer begann und vollendete er die Uebersetzung der Bibel, welche bis dahin nur in fremder Sprache existirt hatte, und deßhalb nicht in die

Hände des Volkes gekommen war. Sie ist nicht allein in gelehrter Hinsicht so ausgezeichnet gelungen, daß sie nach dreihundert Jahren noch als Muster beibehalten worden ist, sondern ihre Wirkung ist auch dadurch von der äußersten Bedeutung, daß Luther durch sie unsere heutige Schriftsprache gründete, denn ohne ihn möchten die verschiedenen Dialekte, der allemannische, plattdeutsche u. a. in Idiome wie das holländische ausgeartet sein. Ein Hauptvorzug des Reformators war seine außerordentliche Macht über die Sprache. Sein innerer Charakter malt sich stets in derselben ab, bald in dem Gähren seiner Gefühle, bald in dem Toben seiner Leidenschaft, bald in der Ruhe und Klarheit der liebenswürdigsten Gemüthlichkeit und kindlichsten Einfalt. Alle Schätze seines reichen Herzens ergoß er bei seiner entschiedenen Beherrschung der Sprache über die Bibelübersetzung und ertheilte derselben dadurch einen Zauber, der die Herzen unwiderstehlich anzog. In dieser Sprache erkannte man erst die Sanftmuth Christi und die rührenden Ergießungen seiner Menschenliebe , in ihr erst die tiefe, heilige Glut der orientalischen Poesie, wie sie aus vielen Stellen des alten Testamentes zu uns spricht. Luther war selbst Dichter; in der Sprache der Dichtkunst wiedergegeben, erweckte die übersetzte Bibel eine poetische Begeisterung des gesammten Zeitalters und jetzt erst wurden die Gemüther von dem Inhalte der christlichen Lehre lebendig ergriffen und schwärmerisch hingerissen. Blieb Luther auf der Wartburg auch von äußeren Feinden verschont, so wurde er doch von einem inneren gequält, — von einem Feinde, der in Gährungsperioden häufiger, vor allem aber bei hohen Geistern sich einstellt, — ich meine die Hypochondrie. Dieses Gespenst, das wie eine riesige Spinne nach dem Herzen greift, das dem Menschen alle seine Gedanken, seine Entschlüsse, seine Handlungen, seine Hoffnungen wie in einem schwarzen Spiegel wiedergibt, allen Trost ihm raubt, verfolgte auch Luther'n. In der dichterischen bildlichen Gedankenwelt jener Zeit war diese Quälerei —

der Teufel. Aber die gewaltige Kraft des Reformators widersetzte sich diesem Dämon und warf dem Teufel, wofür auch er ihn hielt, das Tintenfaß an den Kopf, so daß die Flecken, welche es an der Wand, woran es zerschellte, verursacht haben soll, heute noch gezeigt werden. Nicht Luther allein war von dieser Seelenkrankheit heimgesucht, sondern auch viele ausgezeichnete Männer jenes Zeitalters. Diese schrieben solches ihr Leiden häufig dem Reformator und baten um Trost. Luther antwortete jedesmal liebreich, schrieb solche Leiden der Anfechtung des Teufels zu und mahnte zum Gebet.

Während so Dr. Martin Luther in der Einsamkeit der Wartburg tiefen Studien nachhing und über seinen Beruf bald zur völligen Klarheit gelangen sollte, äußerten sich an der hohen Schule zu Wittenberg allmählig die Wirkungen des Reichstags von Worms. Für ihren großen Freund oder Lehrer ohnehin schon mit der größten Verehrung erfüllt, geriethen die Professoren, Studenten und selbst die Bürger Wittenbergs vollends in stürmische Begeisterung, als das heldenmüthige Benehmen des Reformators vor Kaiser und Reich von Augenzeugen in den Einzelheiten berichtet wurde. Die geistige Bewegung nahm jetzt einen solchen Aufschwung, daß man es nicht mehr bei dem offenen Bekenntniß zu den Grundsätzen Luther's bewenden lassen, sondern diese selbst im Leben zur Ausführung bringen wollte. Unter solchen Umständen gedachte man die alten Kirchen-Gebräuche bei dem Messelesen, insbesondere die Bilder in den Kirchen nicht ferner zu dulden, und das Abendmahl unter beiderlei Gestalt zu reichen, wie zu nehmen. Bei der großen Glut der Begeisterung entstanden jedoch allmählig stürmische Auftritte, indem namentlich Heiligenbilder zerschagen und in Brand gesteckt wurden. Und was die Vorfälle besonders bedenklich machte, war die Einmischung einer schwärmerischen Sekte, welche an mehreren Orten in Sachsen, namentlich in Wittenberg und Zwickau Fuß gefaßt hatte.

Dieselbe träumte von einer allgemeinen Brüder-Ge-

sellschaft und Glückseligkeit durch Errichtung eines neuen Reiches, worin nur die Frommen und Tugendhaften der Leitung aller öffentlichen Verhältnisse vorstehen. Wie später einzelne Versuche der Ausführung beweisen, so beruhte das Ganze auf dem Gedanken der Gütergemeinschaft. Man nannte die Sektirer auch Wiedertäufer, so insbesondere Sleidan, weil sie der Taufe der Kinder sich widersetzten. Ihre Schwärmerei war überaus heftig; denn sie behaupteten, Zweigespräche mit Gott zu unterhalten und von ihm selbst Auftrag zur Bekehrung der Menschen, zu dem Ende aber die Gabe der Weissagung empfangen zu haben. An der Spitze der Fanatiker in Zwickau standen zwei Gelehrte, Stübner und Cellarius, und zwei Tuchmacher Storch und Thomä. Ein Prediger in Zwickau, Thomas Münzer, von der schwärmerischen Gemüthsrichtung ebenfalls glühend ergriffen, unterstützte die Fanatiker bald mittelbar, bald ganz offen und entschieden. Nunmehr näherte sich die Reformation ihrer wichtigsten Entwicklungsstufe; denn es trat das mächtige Naturgesetz in Wirksamkeit, welches die Staatsumwälzungen leitet, und Sieg oder Sturz der großen Unternehmung hing ausschließend davon ab, daß ihr Urheber und Leiter jene unwandelbare Regel der Weltordnung klar zu erfassen vermöge. Um alles dieß ganz deutlich zu machen, müssen wir etwas weiter ausholen.

Bei allen entscheidenden Umwälzungen treten nämlich zwei Kräfte im Kampfe auf: 1) ein altes, abgelebtes Prinzip, das im Laufe der Jahre von der Natur selbst zerstört worden ist und durch eine jugendliche Kraft ersetzt werden muß, 2) neue reformatorische Grundsätze. Ursprünglich schwebt nun der Kampf blos zwischen diesen beiden Kräften, aber sobald die reformatorischen Lehren Anklang und Fortgang gewinnen, tritt noch eine dritte eigenthümliche Richtung hervor. Dieselbe besteht darin, daß man die Veränderungen, welche die zuerst aufgetretenen Reformatoren verlangen, nicht groß und durchgreifend genug findet, daher wesentlich andere Verbesserungen fordert, die zwar allerdings viel tiefer gehen

würden, zugleich aber auch unmöglich sind. Sämmtliche Anhänger der letzten Meinung sind gewöhnlich Schwärmer und werden am Ende Fanatiker. So zerfallen denn die Beförderer der Reformation selbst wieder in zwei Richtungen: 1) in die besonnene und 2) in die ausschweifende und fanatische Partei. Dadurch entsteht nun eine doppelte Gefahr für die eingetretene Umwälzung. Erstlich ist zu besorgen, daß die Anhänger des angegriffenen alten Prinzips über die reformatorische Richtung die Oberhand erhalten und letztere gänzlich wieder vernichten. Dieß kann theils dadurch geschehen, daß die Bekenner der neuen Grundsätze durch ihren inneren Zwiespalt sich schwächen und aufreiben, theils dadurch, daß durch die übertriebenen Forderungen der fanatischen Partei den Vertretern des Alten neue Waffen in die Hände gespielt worden. Die Vertheidigung der Letztern besteht nämlich immer in der Behauptung, daß die reformatorische Richtung nur zur Unordnung führe, alle Bande der gesellschaftlichen Ordnung auflöse, das Eigenthum gefährde und den mittleren Ständen überhaupt den Untergang drohe. Dieser Vorwand empfängt jedoch Nahrung und Unterstützung, wenn von Seiten der verbessernden Partei eine Richtung sich ausscheidet, welche fanatische und mit den Gesetzen der Natur im Widerspruch stehende Forderungen erhebt. Hierdurch werden die Aengstlicheren auf Seite des neuen Prinzips unruhig und werfen sich im Nothfalle lieber wieder dem Alten in die Arme, als daß sie sich der Möglichkeit aussetzen wollen, unter die Herrschaft der Fanatiker zu fallen. Wenn indessen auch dieser Wechselfall nicht eintritt, sondern vielmehr die reformatorische Richtung siegreich wird, so droht wieder von einer andern Seite eine Gefahr, welche eben so dringend ist und zuletzt auch die nämliche Wirkung hat, nämlich Zurückführung des Ganzen auf den alten Zustand der Dinge. Diese Gefahr erhebt sich dann, wenn nach dem Sturz des abgelebten alten Prinzips in der verbessernden Partei die Fanatiker die Oberhand über die Besonnenen erhalten. In solchem Falle

geht nämlich die Reformation unter dem Uebermaaß ihrer Forderungen und Bestrebungen unrettbar zu Grunde, reibt sich selbst auf und führt dadurch alles auf den früheren Zustand zurück. Die Rettung und Durchführung der Reformation ist daher bei allen Umwälzungen dadurch bedingt, daß zwar die Bekenner der neuen Grundsätze, aber unter ihnen der besonnene Theil oder die Partei des Maaßes die Oberhand gewinnt, und mithin nicht nur gegen die Vertheidiger des alten Prinzips siegreich sich behauptet, sondern zu gleicher Zeit auch die fanatischen Reformer überwindet und in dauernder Weise zur Ruhe bringt. Jenes besonnene Maaß bleibt sich jedoch in Beziehung auf den Umfang nicht zu allen Zeiten gleich, sondern geht mit der Zeit weiter. Was also z. B. in dem einen Jahrhundert das rechte Maaß war, kann in einem folgenden nur eine verwerfliche halbe Maaßregel sein. Der Kampf der Prinzipien, wie wir ihn eben darstellten, zeigte sich nun in der Geschichte der neuern Völker besonders bei drei großen Begebenheiten: 1) in der Reformation Luther's, 2) in der englischen und 3) in der französischen Staatsumwälzung. Bei allen traten die drei Richtungen heraus, welche wir eben schilderten. In Frankreich waren diese drei Richtungen 1) die Royalisten oder Vertheidiger des monarchischen Systems, sei dieses nun absolutistisch oder konstitutionell, 2) die besonnenen oder gemäßigten Republikaner (Gironde), und 3) die fanatischen Republikaner, oder die Bergpartei. Bei der englischen Staatsumwälzung waren die drei Parteien: 1) die Kavaliere oder Vertheidiger der Vorrechte der Krone, 2) die gemäßigte reformatorische Partei, und 3) die fanatischen Reformer oder Independenten. Die Rettung der englischen Umwälzung hing daher davon ab, daß die gemäßigtere Parlamentspartei siegreich wurde, und die Rettung der französischen davon, daß die Girondisten die Oberhand behielten und mithin gleichmäßig die Vertheidiger des alten Prinzips wie die fanatische Bergpartei überwanden. Allein sowohl in England als in Frankreich siegte die

fanatiſche, reformatoriſche Richtung und brachte ſowohl dort, wie hier auf den früheren Zuſtand zurück; denn die Herrſchaft der Independenten in England führte die Reſtauration Karl's II., alſo die völlig ungeänderte und unbedingte Wiederherſtellung des Alten, die Herrſchaft der Bergpartei dagegen die Reſtauration Ludwig's XVIII. herbei, welcher zwar eine Konſtitution gab, jedoch mit weit geringerer Freiheit, als die alten Konſtitutionellen, ſogleich bei dem Anfange der Revolution, nämlich im Jahre 1791 durchgeſetzt hatten. Bei der Reformation Luther's waren die bemerkten drei Richtungen ebenfalls hervorgetreten, und zwar 1) die Anhänger des angegriffenen alten Prinzips oder die Papiſten, wie man ſie damals hieß, 2) die Anhänger Luther's und die gemäßigte reformatoriſche Partei überhaupt, 3) die ſchwärmeriſchen Religionslehrer oder „Rottengeiſter", wie ſie Luther nannte.

Dahin gehörte namentlich die erwähnte Sekte in Zwikkau; denn die Beſtrebungen derſelben betrafen die verrückte Idee des tauſendjährigen Reiches, ſowie einer vollkommenen Gleichheit aller Menſchen; ſie beruhten demnach auf wirklicher Geiſtesverwirrung. In den Zeiten der Staatsumwälzungen und Reformationen iſt übrigens der Fanatiker nicht gar zu leicht von dem beſonnenen Reformer zu unterſcheiden, da die Gährung auch bei den klarſten Männern aufgeregte Begeiſterung hervorzurufen pflegt. Zudem entwickeln öfters die Schwärmer neben ſittlicher Reinheit auch Herzensgüte und Uneigennützigkeit; ſie ſtreben dann wirklich aufrichtig nach der Beförderung des öffentlichen Wohls und ſind für ſolchen Zweck der größten Aufopferung fähig. Sowie dies ſchon zu blenden vermag, ſo beſticht zuweilen auch die Glut ihrer Gefühle und die ſcheinbare Tiefe ihrer Ueberzeugung; — nicht Jedermann vermag daher ihre eigentliche Bedeutung von dem rechten Geſichtspunkte aufzufaſſen.

Je größer das Anſehen der Männer iſt, welche ihr Urtheil über die Schwärmerei trüben laſſen, deſto gefährlicher wird die letztere, und ſolche Gefahr zeigte ſich niemals

größer, als bei dem ersten Hervortreten der sächsischen fanatischen Reformer. Nicht nur der berühmte Professor Karlstadt neigte sich dem Sektengeist zu, sondern sogar ein Mann von noch größerer Bedeutung, Philipp Schwarzerde, schien wanken zu wollen. Melanchton, wie er seinen Geschlechts-Namen übersetzte, war von dem Kurfürsten Friedrich in Sachsen als Professor der alten Sprachen an die Hochschule in Wittenberg berufen worden, und wurde hier der wichtigste Mitarbeiter des kirchlichen Reformators. In Abwesenheit des Letzteren war es sogar gewöhnlich, das Urtheil Melanchton's über dringende Fragen einzuholen, und denselben überhaupt als den natürlichen Stellvertreter Luther's zu betrachten. Es wollte unter den späteren Gelehrten fast zur Sitte werden, den ersten Gehülfen über den Meister zu erheben; doch wehe der Reformation, wenn Philipp Schwarzerde die oberste Leitung derselben hätte führen müssen. Abgesehen von einer Unselbstständigkeit, welche in wichtigen Augenblicken der Leitung durchaus nicht entbehren konnte, vermochte er auch nicht, sich die Klarheit und den Scharfsinn des Urtheils zu bewahren. Als daher Abgesandte der Zwickauer Fanatiker, Storch und Thomä, in Wittenberg erschienen, ließ er sich von der scheinbar tiefen Ueberzeugung und der vermeintlichen Weissagungsgabe derselben so entschieden blenden, daß er mit sich nicht in's Reine kommen konnte, ob die beiden Tuchmacher Fanatiker oder wirklich inspirirte Propheten seien. In einem Schreiben an den Kurfürsten von Sachsen gestand er vielmehr den großen Eindruck, welchen die Sehergaben der Wollenweber auf ihn hervorbrachten, die Betheurung beifügend, daß die Propheten offenbar von gewissen Geistern erfüllt seien. Ob diese gute oder böse Geister wären, getraue er sich nicht zu unterscheiden; da hierzu nur Ein Mann befähiget sei . . . . . Dr. Martinus. So war also die entscheidende Frage bestimmt gestellt; denn soferne Luther über den Charakter und die Bedeutung der schwärmerischen Richtung nicht sogleich völlig klar gesehen hätte, so war das Werk der Reformation unrettbar verloren.

Die Pflichten, welche in dieser Beziehung die Häupter von Staatsumwälzungen zu erfüllen haben, sind an sich schon äußerst schwer, weil Eigenschaften von scheinbar widersprechender Art bei ihnen zur vermittelten Einheit gelangt sein müssen. Mit kalten Verstandsgründen bringt man kein Volk dahin, wider Einrichtungen oder Gewohnheiten langer Jahrhunderte sich zu erheben und den schweren Kampf wegen tief gewurzelter Vorurtheile zu beginnen. Dazu gehört die erschütternde Macht der Beredsamkeit, und diese entquillt nur der Glut des Herzens. Je höher indessen die Flammen des Gemüths emporschlagen müssen, desto größer wird die Gefahr der Gefühls-Ueberspannung, und dies ist so wahr, daß auch der kälteste Reformator einen leichten Anflug schwärmerischer Begeisterung offenbaren muß. Aber während die Brust wie ein Feuermeer sprüht, soll der Kopf eiskalt bleiben und dadurch die Klarheit des Urtheils bewahren.

Für Dr. Martin Luther war die Erfüllung solcher Aufgabe um so schwieriger, als er im entscheidenden Augenblick gerade den gefährlichsten Durchgangspunkt seiner inneren Entwicklung erreicht hatte. Bei jedem Mann seiner Art, welcher unabsichtlich auf eine Veränderung der Weltverhältnisse hinarbeitet und nur von Schritt zu Schritt über seine Unternehmung immer klarer wird, tritt ein Moment ein, wo die Seele, wie durch Blitze plötzlich erleuchtet, auf ein Mal mit hellem Bewußtsein und tiefer Ueberzeugung des reformatorischen Berufes sich erfüllt sieht. Solche Momente gehen zunächst aus ungewöhnlicher Steigerung des Gefühls-Vermögens hervor, und sind am meisten von dem bemerkten schwärmerischen Anfluge begleitet, welcher im Leben eines jeden Reformators sich äußert. Luther erfuhr diese Umwandlung während seines Aufenthaltes auf der Wartburg, und in der rasch vorübereilenden Erleuchtung seines innersten Geistes erkannte er sich zum ersten Mal als das Werkzeug der Weltordnung, als den lange erwarteten Reformator seines Volkes. Gerade in diesen gefährlichen Zeitpunkt, wo die gesteigerte Gemüthsrichtung so sehr der Versuchung zum

Uebermaaß unterliegt, fiel nun das Auftreten des schwärmerischen Reformers in Sachsen.

Durch die Abwesenheit Luther's des Führers beraubt, und irregeleitet noch überdies durch den Eifer Karlstadt's und das schwankende Benehmen Melanchton's, ließen viele Bürger und Studenten Wittenbergs zu einer unklaren Aufregung, sowie zu tumultuarischen Schritten sich fortreißen, und es entstanden die Auftritte in Wittenberg, deren oben erwähnt wurde. Wie leicht hätte nun Luther in der gereitzten Gemüthsstimmung, welche gerade bei ihm eingetreten war, zur schwärmerischen Ueberspannung mit fortgerissen werden können! Doch der Kopf des Reformators blieb so kalt wie Eis, und er durchschaute auf den ersten Blick den Charakter und die Bedeutung der hervorgetretenen fanatischen Richtung. Von der klarsten Ueberzeugung durchdrungen, daß von dieser Seite der Reformation eine größere Gefahr drohe, als von jener der Papisten, erhob er sogleich den Kampf wider die Schwärmer.

Zunächst erschien seine Schrift wider die Neuerung zu Wittenberg, worin die geschehenen Vorfälle entschieden getadelt wurden; dann aber verließ Luther, selbst wider Willen seines Kurfürsten, sofort die Wartburg, um durch sein persönliches Ansehen alle Mißgriffe in Wittenberg zu beseitigen. Am 7. März erschien er dort, und bald war durch seine öffentlichen Vorträge aller Unfug gestillt. Auch die Fanatiker von Zwickau erschienen nun vor dem Reformator, um ihre Sehergaben zu offenbaren; doch der klare Luther wies sie mit Nachdruck zurecht. Von jetzt an beobachtete derselbe die Schwärmer genau, um ihnen bei jedem Versuch zur Ausführung ihrer Tollheiten sogleich überwältigend entgegen zu treten.

Während Luther so die überspannte, reformatorische Richtung darnieder hielt, setzte er gleichzeitig seinen Kampf wider das Papstthum mit Nachdruck fort. Heinrich VIII., König von England, wollte sich zum Ritter der römischen Kurie aufwerfen und den deutschen Re-

formator mit dem Wort überwinden. Zu dem Ende ließ er wider denselben eine Streitschrift unter seinem Namen verbreiten. Vielleicht meinte Heinrich, seine königliche Würde mache auf Luther einen solchen Eindruck, daß dieser sofort demüthig vor ihm sich beugen werde: — aber was galt dem unabhängigen Mann ein Diadem? Mit seinem gewöhnlichen Freimuth antwortete er dem königlichen Schriftsteller noch im Jahre 1522, und spielte ihm arg mit. Heinz, wie Luther ihn nannte, fühlte sich sehr betroffen, daß ein deutscher Bürger so gegen ihn zu schreiben wage; er suchte daher um die Einschreitung des Kurfürsten von Sachsen nach; allein bei den damaligen Zeitumständen konnte ihm dies wenig helfen und er mußte also die scharfe Zurechtweisung geduldig hinnehmen. Die Sprache des Reformators war allerdings mehr als derb, und man kann sie kaum mit der Zeit allein erklären, da eigene Anhänger Luther's dadurch sich verletzt fühlten. Indessen dieser war der Meinung, daß man Revolution mit Rosenwasser und Zuckerbrot nicht durchsetzen könne. Wenn sich daher seine Freunde über seine heftige Sprache beschwerten, antwortete er immer: „so lange er mit Bitten und gütlichen Vorstellungen zu Werke gegangen, hätten sich seine Feinde nur über ihn lustig gemacht, darum wolle er es jetzt mit einem andern Ton versuchen."

So wie der Reformator über seine heftige Schrift gegen den König von England sich verantworten mußte, so war er von diesem schon vorher zur Rede gestellt worden, warum er die hohen kirchlichen Würdeträger so herabsetze. Bei unsrer Bildungsstufe müssen solche Ausdrücke wie: „Was ist's, daß ein Esel will den Psalter lesen, der nur zum Sacktragen gemacht ist," allerdings befremden; indessen sie wurden von der Leidenschaft abgepreßt, und Leidenschaften sind dem Reformator nothwendig, wenn schon mit Recht zu wünschen ist, daß sie die Gesetze des Anstandes nicht verletzen mögen.

Unter den heftigen Ausfällen gegen seine Wider-

facher von zwei entgegengesetzten Seiten vergaß **Dr. Martin Luther** niemals, aufbauend an seinem großen Werke fortzuarbeiten. Bald erließ er Belehrungen über die wesentlichen Grundsätze der neuen Lehre, bald Ermahnungen zur Ablegung papistischer Gebräuche, bald Anleitungen zur zweckmäßigen Organisation der reformatorischen Kirchengesellschaft. In letzterer Beziehung entwickelte er auch wirkliche staatswissenschaftliche Kenntnisse, wie sich insbesondere aus seinen Rathschlägen zur Behandlung der geistlichen Güter ergiebt. Da nämlich viele Mönche und Nonnen, ja selbst höhere Geistliche mit ansehnlichen Pfründen die Lehre Luther's mit Begeisterung annahmen und ihr Amt niederlegten, so wurden allmählig die Einkünfte von Stiftern oder geistlichen Gütern für andere Zwecke verfügbar. **Martin Luther** gab daher in einer besonderen Druckschrift seinen Rath, wie man jene Einkünfte behandeln solle. Derselbe geht auf eine äußerst verständige Weise dahin: von den Renten einer geistlichen Stiftung jährlich zuerst die Ausgaben für eine Pfarrstelle, Küsterei und die nothwendigen Schulen zu bestreiten, den Ueberfluß hingegen für gebrechliche und arme alte Menschen, Unterhaltung der Waisen und armen Kinder, Unterstützung der Hausarmen, Verpflegung dürftiger Reisenden, Unterhaltung der Kirchen-, Pfarr- und Schulgebäude und auf Errichtung von Getreide-Magazinen für Nothfälle zu verwenden. Seine Rathschläge sind aber vornehmlich in Ansehung der Verwaltung des Stiftungs-Vermögens so gediegen, daß sie jetzt noch für manche Regierung zur Belehrung dienen könnten.

Wir führen einige Gedanken **Luther's** über Regierungs-Veränderung an:

„Des weltlichen Regiments Werk und Ehre ist, daß es aus wilden Thieren Menschen macht, und Menschen erhält, daß es nicht wilde Thiere werden. Meinest du nicht, wenn die Vögel und Thiere reden könnten und das weltliche Regiment unter den Menschen sehen sollten, sie würden sagen: o ihr Lieben, ihr seid nicht Menschen,

sondern Götter gegen uns. Wer will dies Regiment nun erhalten, ohne wir Menschen, denen es Gott befohlen hat, und die sein auch selbst wahrlich bedürfen? Die wilden Thiere werden's nicht thun; Holz und Steine auch nicht. Welche Menschen aber können's erhalten? Fürwahr nicht allein, die mit der Faust herrschen wollen, wie jetzt viel sich lassen dünken; denn wo die Faust allein soll regieren, da wird gewiß zuletzt ein Thierwesen draus, daß, wer den andern übermag, stoße ihn in den Sack; wie wir vor Augen wohl Exempel genug sehen, was Faust ohne Weisheit und Vernunft Gutes schafft. Darum sagt auch Salomo: „Weisheit müsse regieren und nicht die Gewalt. Weisheit ist besser, denn Harnisch und Waffen. Weisheit ist besser, denn Kraft"; daß kurzum nicht Faustrecht, sondern Kopfrecht regieren muß unter Bösen sowohl, als unter den Guten."

An einem andern Orte sagt er: „Ehe das geschehen wird, daß Kaiser, Könige und Fürsten mit dem ganzen Reich dazu thäten, das Regiment zu bessern, wollen wir den obersten Herrn aller Herren oben in den Wolken sehen kommen und mit ihm davon fahren. Indessen mag das Regiment, der böse Pelz, ein plumpes Regiment bleiben, und (die Personen umgemengt) Gott befohlen sein, welchen er will hervorziehen und erheben. Aenderung der Regiment und Rechte gehen ohn groß Blutvergießen nicht ab, wie alle Historien zeugen; und ehe man in Deutschland eine neue Weise des Reichs anrichtete, so würde es dreimal verheeret."

„Wiewohl mich auch zuweilen dünkt, daß die Regiment und Juristen wohl auch eines Luther's bedürften; aber ich besorge, sie möchten einen Münzer kriegen; darum ich nicht hoffen kann noch will, daß sie einen Luther kriegen werden. Es ist nicht zu rathen, daß man es ändere; sondern flicke und pelze daran, wer kann, weil wir leben, strafe den Mißbrauch und lege Pflaster auf die Blattern. Wird man die Blattern ausreißen mit Unbarmherzigkeit, so wird den Schmerzen und Schaden niemand mehr fühlen, denn solche kluge Barbierer. Aendern und Bessern

sind zweierlei. Eines steht in der Menschen Hände in Gottes Verhängen, das andere in Gottes Händen und Gnaden."

Ferner sagt er: „Wenn das natürliche Recht und Vernunft in allen Köpfen steckte, die Menschenköpfe gleich sind, so könnten die Narren, Kinder und Weiber eben so wohl regieren und kriegen als David, Augustus, Hannibal, und müßten Phormionen so gut sein als Hannibal's; ja alle Menschen müßten gleich sein und keiner über den andern regieren, einer dem andern gehorchen. Welch ein Aufruhr und wüst Ding sollt hieraus werden? Aber nun hats Gott also geschaffen, daß die Menschen ungleich sind, und einer den andern regieren, einer dem Andern gehorchen soll. Zween können mit einander singen, (d. i. Gott alle gleich loben) aber nicht mit einander reden (d. i. regieren). Einer muß reden, der andere hören. Darum findet sichs auch also, daß unter denen, die sich natürlicher Vernunft und Rechts vermessen und rühmen, gar viel weibliche und große natürliche Narren sind; denn das edle Kleinod, so natürlich Recht und Vernunft heißt, ist ein selten Ding unter Menschenkindern."

„Aber das ist der Teufel und Plage in der Welt, daß wir in allen Dingen, an leiblicher Stärke, Größe, Schöne, Gütern, Gesicht, Farbe, unter einander ungleich sind; und allein in der Weisheit und Glück wollen gleich sein, da wir doch am allerungleichsten unter einander sind. Und was noch wohl ärger ist, ein jeglicher will hierin über den andern sein; und kann den schändlichen Narren und Klüglingen niemand nichts recht thun, wie Salomon spricht: „Ein Narr dünkt sich klüger sein, denn sieben Weisen, die das Recht setzen."

„Also schreibt auch Plato, es sei zweierlei Recht, Naturrecht und Gesetzrecht; ich will's das gesunde Recht und das kranke Recht nennen. Denn was aus Kraft der Natur geschieht, das gehet frisch hindurch, auch ohn alles Gesetz, reißt auch wohl durch alle Gesetze. Aber wo die Natur nicht da ist und solls mit Gesetzen herausbringen, das ist Bettelei und Flickwerk; geschieht gleichwohl nicht mehr, denn in der kranken

Natur steckt. Als wenn ich ein gemein Gesetz stellete: man soll zwo Semmeln essen und ein Nösel Wein trinken zur Mahlzeit. Kommt ein Gesunder zu Tisch, der frisset wohl vier oder sechs Semmeln, und trinket eine Kanne oder zwo, und thut mehr denn das Gesetz giebt. Kommt ein Kranker dazu, der ißt eine halbe Semmel und trinkt drei Löffel voll, und thut doch nicht mehr an solchem Gesetz, denn seine kranke Natur vermag; oder muß sterben, wo er soll das Gesetz halten. Hier ist's nun besser, ich lassen den Gesunden ohn alles Gesetz essen und trinken, was und wieviel er will; dem Kranken gebe ich Maaß und Gesetze, wieviel er kann, daß er dem Gesunden nicht nach müsse."

„Nun ist die Welt ein krank Ding und eben ein solcher Pelz, da Haut und Haar nicht gut an ist. Die gesunden Helden sind selten, und Gott giebt sie theuer, und muß doch regiert sein, wo Menschen nicht sollen wilde Thiere werden. Darum bleibts in der Welt nur eitel Flickwerk und Bettelei; und ist ein rechtes Spital, da es beiden, Fürsten und Herren und allen Regierenden, fehlet an Weisheit und Muth, d. i. an Glück und Gottes Treiben, wie den Kranken an Kraft und Stärke. Darum muß man hie flicken und pletzen, sich behelfen aus den Buchstaben oder Büchern, mit der Helden Recht, mit Sprüchen und Exempeln; und müssen also der stummen Meister (d. i. der Bücher) Schüler sein und bleiben. Und machens doch nimmermehr so gut, als daselbst geschrieben steht; sondern kriechen hienach und halten uns dran als an den Bänken oder Stecken, folgen auch daneben dem Rath der Besten, so mit uns leben, bis die Zeit kommt, daß Gott wieder einen gesunden Helden oder Wundermann giebt, unter dessen Hand alles besser geht, oder ja so gut, als in keinem Buch stehet, der das Recht entweder ändert oder also meistert, daß im Lande alles grünet und blühet, mit Friede, Zucht, Schutz, Strafe, daß es ein gesund Regiment heißen mag; und dennoch daneben bei seinem Leben, aufs höchste gefürchtet, geehret, geliebt und nach seinem Tode ewiglich

gerühmet wird. Und wenns ein Kranker oder Ungleicher demselben wollt nachthun und gleich oder besser sein, den hat Gott gewiß zur Plage der Welt geschickt, wie die Heiden auch schreiben: der Helden Kinder sind eitel Plagen."

„Denn was hilft große hohe Weisheit und trefflich herzlich guter Muth oder Meinung, wenns nicht die Gedanken sind, die Gott treibt und Glück dazu giebt? Es sind doch eitel Fehlgedanken und vergebliche Meinungen, ja wohl auch schädliche und verderbliche. Darum ists sehr wohlgeredt: „die gelehrten, die verkehrten." Item: „ein weiser Mann thut keine kleine Thorheit." Und zeigen alle Historien auch der Heiden, daß die weisen und gutmeinenden Leute haben Land und Leute verderbet. Welches alles gesagt ist von den Selbstweisen oder kranken Regierenden, die Gott nicht getrieben, noch Glück dazu gegeben hat; und habens doch wollen sein. Also ist ihnen das Regiment zu hoch gewest, habens nicht können ertragen noch hinausführen, sind also drunter erdruckt und umkommen, als Cicero, Demosthenes, Brutus, die doch aus der Massen verständige und hochweise Leute waren, daß sie mochten heißen Licht in natürlichem Recht und Vernunft; und haben zuletzt das elende Klaglied singen müssen: „ich hätt' es nicht gemeint." Ja Lieber! das gute Meinen macht viel Leute weinen. Summa, es ist eine hohe Gabe, wo Gott einen Wundermann giebt, den er selbst regiert; derselbe mag ein König, Fürst und Herr heißen mit Ehren, er sei selbst Herr oder Rath zu Hofe. Drum spricht auch Salomo: „zum Laufen hilft nicht schnell sein, zum Streit hilft nicht stark sein; zum Reichthum hilft nicht klug sein; angenehm sein, dazu hilft nicht, alles wohl können, sondern es liegt alles an der Zeit und am Glück." Was ist das anders gesagt, denn so viel: Weisheit mag da sein, hohe Vernunft mag da sein, schöne Gedanken und kluge Anschläge mögen da sein, aber es hilft nichts, wenn sie Gott nicht giebt und treibt, sondern gehet alles hinter sich."

„Die Heiden, weil sie nicht erkannt haben, daß weltliches Regiment Gottes Ordnung sei, (denn sie habens

für ein menschlich Glück und That gehalten), die haben frisch darein gegriffen, und nicht allein billig, sondern auch löblich gehalten, unnütze, böse Obrigkeit abzusetzen, zu morden und zu verjagen. Es ist aber dahinten eine böse Folge oder Exempel, daß, wo es gebilligt wird, Tyrannen zu morden oder zu verjagen, reißt es bald ein, und wird ein gemeiner Muthwille daraus, daß man Tyrannen schilt, die nicht Tyrannen sind, und sie ermordet, wie es dem Pöbel in den Sinn kommt, als uns die römischen Historien wohl zeigen, da sie manchen feinen Kaiser tödteten, allein darum, daß er ihnen nicht gefiele, oder nicht ihren Willen thät und ließ sie Herren sein. Man darf dem Pöbel nicht viel pfeifen, er tollet sonst gern; und ist billiger, demselben zehn Ellen abbrechen, denn eine Hand breit, ja eines Fingers breit einräumen in solchem Fall: denn der Pöbel hat und weiß keine Maaße, und steckt in einem jeglichen mehr denn fünf Tyrannen. Die Rache ist mein, sagt Gott, ich will vergelten! Ein böser Tyrann ist leidlicher, denn ein böser Krieg; welches du mußt billigen, wenn du deine eigene Vernunft und Erfahrung fragst. Gott läßt einen Buben regieren um des Volkes Sünde willen. Gar fein können wir sehen, daß ein Bube regiert; aber das will niemand sehen, daß er um des Volkes Sünde willen regiert. Laß dich nicht irren, daß die Obrigkeit böse ist, es liegt ihr die Strafe und Unglück näher, denn du begehren möchtest."

„Obrigkeit ändern und Obrigkeit bessern, sind zwei Dinge, so weit von einander als Himmel und Erde. Aendern mag leichtlich geschehen; bessern ist mißlich und gefährlich. Warum? Es steht nicht in unserm Willen und Vermögen, sondern allein in Gottes Willen und Hand. Der tolle Pöbel aber fragt nicht viel, wie es besser, sondern daß es nur anders werde; wenn es dann ärger wird, so will er abermal ein Anderes haben. So kriegt er denn Hummeln für Fliegen, und zuletzt Hornisse für Hummeln. Und wie die Frösche vorzeiten auch nicht mochten den Klotz zum Herren leiden, kriegten sie

den Storch dafür, der sie auf den Kopf hackte und fraß sie. Es ist ein verzweifelt, verflucht Ding um einen tollen Pöbel, welchen niemand so wohl regieren kann, als die Tyrannen; dieselbigen sind der Knittel, dem Hunde an den Hals gebunden. Sollten sie besserer Weise zu regieren sein, Gott würde auch andre Ordnung über sie gesetzt haben, denn das Schwert und die Tyrannen. Das Schwert zeigt wohl an, was es für Kinder unter sich habe, nämlich eitel verzweifelte Buben, wo sie es thun dürften."

„Deßgleichen will ich und kann auch nicht getröstet haben, unsre Nephilim, die Tyrannen, Wucherer und Schelmen unter dem Adel, die sich lassen dünken, Gott habe uns das Evangelium darum gegeben, daß sie mögen geizen, schinden und allen Muthwillen treiben, ihre Fürsten pochen, Land und Leute drücken, und Alles in Allem sein wollen; das ihnen nicht befohlen sondern verboten ist. Diese sind es, so dazu helfen, daß Gottes Zorn den Türken zum Drescher über uns, über sie selbst auch schicket, wo sie nicht Buße thun werden. Denn unmöglich ist's, daß Deutschland sollte stehen bleiben, auch unerträglich und unleidlich, wo solche Tyrannei, Wucher, Geiz, Muthwille des Adels, Bürgers, Bauers und aller Stände so sollten bleiben und zunehmen; es behielte zuletzt der arme Mann keine Rinde vom Brod im Hause, und möchte lieber oder ja so gerne unter den Türken sitzen, als unter solchen Christen. Es stellen und zieren sich fast der mehrere Theil des Adels so lästerlich und schändlich, daß sie damit dem gemeinen Mann böses Blut und argen Wahn machen, als sei der ganze Adel durch und durch kein Nutze."

— „Woher werden Tyrannen? Weil sie Vertrauen auf ihre Macht setzen. Alle Weltweisen haben geklagt über die Beschwerung, so im Regiment ist; und daher pflegen auch die Tyrannen zu kommen, welche, wenn sie sehen, daß ihre Rathschläge und ihr Thun, das alles sehr fein verordnet, keinen Fortgang oder Glück haben, oder daß ihnen andre Widerstand thun, so werden sie

gar toll und unsinnig, und werden aus frommen Fürsten Tyrannen, die mit Gewalt und andrer Leute Schaden, (welche sie meinen, daß sie ihnen im Wege liegen,) sich unterstehen, hindurchzubrechen und damit ihre Gewalt zu erhalten: denn es sind nicht tapfre Helden, die sich selbst zwingen könnten, sondern hangen und folgen ihren Begierden nach."

„Also werden auch zur Zeit des Antichrists etliche sein, welche so genau auf den Frommen Achtung geben werden, ob er etwas aus Unvorsichtigkeit rede oder thue, das sie entweder mit Gewalt oder List können verdrehen, oder gewaltsamer Weise auf so einen Verstand ziehen, der wider den heiligen Sitz der Bestie sei, damit sie alsobald nach Gewohnheit unsrer Papisten schreien können: „Zum Feuer!" Da doch derjenige, der es gesagt, entweder niemals daran gedacht, oder es doch niemals hat öffentlich vorbringen wollen. Ja wenn auch der Fromme etwas mit aller möglichsten Vorsicht geredet hat, und sich keiner Gefahr befürchten könnte: so wird doch dieses der Gottlosen Amt sein, die besten Reden zu verlästern und in den unschuldigen Sylben Gift, wie die Spinne in den Rosen, zu finden. Dieses thun sie ihrem Bedünken nach nicht aus unweiser Absicht, (sintemal sie dieses aus der Erfahrung als eine gewisse Sache haben, daß es um ein tyrannisches Reich nicht gar zu sicher und glücklich stehe) wenn sie nur diejenigen zu Grunde richten, die entweder als Schuldige können überwiesen, oder doch der fälschlichen Anklage können verdächtig gemacht werden; sondern man müsse auch allen andern zum Exempel und Schrecken diejenigen plagen, die sich nicht weniger befürchtet, als daß sie einmal, in dergleichen Fallstricke und Netze verfallen sollen. Daß also niemand ist, der sich nicht für einem Tyrannen zu fürchten habe, wenn er sich gleich auf sein gut Gewissen verlassen kann, und sich keines bösen Anschlags wider den Tyrannen bewußt ist."

Im Laufe des Jahres 1524 wirkte Luther durch Rede und Schrift ununterbrochen für die Befestigung seiner Lehre, und während er hierdurch seine alten An-

hänger bestärkte und immer neue gewann, trat im Jahr 1525 ein Ereigniß ein, wodurch die Reformation auf einmal auch einen äußern Stützpunkt erhielt. Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen, hatte die Kirchenverbesserung bisher blos geduldet, ihr vielleicht nur im Stillen Vorschub geleistet; allein am 5. Mai 1525 verschied er, und sein Bruder und Nachfolger, Johann der Beständige, trat sogleich entschieden zur Lehre Luther's über.

Leben ist Entwickelung; wie also die rechte reformatorische Richtung erstarkte, mußte auch ihr nothwendiger Begleiter, die fanatische Verirrung bis zum entscheidenden Zusammenstoß im Wachsthum begriffen sein; üppig wucherte daher auch diese unheilvolle Saat. Zu Zwickau, wo der vorzüglichste Sitz der Schwärmerei war, schritt endlich die Behörde ein und entsetzte den Pfarrer Thomas Müntzer, das Haupt der Ultra-Reformer, seines Amtes. Müntzer hielt sich natürlich nun für einen Märtyrer und verfügte sich nach Allstett in Thüringen, um dort sein Wesen ärger zu treiben, wie zuvor. Derselbe begnügte sich nämlich nicht blos mit dem Empfehlen des tausendjährigen Reiches, sondern ging auch zur Herstellung desselben über, indem er die ihm so angenehme Gütergemeinschaft einführte. Es war nicht zu tadeln, daß sich Müntzer manchen Lehren Luther's mit Ernst widersetzte: gegen jene Macht des bloßen Glaubens war der rechte Widerspruch vielmehr verdienstlich; auch die Ueberzeugung Müntzer's, daß der wahre heilige Geist nur des Menschen Vernunft sei, verdient alles Lob; allein diese Aussprüche waren bei ihm leider nicht Erzeugnisse klarer Denkkraft, sondern Spiele einer krankhaften Phantasie, welche nach einer andern Richtung wieder alles verdarben. Müntzer glaubte nämlich an unmittelbare mystische Eingebungen, und er stellte deßhalb an die Spitze seines Glaubensbekenntnisses den abentheuerlichen Satz: daß das wahre Wort Gottes unmittelbar „von und aus dessen Munde gehe." Nun eiferte er freilich gegen die Schrift, allein aus dem noch mystischeren Grunde,

weil Gott nicht unmittelbar gesprochen habe. Eine solche unmittelbare Offenbarung sei der Traum; Thomas Müntzer glaubte daher sehr ernsthaft an Träume. War nun schon im wachenden Zustand sein Gehirn etwas verdreht, — welche verzerrte Phantasien mochten ihm vollends im Schlafe kommen, und was mußte entstehen, wenn er diese fieberhaften Gebilde als Befehle des Herrn ernstlich im Leben ausführen wollte?

So bestrebte er sich denn, das Reich Gottes zu gründen; das heißt: mit der Gleichheit aller Menschen auch die Gemeinschaft der Güter herzustellen. Allstett war der glückliche Ort, wo der Versuch wirklich gemacht wurde. Mit Hülfe einer geheimen Gesellschaft schritt Müntzer dort zur Vollziehung seiner Pläne und es entstand ein Treiben, das großes Aergerniß erregte. Da Müntzer die Gütergemeinschaft über die ganze Christenheit ausdehnen wollte, so beschränkte er seine fanatische Wirksamkeit nicht auf Thüringen, sondern suchte zunächst ganz Deutschland mit seiner Geistes-Verirrung anzustecken. Bis zum Jahre 1524 behauptete sich der Unfug in Allstett; dann wurde jedoch der Urheber auch von dieser Stadt vertrieben. Nun begab sich Thomas Müntzer in das südliche Deutschland, um in Waldshut an der Schweizer-Grenze sich anzusiedeln. Unterwegs hatte er in Nürnberg eine Schrift wider Luther drucken lassen, weil derselbe seinem Treiben überall so nachdrücklich entgegen trat. Während früher der Reformator wegen seiner Heftigkeit und des gänzlichen Bruches mit dem Papste so sehr getadelt worden war, erhielt er jetzt von Müntzer wegen Halbheit und unterwürfiger Gesinnungen scharfe Verweise. Müntzer nannte ihn nur das „sanftlebende Fleisch“ und in einer späteren Schrift: „den sanftlebenden Bruder und Leisetreter.“ Unglücklicherweise befand sich in Waldshut schon vor der Ankunft Müntzer's eine Richtung, welche sich zur Wiedertäuferei hinneigt. Diese fing nun durch die Lehren des neuen Propheten Feuer, und es bildeten sich ähnliche Bestrebungen, wie in Allstett aus. Leider verbreiteten

sich die Grundsätze von Thomas Müntzer sowohl in der Schweiz, als im Hägau und in einem Theile von Schwaben, und da sie natürlich die untersten Volksklassen am meisten aufregen mußten, so griffen sie allmählig bei den Bauern in einem gewissen Kreise um sich. Thomas setzte diesen unter andern über die Regierungs-Grundsätze und die rechte Art der Staatsverwaltung einige Artikel auf, welche hierauf umgearbeitet sowie erweitert wurden und unter den Bauern böses Blut erzeugten.

Es ist zur Sitte geworden, die Ursachen des Bauernkrieges in dem gedrückten Zustande der Landleute zu suchen, und es ist manches romantische Gemälde hierüber aufgestellt worden. Indessen: die Pflicht geschichtlicher Nüchternheit und Treue empfiehlt eine schärfere Beobachtung und, nach ihrer Anstellung, Vorsicht im Urtheil. Schon die allgemeine Lage Deutschlands zu Ausgang des 15. Jahrhunderts leitet auf Gesichtspunkte, welche gegen eine ungewöhnliche Noth des Bauernstandes Zweifel erregen müssen. Der Handel war damals noch sehr lebhaft und vorzugsweise in den Händen der Deutschen; auf dem Meere segelten unsere Handelsflotten und belebten rückwirkend die Schifffahrt auf dem Rhein, der Donau, der Elbe und der Oder. Schwunghafter Handel muß jedoch unfehlbar auf die Landwirthschaft günstigen Einfluß äußern, und dies bestätigte sich auch; denn die Früchte des Landes waren gesucht und standen im lohnenden Preise. Dadurch steigt aber von selbst der Werth des Grundeigenthums, und sohin der Wohlstand der Bauern. Hiezu kommt noch eine weitere Thatsache, welche mit besonderer Aufmerksamkeit gewürdigt werden muß. Die Abgaben auf den Bauerngütern waren nämlich dinglicher Art und rührten aus sehr alten Zeiten her. Dortmals hatte das Grundeigenthum einen geringen Werth, und nach Verhältniß desselben wurde in der Regel das Maaß der Abgaben festgesetzt. Mit Ausnahme der Zehnten und gewisser Gattungen des Handlohns oder der Laudemien, blieben nun die Zinsen im Laufe der Zeit unverändert, während der Werth des

Grundeigenthums bedeutend sich erhöhte. Unter solchen Umständen mußten mit zunehmendem Nationalwohlstand auch die Bauern reicher werden, und zu Ausgang des 15. Jahrhunderts war dies ganz entschieden der Fall. Solches bestätigen auch viele volksthümliche Schriftsteller und Prediger, wie Sebastian Brandt und Geiler von Kaisersberg, in fulminanten Reden wider den Luxus der Bauern, ebenso viele Andere.

Der Charakter der Kirchenverbesserung war Kampf gegen ein Prinzip, welches tausend Jahre in der Meinung gegründet und festgewurzelt war. Freiheit war ihr Wahlspruch, und sie konnte daher füglich so ausgelegt werden, daß sie die politische Freiheit, nämlich die Entfernung der fürstlichen und königlichen Macht, ebenso gut beabsichtigte, als die der päpstlichen. Unter diesem Gesichtspunkte konnte sie sehr leicht den Fürsten gefährlich erscheinen und bei denselben Widerstand erregen. Waren aber die päpstliche und die weltliche Macht der Fürsten vereinigt, so konnte an eine Durchführung der reinen Lehre nicht gedacht werden. Gerade umgekehrt schien solche nur dann möglich, wenn ein bedeutender Theil der Fürsten für die Evangelischen gewonnen werden konnte, und dies hat denn auch die Geschichte bewiesen. Blos dadurch, daß der Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen den Aufforderungen des Papstes zur Verfolgung oder gar Auslieferung Luther's nicht Gehör gab, wurde es verhindert, daß die Reformation nicht gleich Anfangs erstickt wurde, und ihr späterer Sieg ward nur dadurch herbeigeführt, daß sich mehrere mächtige Fürsten förmlich für die Kirchenverbesserung erklärten und dieselbe mit den Waffen in der Hand vertheidigten. Selbst hier war der Kampf noch zweifelhaft und konnte nur mit vieler Anstrengung zum Vortheile des reformatorischen Prinzips entschieden werden. Hätten also dieselben Fürsten, welche die neue Lehre annahmen und so große Anstrengungen zur Erhaltung derselben machten, gegen solche sich erklärt, — so lag es klar am Tage, daß die Reformation erdrückt worden wäre. Die Gegner derselben wußten

dies alles sehr gut, und darum ging ihr Bestreben gleich Anfangs dahin, das reformatorische Prinzip den Fürsten in Ansehung der politischen Folgen, die daraus entspringen mußten, verdächtig zu machen und ihnen die Besorgniß einzuflößen, daß nothwendig Aufruhr und Empörung oder der Sturz aller fürstlichen Macht dadurch entstehen müsse. Dies war immer ihre Hauptwaffe, womit sie die Evangelischen bekämpften, immer suchten sie zu beweisen, daß die Angriffe gegen die päpstliche Gewalt, wenn sie gelängen, nothwendig auch zu Angriffen gegen die Fürsten führen müßten und daß letztere folglich zugleich mit dem Papste gestürzt würden. Viele Fürsten glaubten dies auch wirklich, und diese Besorgniß trug bei manchen mehr dazu bei, sie zum Widerstande gegen das Lutherthum zu bewegen als die Ueberzeugung von dem größeren inneren Werthe des entgegengesetzten Lehrbegriffes. An sich war die Behauptung, daß die Angriffe gegen die päpstliche Gewalt, oder mit andern Worten: das Streben nach Befreiung aus dem geistigen Joche auch ein Streben nach Befreiung von dem weltlichen Druck zur Folge haben könne, nicht so ganz ohne Grund, sondern aus psychologischen Rücksichten sogar sehr wahrscheinlich. Diejenigen, welche dem reformatorischen Prinzip, um dessen Fortgang zu hindern, immer das Schreckbild der bürgerlichen Empörung entgegenhielten, wußten zwar sehr gut, daß Luther nicht allein keinen politischen Zweck habe, sondern im Gegentheile einem solchen entschieden sich widersetzen würde; allein sie hüteten sich wohl, es zu zugestehen, und behaupteten fortwährend, die Umwälzung in der Kirche müsse auch zu politischen Umwälzungen führen. Sie vertheidigten diese Behauptung auch mit vielen scheinbaren Gründen und machten schon hierdurch viele Fürsten der neuen Lehre abgeneigt. Dazu kam aber noch, daß der Gang der Ereignisse ihre Vorhersagung zu bestätigen schien, und theilweise auch wirklich bestätigte. Der Aufstand der Bauern, die von den schwärmerischen Reformatoren aufgeregt worden waren, trat her-

vor, und zwar mit allen Greueln und Schrecken, welche der bewaffnete Fanatismus zu verursachen pflegt. Dadurch wurde das reformatorische Prinzip in die größte, dringendste Gefahr gebracht. Denn es hatte sich ja erfüllt, was die Anhänger des Papstes verkündet hatten, der Aufstand und die maaßlosen Ausschweifungen, welche ihn begleiteten, waren von den Bekennern der neuen Lehre ausgegangen, die Aufständischen hatten sich sogar auf die Grundsätze der Reformation berufen! Hatten also die Verdächtiger der letztern nicht Recht? Haben jene Grundsätze nicht zu blutigem Aufruhr geführt, nicht Brennen, Rauben, Morden veranlaßt, nicht das Eigenthum gefährdet, nicht zur Umkehrung aller Verhältnisse und zur Auflösung aller gesellschaftlichen Bande Gefahr erregt? Muß sich demnach nicht Jedermann vor dem Gift der Neuerung hüten, das solche Früchte bringt? Müssen also nicht alle Getäuschten und Verführten zur schützenden und erhaltenden Mutterkirche zurückkehren? In der That: die Gefahr, welche bei solchen Umständen für das reformatorische Prinzip entstehen mußte, war drohend und furchtbar, und es gab nur ein Mittel, solche abzuwenden. Dasselbe bestand nicht darin, daß Luther bei dem Ausbruche des Aufstandes sich heftig gegen die Fanatiker erklärte, denn dies würde wenig geholfen haben, sondern darin, daß der Reformator die nothwendige Entstehung der schwärmerischen Partei und deren gewaltsame Verfahrungsart schon längere Zeit voraussehen, und ihr daher schon von vorne herein mit Nachdruck entgegen wirken mußte. Und Luther hatte wirklich den klaren, scharfen Blick, der erfordert wird, um solche Ereignisse jahrelang vorauszusehen. Schon vier Jahre vor dem Ausbruch des Bauernkriegs wußte er, daß es zu politischen Empörungen kommen würde, und er bot daher, schon vom Januar 1522 an, alle seine Kraft und Beredsamkeit auf, dieselbe zu verhüten. Hiebei benahm er sich so offen und aufrichtig, daß jeder Redliche überzeugt sein mußte, der Reformator wolle nicht allein keine politische Umwälzung, sondern es widerstrebe eine solche

seinem Zwecke. Und der Umstand, daß jene Ueberzeugung schon vor dem Ausbruch des Bauernkrieges den ungleich größeren Theil der Anhänger der neuen Lehre und insbesondere die Fürsten, welche die letztern begünstigten, ergriffen hatte, diese Thatsache allein rettete die Reformation. Denn als die Vertheidiger des Papstthums triumphirend ausriefen: „Nun seht ihr die Früchte der Neuerung, nun findet ihr, wie wahr unsere Vorhersagung gewesen ist", verlor diese zur Zeit des Aufstandes außerdem so mächtige Waffe alle Kraft, weil Luther gegen den Aufruhr lange genug gelehrt und gewirkt hatte, und die Fürsten, welche dem neuen Prinzip anhingen, zu tief überzeugt waren, daß nur fanatische Uebertreibung, nicht aber Luther's Lehre die Katastrophe herbeigeführt habe. Hätte hingegen der Reformator vorher geschwiegen, hätte er sich rücksichtlich der politischen Folgen nicht schon mehrere Jahre vorher entschieden erklärt, so würde ihm, wenn er es nun auch bei dem Ausbruche des Aufstandes selbst hätte thun wollen, Niemand geglaubt haben, und die politische Empörung würde völlig auf Rechnung der von ihm angefangenen Neuerung geschrieben worden sein; dies mußte aber alsdann nicht blos einen großen Abfall in seiner ganzen Partei, sondern auch eine enge Verbindung der gesammten weltlichen Macht mit dem Papste, also Sturz des reformatorischen Prinzips und Zurückführung der Völker unter das geistige Joch der Kirche zur unausbleiblichen Folge haben. Die nämliche Wirkung würde eingetreten sein, wenn die fanatische Richtung über Luther und die Anhänger des Papstes zu gleicher Zeit die Oberhand gewonnen hätte. Die Gründe sind einfach und sicher. Schwärmerei kann sich nicht selbst beherrschen, sie ist ohne Maaß und Ziel, hält keine Grenze ein und zerstört sich durch ihre Ausschweifung selbst. Nothwendige Folge davon ist, daß die Fanatiker, wenn sie einmal ihr Gegengewicht des Maaßes zerstört haben, unter sich selbst uneinig werden, weil immer einer die Ausschweifung weiter treiben will,

als der andere, und jenen, welcher einmal inne halten möchte, der Mäßigung und Schwäche anklagt.

Luther wußte also genau, daß durch die fanatische Richtung den Anhängern des Papstes neue Waffen gegeben und die Gefahr erregt würde, das gesammte reformatorische Streben durch die Vertheidiger der alten Lehre unterdrückt zu sehen. Er wußte aber auch, daß die nämliche Wirkung eintreten würde, wenn die Schwärmer siegen. Dies spricht der Reformator an mehreren Orten deutlich aus. „Würden die Bauern Herren," sagt er z. B., „so würde der Teufel Abbt werden, würden aber solche Tyrannen Herr, so würde seine Mutter Aebbtissin werden." Auch in seiner Auslegung des Propheten Jonas bezeichnet er scharf seine wahre Stellung und erklärt, daß er das Evangelium gegen zwei Seiten hin zu vertheidigen habe, 1) gegen die Geister und Rotten, womit es der Teufel zur rechten Seite angreift und 2) gegen die Tyrannen, womit er es zur linken Seite anfällt. Die erste Ursache der Bauernaufstände war gewiß die neue Lehre Luther's, denn sie hatte die Gemüther des Volkes im höchsten Grade aufgeregt und, falschverstanden, zu ganz anderen Absichten und Anschlägen in dem Kopfe des gemeinen Mannes Grund gelegt, als es in der Absicht Luther's lag. Luther wollte keine politische Umwälzung, das hatte er schon gegen Hutten gezeigt, am allerwenigsten aber eine, die von den untersten Ständen ausging. Daher trat er bei Zeiten dagegen auf. Am vollständigsten und kräftigsten sprach er sich über den Gang der Reformation und über den Punkt, woran alles zu scheitern drohte, in folgenden wichtigen Worten aus: „So soll nun und muß euer Titel und Namen dieser sein, daß ihr die Leute seid, die darumb streiten, daß sie nicht unrecht noch übles leiden wollen noch sollen, wie das die Natur giebt; den Namen sollt ihr führen und Christus Namen mit Frieden lassen." (Die empörten Bauernhaufen hatten nämlich den Namen „der große evangelische Bund" angenommen.) „Wollt ihr den nicht führen, sondern christ-

lichen Namen behalten, wohlan, so muß ich die Sache nicht anders verstehen, denn daß sie mir gelte, und euch für Feinde rechnen und halten, die mein Evangelium dämpfen oder hindern wollen, mehr denn Papst und Kaiser bisher gethan haben." An einer anderen Stelle, welche zwar zwei Jahre später ist, allein augenscheinlich auf dieses Verhältniß sich bezieht, heißt es: „Aber was soll ich auf die Papisten hinfürder fast sehr zornig sein, welche meine öffentlichen, abgesagten Feinde sind, und was sie an mir thun, das thun sie nach Feindes Recht, wie sich's gebühret. Aber dieß sind mir allererst die recht schuldigen, meine zarten Kinder, meine Brüderlein, meine goldnen Freundlein, die Rottengeister und Schwärmer, welche (als mich dünkt) weder von Christo noch vom Evangelio etwas tapferes hätten gewüßt, wo der Luther nicht zuvor hätte geschrieben, und freilich durch ihre Kunst aus des Papstes Tyrannei in solche Freiheit und Licht sich schwerlich hätten gewirkt, oder wo sie es hätten thun können, hätten sie es doch nicht dürfen angreifen noch wagen. Denn zu der Zeit, da ich allein im Kampfe stund, Bullen und Bann, beide Papsts und Kaisers, dazu aller Papisten Anfechten leiden mußte, waren sie aus der massen kühne, freudige, unverzagte Helden, stille zu schweigen und mich allein im Schlamm arbeiten zu lassen. Nu mir aber Gott gnädiglich geholfen hat, daß ich mir und ihnen ein wenig Luft und Raum gemacht habe, und sie mir sollten beistehen und helfen vollends den Streit ausführen, wie ich mich auf sie verließ und getröstet, fallen sie von hinten zu über mich armen gemarterten Menschen, und greifen mich dazu greulicher an, denn die Papisten thun. Da muß ich ein neuer Papist sein, sie sinds, die Christum recht predigen. Wohlan allzusammen, wie ihr zusammen seid und zusammen gehöret, Teufel, Papisten und Schwärmer, nur frisch an den Luther. Ihr Papisten von vornen her, ihr Schwärmer von hinten zu, ihr Teufel von allen Enden dran, hetzt, jagt, treibet getrost, ihr habt das rechte Wild für euch. Wenn der Luther

liegt, so seid ihr genesen und habt gewonnen." Hätte er sich von der gemäßigten und billigen Sprache, die in dem Manifeste der Bauern geführt ward, irre führen lassen und seinen Widerstand verschoben, so wäre er später nicht mehr im Stande gewesen, die siegreiche fanatische Partei in gemäßigte Schranken zurückzuführen; er würde vielmehr ihr erstes Opfer geworden sein, weil sie ihn, wie dies bei solchen Verhältnissen gewöhnlich ist, mehr haßten als die Anhänger des Papstes selbst. Aber so wie er, durch sein scharfsinniges Vorhersehen der Entstehung der fanatischen Richtung, den Vertheidigern des alten Prinzips die Hauptwaffe, das Schreckbild des Aufruhrs, zerstört hatte, so vernichtete er eben dadurch schon von vorne herein auch die Macht und Wirksamkeit der überspannten Reformer. Die große Mehrzahl unter den Bekennern der neuen Lehre waren schon mehrere Jahre vor dem Ausbruche der ausschweifenden Richtung mit dem nothwendigen Eintreten dieser Erscheinung und mit deren verderblichen Folgen bekannt gemacht worden, auch die Art und Weise, wie jene Richtung nun wirklich im Leben auftrat, war von dem Reformator vorhergesagt worden; alle besonnenen Anhänger des Letztern (und diese bildeten die Mehrheit), waren also ebenfalls lebhaft überzeugt, daß die Rettung des reformatorischen Prinzips durch die Ueberwindung der Fanatiker bedingt sei, sie erhoben sich daher mit Macht gegen solche und brachten sie schnell und dauernd zur Ruhe. Dadurch wurde nun das neue Prinzip von der doppelten Gefahr, die wir eben angegeben haben, befreit, denn einerseits wurde verhindert, daß die Umwälzung nicht unter dem Uebermaaß ihrer Forderung unterliege und anderseits wurde, durch die Aufrechterhaltung der Einheit in der verbessernden Partei, den Gegnern die Macht zur Unterdrückung der Reformation benommen. Dieser Erfolg war indessen nicht so leicht, als man glaubt, Luther mußte vielmehr für solchen Zweck viel leiden. Zuerst überhäufte ihn bei den ersten Zeichen des Aufstandes der Bauern die päpstliche Partei mit bittern

Vorwürfen und gab ihm und seiner Lehre die ganze Schuld des bevorstehenden Unheils. Dann griffen ihn aber auch die Anführer der Bauern hämisch an und beschuldigten ihn der Heuchelei, der Doppelzüngigkeit und der Absicht, ein neues Papstthum aufrichten zu wollen. So lange die Bauern noch nicht förmlich zu den Waffen gegriffen hatten, hegte überdies der Reformator noch einige Hoffnung, daß er die Sache durch gütliche Vorstellungen beilegen könne, er wollte daher noch nicht in seiner Kraft mit ihnen sprechen, sondern nahm vielmehr ihre ungerechten und so tief kränkenden Vorwürfe, um dem guten Zweck nicht zu schaden, geduldig hin. Es ist rührend, wie der große Mann die ihm sonst eigenthümliche Heftigkeit bei dieser Gelegenheit beherrschte, und, ohne an die erlittenen Beschimpfungen zu denken, so mild und gütig zu den Bauern sprach.

Indessen nicht blos die beiden äußersten Endpunkte der Meinung richteten Angriffe auf Luther, sondern selbst seine eigenen Anhänger, welche sein Verfahren im Ganzen billigten, äußerten über die Art, wie er sich später gegen die Bauern aussprach, die größte Unzufriedenheit. So war denn der Mann von allen Seiten angegriffen und verlassen, aber er besaß ein Gut, das unschätzbarste und höchste von allen Gütern die Unabhängigkeit von dem Einfluß der Meinung. Die Macht der letztern ist groß, in der Regel ist ihr Lob Leben, ihr Tadel Tod, und die meisten Menschen nehmen daher ihre Kraft zu weiteren Leistungen aus der Beistimmung derselben, so wie sie umgekehrt durch deren Mißbilligung alle Kraft zu weiteren Erfolgen verlieren. Aber es gibt Fälle, wo der Einzelne sich über die Meinung erheben und seine Ueberzeugung gegen solche aufrecht halten muß. Diese Fälle sind als Ausnahme von der Regel sehr selten, treten gewöhnlich nur in großen Zeiten ein und sind auch nur vorübergehend, indem hervorragende Männer ihrer Zeit nur vorangehen und darum deren Ansichten, Pläne und Verfahrungsarten selbst von den Besten eine kleine Weile mißbilliget werden; doch die Zeit rückt schnell

nach, das Große findet Anerkennung und kommt durch die Meinung zum Leben. Es bleibt also zwar wahr, daß die wirkliche Macht nur in der Meinung liegt und daß außer ihr es keine gebe; aber gleichwohl ist es in gewissen, nur vorübergehenden Fällen selbst zum Vortheil des Guten und Wahren nothwendig, seine Ueberzeugung gegen die ganze Welt, gegen Feind und Freund zu vertheidigen und aufrecht zu halten. Dieser Kampf ist der härteste und schwerste, welcher im Menschenleben zu bestehen ist, denn nichts lähmt und erdrückt mehr, als Mißbilligung und Verkennung selbst von Seiten der Guten und Edlen. Aber Luther hatte die Kraft, auch diesen Kampf siegreich zu bestehen und entschieden über die Meinung sich zu erheben. Nie war er größer, als wie er schrieb: „Wohlan, so gelte der Trutz in Gottesnamen, wen es gereuet, der lasse ab, wer sich fürchtet, der fliehe, mein Rückhalter ist mir stark und gewiß, das weiß ich. Ob mir schon die ganze Welt anhinge und wieder abfiele, das ist mir eben gleich und denke, ist sie mir doch auch nicht angehangen, da ich allein war. Wer nicht will, der lasse es; wer nicht bleibt, der fahre immer hin. Ich kann desto fröhlicher leben und sterben, weil ich mit solchem Gewissen lebe und sterbe, daß ich ja mit allem Fleiß habe der Welt zu ihrem Besten gedient."

Der Reformator versuchte zunächst den Weg der Güte, um die Landleute von dem gewaltsamen Aufstand abzubringen und zugleich die Fürsten zur freiwilligen Erleichterung der unteren Stände zu bewegen. Zu dem Ende schrieb er eine Ermahnung zum Frieden auf die zwölf Artikel der Bauerschaft in Schwaben. Eifrig bemüht, den Mittler in den gefährlichen Wirren zu machen, wandte er sich in jener Schrift zuerst an die Fürsten und Herren und gab ihnen alle Schuld des Aufruhrs. Der freimüthige Mann erklärte mit Nachdruck, daß die Fürsten und Bischöfe durch ihre Tyrannei gegen das Volk, welche nicht mehr zu ertragen sei, die Empörung veranlassen. Luther ging hier zum Vortheil der Bauern sogar weiter, als sich streng

thatsächlich erweisen ließ; denn selbst aus urkundlichen Untersuchungen über die Größe der damaligen Abgaben geht hervor, daß ein übermäßiger materieller Druck durchaus nicht vorhanden war. Aus freisinnigen und humanen Rücksichten stellte sich der Reformator indessen auf die Seite des Volkes und verband darum mit seiner Fürsprache für die Bauern die eindringliche Aufforderung an die Herren, zu einer milderen Behandlung gegen die unteren Stände überzugehen. Hierauf sprach Luther die Landleute an, indem er ihnen im Einzelnen Ursache zur Beschwerde zugestand, seiner gewöhnlichen Theorie nach aber behauptete, daß sie sich gegen die Obrigkeit nicht mit Gewalt Recht verschaffen dürften. Alsdann ging er zur Untersuchung der zwölf Artikel selbst über. Wie vorauszusehen war, wurde der erste für recht erklärt; indessen hier schon zeigte sich die Abneigung des Reformators gegen jeden Eingriff in das Eigenthum, denn er widersetzte sich der Verwendung des Zehnten zur Besoldung des Pfarrers, wenn der Zehnten Eigenthum eines Dritten sei. Folgerichtig fand natürlich Luther den zweiten Artikel über Abschaffung der Zehnten gänzlich verwerflich, und er äußerte sich sehr bitter wider denselben. Ja sogar der dritte Artikel fand keine Gnade vor ihm, weil nach der Bibel Abraham und die andern Patriarchen Leibeigene gehabt hätten, eine solche Einrichtung also nicht gegen das Evangelium sei. Die übrigen Sätze erklärte der Reformator für bloße Rechtsfragen, welche ihn als Theologen nichts angingen, und er verwies daher in dieser Beziehung an das Gutachten der Rechtsverständigen. Am Schluß sprach Dr. Luther beide Parteien an, mit der Betheurung, daß beide gleich Unrecht thäten. Deßhalb machte er den Vorschlag, daß man aus dem Adel einige Grafen und Herren, und in den Städten einige Rathsherren erwählen möge, welche den Streit vermitteln sollen. Beide Theile möchten etwas nachgeben, die Herren also ihren Unmuth mäßigen und von ihrer Tyrannei so weit zurückweichen, daß der arme Mann Luft und Raum zum Leben gewinne, — die

Bauern hingegen alle Forderungen aufgeben, welche zu weit und hoch griffen. Solcher Rathschlag war ohne Zweifel ebenso wohlwollend als verständig; allein nach der gegenseitigen Stimmung der Gemüther war die Befolgung nicht zu erwarten. Uebrigens kam auch die Vorstellung Luther's zu spät; der Kampf in Schwaben hatte schon begonnen. Allein sowohl in Schwaben, wie in Franken, nahm er ein unglückliches Ende; und daß es der Reformation nicht ebenso ging, hatte man blos Luther'n zu verdanken.

Wir gehen nun zu einer kurzen Schilderung der neuen Lehre Luther's und ihre Wirkung auf das Volk über.

Mit der heiteren Lebens-Auffassung standen die Grundsätze der Kirche über Vergebung der Sünden im Einklang. Der Papst besaß die Macht, zu binden und zu lösen; durch ihn erlangten daher sämmtliche Beichtiger die Fähigkeit, alle Sünden zu vergeben. Zuweilen legten die Geistlichen zwar schwere Bußen auf; doch was waren diese gegen die ewige Verdammung, von der man durch die Strafen erlöst wurde? Ueberdies gaben Geldbedürfnisse der Päpste öfters Gelegenheit, durch Erkaufung von Ablaß auf leichte Weise der Sünden ledig zu werden. Alles dies wurde durch die Lehre Luther's über die Rechtfertigung wesentlich verändert. Nach solcher Theorie konnte das ewige Heil nicht durch gute Werke, keineswegs durch Fasten oder milde Gaben, nicht durch priesterliche Sünden-Vergebung, ja nicht einmal durch tugendhaftes Leben allein, sondern nur durch den Glauben an den Erlöser Jesus Christus erworben werden. Unglücklicherweise sollte sich aber nicht Jedermann den Glauben beliebig aneignen, vielmehr derselbe nur durch Gott, und zwar den heiligen Geist, verliehen werden können. Da nun Alles, was diesen Glauben nicht hat, verdammt wird, so hängt die Frage, wer verdammt oder selig werden soll, ausschließend von Gott ab, ohne daß die Handlungen der Menschen, also weder Tugend noch Laster, Einfluß hierauf haben können. Gott bestimmt dem-

nach im Voraus, wer verdammt und wer selig werden soll, Freiheit des menschlichen Willens gibt es nicht, gute und böse Thaten des Menschen haben auf Seligkeit oder ewige Verdammung nicht den geringsten Einfluß. Dies folgt logisch aus den oben angeführten Lehrsätzen. Luther spricht es aber zum Ueberfluß auch noch ausdrücklich und äußerst bestimmt aus, und zwar in seiner berühmten, wichtigen Streitschrift gegen Erasmus „de servo arbitrio" oder über den unfreien Willen. Selbst aber bei diesen Folgen kann es noch nicht sein Bewenden haben, sondern es muß vielmehr aus der bemerkten Lehre auch der noch härtere Satz fließen, daß, nach der ewigen und unveränderlichen Vorherbestimmung Gottes, Menschen ewig verdammt werden, die es nicht verdient haben, und umgekehrt andere selig werden, denen ein anderes Loos gebührt hätte. Luther, welcher die Folgerichtigkeit Allem vorzog und sich vor keinem Satze scheute, der aus seinen Vordersätzen als Schlußfolge nach den Regeln der Logik hervorgehen mußte, gab auch dies ausdrücklich zu.

Daß diese Folge hart sei, ja daß es sogar Schauder erregen müsse, wenn Menschen, ohne es verdient zu haben und ohne es verhindern zu können, ewig verdammt sein sollen, entging Luther'n keineswegs, sondern er fühlte es vielmehr sehr lebhaft, er sprach es bestimmt aus und zeigte deutlich, wie lebhaft und scharf er die harten Folgen seiner Lehre einsah. Allein es flossen diese Folgen einmal aus Vordersätzen, von deren Richtigkeit er unerschütterlich überzeugt war und die er nie aufgeben konnte; ein Schwanken und Handeln mit Grundsätzen, wie es z. B. im Charakter des Erasmus lag, und womit später die protestantische Kirche und sogar die, welche sich lutherisch nennt, selbst sich zu helfen suchte, konnte nichts für den großen Mann sein; er war immer klar, folgerichtig, offen, redlich, er mußte daher die Schlußsätze, welche aus seinen Vordersätzen nach logischen Regeln nothwendig folgen mußten, auch treuherzig und furchtlos annehmen und zugeben, mochten

sie auch noch so ungereimt und sinnlos scheinen. Alles, was er thun konnte, mußte sich darauf beschränken, gegen die Härte, die aus der Rechtfertigungs-Lehre bei ihrer folgerichtigen Anwendung nothwendig fließen mußte, einen Satz aufzustellen, der einigen Trost und Beruhigung ertheilt, ohne sein Lehrgebäude und namentlich ohne seine Logik anzutasten. Dieses Auskunftsmittel fand er in der Erklärung, daß Gottes Wille nicht vollständig offenbart, sondern theilweise noch verborgen sei. Man müsse also zwischen dem offenbarten und nicht offenbarten oder heimlichen Willen Gottes unterscheiden. Zu letzterem gehöre nun die Frage, warum Menschen, ohne es verdient zu haben, zur ewigen Verdammniß unabänderlich verurtheilt sind, und warum Gott gleichwohl der gütigste und gerechteste sei, wenn er Menschen, schon ehe sie geboren werden, ewig verdammt. Hierüber habe Gott dem Menschen, so lange dieser auf der Erde sei, noch keinen Aufschluß ertheilen wollen; man dürfe daher über den verborgenen oder heimlichen Willen Gottes nicht forschen, „sondern es sei der Gott mit Zittern und Furcht anzubeten, der solche hohe, große Werke kann thun und will thun." Am jüngsten Tage werde aber auch über den verborgenen Willen Gottes Aufschluß ertheilt werden. „Denn wie das recht sei," sagt der Reformator, „daß Gott die Sünder und die es nicht verdient haben, selig mache, ist uns unbegreiflich; wir werden es aber sehen, wenn wir nun kommen werden, da der Glaube wird aufhören und wir von Angesicht zu Angesicht sehen. Also auch, wie das recht sei, daß er die verdamme, die es nicht verdient haben, ist uns jetzund unbegreiflich; wir glauben es aber, bis daß des Menschen Sohn vom Himmel offenbart wird."

Sobald Glaubenssätze der Art die Massen wirklich ergriffen, so mußte eine furchtbare Erschütterung des Gemüthes entstehen. Bisher hatte man die Sorge für das Seelenheil der Kirche überlassen, welche das ewige Leben für die genaue Befolgung ihrer äußern Vorschriften gern bewilligte. Jetzt konnte aber der Priester nichts

mehr helfen, Beichte war unwirksam, Sündenvergebung ohnmächtig, nur Auserwählung von Gott machte selig. Nothwendig mußte also die quälende Frage entstehen, ob man zu denen gehöre, welche schon vor der Geburt zur ewigen Verdammung verurtheilt wurden, oder zu den andern? Kennzeichen der Auserwählung war nur der tiefe Glaube an den Erlöser; folgerichtig regte sich also der peinvolle Zweifel, ob man recht aufrichtig und tief genug an Christus glaube? Jeder Anflug von Lust und Scherz, jede Hinneigung zu Heiterkeit und Lebensgenuß konnte nun für eine Anfechtung des Teufels, für ein Zeichen des mangelnden Glaubens, also der vorherbestimmten Verdammung gehalten werden. Das Gemüth wurde daher erschrocken und zaghaft, und jetzt war ein breiter Weg zum Mysticismus eröffnet.

Mit einer Gewalt, welche den ganzen inneren Menschen krampfhaft aufrüttelte, ergriff nun die Lehre Luther's wirklich die Massen. Aengstlich entstand in dem weitesten Kreise die Selbstprüfung über den Besitz des aufrichtigen Glaubens, und daher kam die Seelenunruhe und Gewissensangst, welche im Reformations-Zeitalter so allgemein verbreitet war. Deßhalb legten auch so viele vornehme Würdeträger ihre Stellen nieder, und stellten ganze Konvente ihre reichen Einkünfte zur Verfügung des Landesherrn. Der Reformator selbst hatte früher durch den Zweifel über die Mittel zur Seligkeit ungeheure Qual gelitten, und wenn dies bei einem so klaren Kopf und eisernen Charakter möglich war, so ergibt sich leicht, wie die Wirkung der neuen Lehre bei den Massen sein mochte. Man hat oft geäußert, daß die luther'sche Religion im Verhältniß zur katholischen ein leichter und bequemer Kultus sei; doch man irrte gewaltig; denn jene entfernte weit mehr von heiterer Auffassung des Lebens und legte ihren Bekennern, trotz der einfachen äußern Gebräuche, innerlich ungeheuere Lasten auf. Der Zweifel am Besitz des aufrichtigen Glaubens drückte, in Verbindung mit der Ohnmacht der

Priester zur Verleihung der Seligkeit, das Gemüth nieder und machte gegen alle Güter des Lebens gleichgültig.

Welche Einflüsse nun diese Umwandlung des religiösen Lebens auf die Staatszustände und alle politischen Fragen äußern mußte, liegt klar am Tag. Luther erklärte, daß die Heiden, als kleine Entschädigung für die ewige Verdammung, in den Staatssachen die Gabe hoher Vernunft und Weisheit empfangen hätten und darum zur Freiheit und Würde der öffentlichen Zustände gelangt seien. Er lehrte, daß umgekehrt die Christen wegen der Theilhaftigkeit am ewigen Leben einfältige Schafe und Schöpse seien und bleiben müßten, daher in den öffentlichen Zuständen es nie über den Unsinn hinausbringen könnten. Erbärmlichkeit der politischen Verhältnisse war also ein Kennzeichen der Auserwählung Gottes, — Fülle, Anmuth und Würde derselben dagegen ein mögliches Wahrzeichen der vorherbestimmenden oder prädestinationellen Verdammung. Sollten nun die ächten Gläubigen mit Liebe, Eifer und Aufopferung an der Veredlung der Staatszustände arbeiten? Das mußten sie wohl bleiben lassen! Uns kommt die Sache freilich beinahe lächerlich vor, und es mag schwer sein, in die Eigenthümlichkeit des damaligen Glaubens sich hineinzudenken; indessen — das Sachverhältniß war doch so, wie wir es schilderten. Der Reformator spielte keinen Heuchler, sondern was er sprach, das glaubte er auch aufrichtig. Es war ihm deshalb voller Ernst, wenn er über Vorzüge oder Mängel der Staatsverfassung mit Gleichgültigkeit sich ausdrückte. Alle jedoch, welche ihm aufrichtig anhingen, theilten eifrig seine Meinungen und Gefühle, — die gesammte luther'sche Richtung wurde daher lau gegen eine politische Reform Deutschlands. Man verkannte das Bedürfniß derselben nicht, man würde sie angenommen haben, wenn sie den religiösen Grundsätzen nicht widersprach; indessen man hielt sie in Betracht des höheren Gutes der Seligkeit für unwesentlich, für Nebensache. Reformationen können jedoch nur durch Aufopferung durchgesetzt werden, und Triebfeder der Letzte-

ren ist ausschließend der Enthusiasmus. Wenn nun sowohl Luther, als alle seine aufrichtigen Anhänger gegen die politische Reform völlig gleichgültig blieben, wo sollte denn die Aufopferungs-Fähigkeit für einen solchen Zweck herkommen? — Es war ja nur die kirchlich-reformatorische Partei, keineswegs aber die entgegengesetzte, welche auch eine Verbesserung der Staatszustände durchführen wollte. Unter solchen Umständen mußte Letztere also geradezu unmöglich werden; denn in dem Maaße die Popularität Luther's bei der strebenden Richtung zunahm, mußte auch der Eifer für die politische Reform erkalten und zuletzt bei der evangelischen Partei ganz erlöschen.

Alle äußern Umstände und Begebenheiten trugen nun noch dazu bei, um jene Nothwendigkeit um so unabweisbarer zu machen. Auf Seiten der luther'schen Partei forderte man sehr strenge Uebereinstimmung des Glaubens-Bekenntnisses mit den Handlungen. Reiner sittlicher Lebenswandel war daher so nothwendig, um öffentliche Achtung zu genießen, daß schon ein gewisser Glanz im äußeren Leben, vollends aber jede Art von Geschlechtsübergriffen Anstoß erregte. Wer in diesen Fall kam, war sogleich alles Ansehens und Einflusses ledig. Die Häupter der politisch-reformatorischen Richtung waren nun allerdings edle und feinfühlende Männer, welche durch ihre Bildung den Anstand liebten und alle unlauteren Ausschweifungen vermieden; allein manche von ihnen hielten in ihrer heitern Lebenslust zärtliche Verhältnisse auffer der Ehe nicht geradezu für unsittlich. Jene Männer verkannten die Gefahren, welche zweideutige Verhältnisse zum andern Geschlechte für reinere Volkszustände immer hervorbringen, und setzten sich dadurch selbst in eine schiefe Stellung. So hatte z. B. Willibald Pirkheimer in Nürnberg, als Wittwer, Verbindungen der Art, und der edle Ulrich von Hutten wurde von seinen Gegnern mit einem noch übleren Rufe verfolgt. Dies reichte nun hin, um dieselben bei der luther'schen Partei jeder entschiedenern Einwirkung unfähig zu machen.

Endlich richteten die Ausschweifungen des Bauern-Aufstandes die politisch-reformatorischen Entwürfe in den Augen der mittleren Stände vollends zu Grunde.

Bald nach dem Streite über den freien Willen mit Erasmus erhob sich ein neuer zwischen Luther und Karlstadt über das Abendmahl. Karlstadt fand nämlich die Einsetzungs-Worte: „Das ist mein Leib und Blut" nur symbolisch und meinte, daß jene Aeußerung des Religionsstifters blos den Sinn habe: „Brot und Wein sollen an seinen Leib und sein Blut, also an seine Hingebung erinnern." Die richtige Fassung würde alsdann lauten: „Dies bedeutet meinen Leib und mein Blut!" Es ist unläugbar, daß solche Ansicht die richtige ist, und man hätte nothwendig eine Billigung derselben von Seiten Dr. Martin Luther's erwarten sollen. Letzterer war früher selbst über den Sinn des Abendmahls zweifelhaft gewesen und hatte darüber noch keine unwiderrufliche Meinung gefaßt. Die Auslegungsart Bodenstein's blieb dem Papstthum feindlich, es schien demnach alle Hoffnung gegeben zu sein, daß sie von der gesammten evangelischen Richtung angenommen werde; indessen — ein seltsames Zusammenwirken vieler eigenthümlicher Umstände sollte die Ursache sein, daß Luther allmählich zu dem Entschluß bewogen wurde, der Meinung Karlstadt's sich hartnäckig zu widersetzen.

Nachdem dieser Gelehrte mit dem Reformator zerfallen war, nährte er heftigen Haß wider denselben und fügte ihm manche bittere Kränkung zu. Wir erwähnen hier nur eines Zusammenstoßes beider in Jena und Orlamünde, in welcher letzteren Stadt Bodenstein die Bevölkerung so sehr wider Dr. Martin Luther eingenommen hatte, daß dieser von dem Rathe der Stadt geradezu Beleidigungen hinnehmen mußte, und noch dazu schriftlich. Ja, der Reformator scheint in Orlamünde selbst zur Flucht vor dem ergrimmten Pöbel genöthiget gewesen zu sein, und alle diese Umstände setzten daher auch in seinem Innern Bitterkeit gegen den Urheber Karlstadt an. Luther war allerdings nicht rachsüchtig; als sein

Widersacher öffentlich der Theilnahme an dem Bauern=Aufstand beschuldigt wurde, gewährte er vielmehr bereitwillig die Bitte Karlstadt's, dessen Vertheidigung mit einer wohlwollenden Vorrede oder Empfehlung zu begleiten; allein da ihm Bodenstein mit seiner hitzigen Neuerungssucht so oft störend in den Weg getreten war, so blieb er gegen die Absichten desselben immer mißtrauisch. Darum glaubte er, daß die freie Ansicht seines Gegners über den Sinn des Abendmahls, wie bei der Bilderstürmerei, auf neue excentrische oder schwärmerische Abwege führen könne. Luther hielt sich jetzt an den Buchstaben der Einsetzungsworte: „Das ist mein Leib" u. s. w., und wollte die Auslegung: „bedeutet" durchaus nicht zulassen. Dr. Andreas Bodenstein fand bei den freisinnigen Gelehrten hinsichtlich seiner Abendmahlslehre zwar in soferne keinen Beifall, als er zum Theil und noch überdies ohne Noth in einer gesuchten Auslegung der betreffenden Bibelstellen sich gefiel; dagegen fanden viele andere Gelehrte das Wesentliche seiner Ansicht über das Abendmahl ganz richtig. Das war insbesondre in Oberdeutschland der Fall, und als Karlstadt bei seiner Vertreibung aus Orlamünde eine Anstellung in Basel fand, so erlangte seine Lehre nicht blos in der Schweiz, sondern auch in andern Gegenden, namentlich in den einflußreichen Reichsstädten Straßburg und Ulm, geneigte Aufnahme.

In Oberalemannien hatte Zwingli schon vor Karlstadt ähnliche Gedanken über das Abendmahl gehegt, wie dieser, und solche nur verborgen gehalten; jetzt sprach er dieselben aber auch öffentlich aus. An ihn schloß sich ein anderer fähiger Mann an, Hausschein, der seinen Namen in's Griechische übersetzt hatte und sich Oekolampadius hieß. Da zu beiden außer Bodenstein auch die geachteten Gelehrten Kapito und Bucer in Straßburg sich hinneigten, so sollte die Meinungs=Verschiedenheit allmählig wichtiger werden, als man glauben mochte. Unbedingt zu Luther hielten alle seine Freunde und Kollegen in Wittenberg, so daß im reformatorischen Lager sich zwei verschiedene Parteien gebildet hatten. Lu=

ther gab sich unsägliche Mühe, die Abendsmahls-Lehre Karlstadt's, Zwingli's und Oekolampadius' sogleich im Keime zu ersticken; er nannte dieselbe Schwärmerei, und ihre Anhänger die Rottengeister, er warnte insbesondre die Stadt Straßburg vor dieser Richtung, während sein Freund Bugenhagen wider Zwingli schrieb. Indessen — erstickt konnte die abweichende Lehre nicht werden, sondern dieselbe erlangte vielmehr in der Schweiz entschieden das Uebergewicht.

Um diese Zeit fand ein großer Zuwachs der Luther'schen Sache Statt. Nicht blos das kurfürstlich-sächsische Haus, sondern auch der Landgraf Philipp von Hessen, der Markgraf Albrecht von Brandenburg, der Herzog Heinrich von Mecklenburg, der Fürst von Anhalt, die Braunschweig-Lüneburgischen Herzöge zu Celle und Grubenhagen und die Grafen von Mansfeld hatten das Lutherthum feierlich angenommen. In Preußen traten sogar nach dem Beispiele des Markgrafen von Brandenburg die beiden Bischöfe über. Alle diese Fürsten nun vereinigten sich am 12. Juni 1526 zu einem Bunde zur Vertheidigung des neuen Glaubens. Hierauf traf ein Schreiben des Kaisers ein, der fortwährend von Deutschland abwesend gewesen war, in welchem er erklärte: „Er gedenke in die Lutherischen Sachen und Irrthümer auf eine Weise zu sehen, daß der Allmächtige durch den heiligen Glauben gepriesen werde." Allein seine Drohung wurde durch äußere Umstände vereitelt. Auf einem Reichstage zu Speier kam eine Uebereinkunft der katholischen und Lutherischen Fürsten zu Stande, worin die neue Lehre bedeutende Vortheile erlangte. Die Anhänger derselben erblickten darin sogar eine Aufhebung des Verbotes des Lutherthums und erlangten nun Zeit und Gelegenheit zur Befestigung und Ausbreitung ihres Glaubens. Einige Zeit darauf hatte der Kaiser in Italien das Uebergewicht gewonnen und wollte nun gegen die Luther'sche Partei Ernst gebrauchen. Auf einem zweiten Reichstage zu Speier am 15. März 1529 wurden vom Kaiser Anträge gemacht, welche der Aus-

breitung der evangelischen Lehre ein Ziel setzen sollten. Allein die evangelischen Stände von ganz Deutschland, schon zu einer bedeutenden Macht angewachsen, legten feierlich Einspruch ein. Man nannte diesen Protestation, und seitdem erhielt die evangelische Partei den Namen — Protestanten.

Allein da hierauf der Kaiser, nachdem er mit seinen auswärtigen Feinden Frieden geschlossen, immer drohender wurde, so mußten alle Kräfte vereinigt werden, namentlich machte der tüchtigste Führer der protestantischen Fürsten, Philipp von Hessen, die größten Anstrengungen, um über die Abendmahls-Lehre eine gütliche Einigung zwischen Luther und Zwingli zu vermitteln, und brachte zu dem Ende eine Unterredung beider Reformatoren zu Marburg in Vorschlag. Dr. Martin Luther willigte zwar in die Zusammenkunft; allein er erklärte zum Voraus, daß er nicht im Mindesten nachzugeben gedenke. Unter diesen Umständen hatte er freilich Recht, wenn er sich von dem Zwiegespräch geringen Erfolg versprach, ja sogar eine Vermehrung der wechselseitigen Erbitterung befürchtete. Um jedoch durch unbedingte Zurückweisung des Sühne-Versuchs keinen Anstoß zu geben, reiste Luther in Begleitung seiner Freunde Melanchton und Jonas im Jahre 1529 wirklich nach Marburg ab. Zwingli erschien mit Oekolampadius, und außerdem hatten sich Martin Bucer von Straßburg, Andreas Ostander, Johann Brentz, Stephan Agricola und Kaspar Hedio eingefunden. Die Unterredung ward am 1. Oktober 1529 eröffnet, und der Landgraf Philipp hatte aus Klugheit die Vorsorge getroffen, daß die beiden Reformatoren nicht selbst einander gegenüber gestellt würden, vielmehr Luther mit Oekolampadius, und Zwingli mit Melanchton sich bespreche. Selbst diese Vorsicht half jedoch nichts. Luther hatte die Worte: „Das ist mein Leib," vor sich hingeschrieben, und auf alle Gründe antwortete er immer: „ist, ist!" Da also ein Vergleich hierüber unmöglich war, vereinigte man sich nur in den übrigen von dem Papstthum abweichenden Lehrsätzen der

gesammten reformatorischen Richtung. Es wurden hierüber 15 Artikel festgestellt, welche Luther schriftlich abfaßte. Wiewohl man in der Frage des Abendmahls sich nicht vergleichen konnte, versprachen doch beide Theile, im Uebrigen wechselseitig Friede und Freundschaft zu halten.

Unterdessen schrieb Karl V., in Bologna von dem Papst als Kaiser gekrönt, einen förmlichen Reichstag für das folgende Jahr 1530 nach Augsburg aus. Als Hauptzweck desselben war freilich der nothwendige Krieg gegen die Türken, welche damals das Reich bedrohten, angeführt; allein im Geheimen dachte man noch mehr an die endliche Beilegung der religiösen Wirren. Das Ausschreiben des Kaisers war in dieser Beziehung sehr versöhnlich verabfaßt, denn er erklärte: „daß er eines Jeden Gutdünken in Liebe und Gütigkeit hören, und die unterschiedenen Meinungen zu einer einigen christlichen Wahrheit zu bringen und zu vergleichen bemüht sein wolle." — Zur bestimmten Zeit fanden sich die Reichsstände sehr zahlreich in Augsburg ein. Da man von beiden Religions-Parteien eine endliche, gründliche Erörterung der Streitfagen voraussah, so sorgten dieselben für tüchtige theologische Beistände. Auf katholischer Seite standen Johann Eck, Johann Faber, Konrad Wimpina und Johann Cochläus, während der Kurfürst von Sachsen von Philipp Melanchton, Justus Jonas, Georg Spalatin und Johann Agricola umgeben war. Dr. Martin Luther selbst konnte in Augsburg nicht wohl erscheinen, weil er seit dem Wormser Reichstage noch in der Acht lag. Um jedoch zur schleunigen Raths-Ertheilung den Verhandlungen näher zu sein, nahm der Reformator während derselben seinen Aufenhalt in Koburg, der letzten sächsischen Stadt. Schon vor der Eröffnung des Reichstages hatte übrigens der Kurfürst Johann ein Gutachten seiner Theologen über ein vorzulegendes Glaubens-Bekenntniß eingeholt, welches unter dem Namen der „Torgauer Artikel" bekannt ist. Dieses

wurde von protestantischer Seite den Verhandlungen auf der Reichsversammlung zu Grunde gelegt.

Der Kurfürst Johann von Sachsen traf mit seinen gelehrten Räthen, am 2. Mai 1530 in Augsburg ein. Auch die andern Landesherrn hatten sich größtentheils schon eingefunden, den Kaiser zu erwarten, und einzelne von ihnen reisten diesem entgegen. Da es gerade die größten Widersacher der Reformation waren, auch ein Uebereinkommen des Reichsoberhauptes und des Papstes zur Unterdrückung der Evangelischen vermuthet wurde, so hegten die letzteren ängstliche Besorgnisse. Endlich gelangte am Abend vor dem Frohleichnamsfest die Botschaft an, daß Karl V. der freien Stadt Augsburg sich nähere, und sofort wurden Anstalten getroffen, denselben mit Glanz zu empfangen.

Die Kurfürsten und Fürsten des Reichs begaben sich am 13. Juni Nachmittags zu Pferde, um dem Kaiser entgegen zu reiten. An der Lechbrücke fand das Zusammentreffen statt, und der hohe Ankömmling ward von dem Erzbischof zu Mainz, als des Reiches Erzkanzler, ehrerbietig bewillkommnet. Jetzt ordnete sich der Zug zur feierlichen Einführung des Reichsoberhauptes in seine freie Stadt Augsburg. Voran ritt der sächsische Kurprinz, Herzog Johann Friedrich von Sachsen, mit den Rittern und Reisigen des Kurfürsten von Sachsen, als des Reiches Erzmarschall; dann folgten die Gesandten des Kurfürsten und Pfalzgrafen Ludwig bei Rhein mit dem kriegerischen Zug und hierauf der reisige Zug oder die gewappneten Ritter, Knappen und Knechte des Kurfürsten Joachim's von Brandenburg, so wie die Erzbischöfe von Köln, Trier und Mainz und alsdann der König von Böhmen mit glänzendem Hofstaat, endlich erschien das Reichsoberhaupt selbst, gefolgt von seinen stattlichen Hatschieren. Den Zug schlossen die Herzöge von Baiern, der Landgraf zu Hessen, der Markgraf Joachim der Jüngere von Brandenburg, Herzog Friedrich von Sachsen, Heinrich von Braunschweig, Albrecht von Mecklenburg, Ernst von Lüneburg, die Fürsten von Anhalt-

Dessau, der Herzog von Liegnitz, Landgraf von Leuchtenberg, Markgraf von Brandenburg und Herzog Georg von Sachsen.

Gleichsam wie vor dem Erlöschen hatte sich die Herrlichkeit des deutschen Reiches auf dem großen Tage zu Augsburg noch ein Mal in vollem Glanze gezeigt.

Der Kurfürst Johann von Sachsen trug dem Kaiser das Schwert vor, zur Rechten befand sich ein Gesandter des Pfalzgrafen bei Rhein und zur Linken der Kurfürst von Brandenburg. Unter dem Thore der freien Reichsstadt hielt der Abbt von St. Ulrich mit einem Thronhimmel. Als Karl V. unter denselben sich begeben hatte, nahmen die Erzbischöfe von Mainz und Köln bei den vordern Stäben des Thronhimmels die Ehrenplätze zur Rechten und Linken des Kaisers, der König von Böhmen und der päpstliche Legat hingegen jene bei den hintern Stäben ein. Seiner Majestät freie Stadt Augsburg empfing ihr Oberhaupt mit 200 wohlgerüsteten Pferden und 2000 wohlgewappneten Knechten, welche sich an die Züge der Fürsten anschlossen.

Karl V. hatte den bestimmten Vorsatz gefaßt, die katholische Religion wider die Neuerung Dr. Martin Luther's mit Nachdruck zu vertheidigen; es sollte zu dem Ende im Nothfall auch Vorkehrung zur Waffengewalt nicht gescheut werden, indessen wollte man sehr eifrig den Weg der Güte versuchen. Dieser Politik gemäß, stellte der Kaiser sogleich bei seiner Ankunft in Augsburg das Ansinnen an die evangelischen Fürsten, das Predigen nach ihrem Glaubens-Bekenntniß zu untersagen. Die protestantischen Reichsstände beriethen sich in einer besondern Versammlung über den Antrag ihres Oberhauptes, beschlossen aber einmüthig, denselben abzulehnen. Markgraf Georg von Brandenburg ward beauftragt, diesen Beschluß dem Kaiser vorzutragen. Als letzterer auf seinem Ansinnen beharrte, erklärte Markgraf Georg mit großem Nachdruck: „Ehe ich wollte meinen Gott und sein Evangelium verläugnen,

eher wollte ich hier für Ewr. Majestät niederknieen, und mir lassen den Kopf abhauen!"
„Nit köpf ab, nit köpf ab," lautete die Erwiderung des fünften Karl's. Zugleich ward ein Ausweg in der Art ermittelt, daß beiden Religions-Parteien das Predigen verboten wurde, und der Kaiser selbst die Ernennung unparteiischer Prediger sich vorbehielt. Am andern Tag ließ das Reichsoberhaupt die evangelischen Fürsten einladen, an der Frohleichnams-Prozession Theil zu nehmen; allein so eindringlich auch seine Zusprache war, so blieben die protestantischen Stände gleichwohl bei ihrer Weigerung, und hielten sich wirklich von der Feierlichkeit entfernt.

Die Hauptschriften über die neue Religionslehre gingen bis jetzt meistens von Luther aus, und waren nach seiner gewöhnlichen kühnen, nachdruckvollen und selbst heftigen Weise verabfaßt. Philipp Melanchton hielt es jedoch nicht für rathsam, bei den bevorstehenden Verhandlungen der Sprache des Reformators sich zu bedienen, sondern er wollte leiser und gelinder auftreten. Man legte von evangelischer Seite ein großes Gewicht darauf, bei dem gegenwärtigen feierlichen Reichstag zum ersten Mal ein wohlgeordnetes, klares und vollständiges Glaubens-Bekenntniß der reformatorischen Richtung abzulegen, und die Vorläufer davon waren die Schwabacher, sowie die Torgauer Artikel. Um nun dasselbe in ruhigen, mäßigen und gelinden Ausdrücken abzufassen, hatte Philipp Melanchton vor der Ankunft des Kaisers, in Augsburg aus den Schwabacher und Torgauer Sätzen ein getreues Glaubens-Bekenntniß der Evangelischen zusammengestellt. Da man ohne die Genehmigung Luther's in einer so wichtigen Angelegenheit nichts thun wollte, so sandte der Kurfürst von Sachsen die Arbeit Melanchton's an den Reformator nach Koburg, um sie zu prüfen, zu berichtigen oder zu ergänzen. Dr. Martin Luther fand an dem Aufsatz seines Freundes nicht das Mindeste zu ändern und billigte sogar die gelinden Ausdrücke desselben mit der Bemerkung, daß er selbst nicht so sanft zu schreiben

vermöge. Man war nun über das protestantische Glaubens-Bekenntniß einig, und dasselbe wurde nun im Namen des Kurfürsten von Sachsen ausgefertigt. Melanchton hatte sich der lateinischen Sprache bedient, weil er diese lieber schrieb, als die deutsche; nach dem Antrag der sämmtlichen evangelischen Fürsten und Städte wurde das Glaubens-Bekenntniß aber in die Muttersprache übertragen und zugleich im Namen aller protestantischen Reichsstände gestellt.

Jetzt machte man bei dem Kaiser den Antrag, die Konfession der Luther'schen Lehre in der Reichsversammlung entgegen zu nehmen und anzuhören. Karl V. bestimmte hierauf den 24. Juni 1530 zur Uebergabe derselben; allein die Protestanten wollten ihr Glaubens-Bekenntniß nicht blos schriftlich überreichen, sondern mündlich vor Kaiser und Reich feierlich vortragen. Nach verschiedenen Unterhandlungen ward die Bitte endlich gewährt und die Feierlichkeit für den folgenden Tag festgesetzt. Sonnabends den fünf und zwanzigsten Juni des Jahres 1530 wurde nun die evangelisch-lutherische Lehre in der Reichsversammlung vor dem Kaiser, den Fürsten und den Abgeordneten der freien Städte zum ersten Mal vollständig dargelegt. In tiefer Stille hörte die glänzende Versammlung fast zwei Stunden lang das Ablesen der deutschen Original-Urkunde des Glaubens-Bekenntnisses an, und dieses erhielt hiernach fortan den Namen der Augsburger Konfession. Alsdann wurde sowohl das deutsche Original, als auch ein lateinischer Text desselben dem Reichsoberhaupt übergeben. Karl V. nahm den letzteren für sich, und ließ die deutsche Original-Urkunde dem Erzbischof von Mainz, als des Reiches Erzkanzler, zur Aufbewahrung zustellen. An die Protestanten erging übrigens der Bescheid, daß der wichtige Gegenstand in reifliche Berathung gezogen werden solle.

Die Haltung der evangelischen Stände war während des Vortrages ihres Glaubens-Bekenntnisses ernst und würdig. Voll Vertrauen auf die überwiegende Kraft ihrer Lehre, hegten sie die Hoffnung, daß der lebendige

Vortrag derselben bei manchen ihrer Gegner nicht ohne Wirkung bleiben werde. Darum empfanden sie über die Bewilligung des Ablesens ihrer Konfession große Freude, und die Feierlichkeit selbst erhöhte ihr Selbstgefühl. Doch bald nahm die Lage der Dinge eine wesentlich andere Wendung. Karl V. ließ nämlich dem protestantischen Glaubens-Bekenntniß durch die katholischen Theologen eine Widerlegung entgegenstellen, und diese, die Konfutation genannt, am 3. August 1530 ebenfalls in der Reichsversammlung ablesen. Nach geschehenem Vortrage schritt der Kaiser aber sogleich als Richter ein; er befahl den Evangelischen, in den Schooß der katholischen Kirche zurück zu kehren. Alles sollte demnach erledigt, das Glaubens-Bekenntniß der Protestanten verworfen und die Konfutation allein siegreich sein. Für den Fall des Ungehorsams kündigte das Reichsoberhaupt verschleiert sogar Maaßregeln der Strenge an. Die evangelischen Stände erbaten sich eine Abschrift der katholischen Widerlegung ihrer Konfession, und obwohl ihr Gesuch endlich bewilligt wurde, so wollte der Kaiser doch von einem weiteren Schriftenwechsel nichts wissen, sondern auf der Unterwerfung der Protestanten bestehen. Da hierdurch schon die Gefahr eines Religionskrieges entstand, so erlangten verschiedene katholische Fürsten von friedlicher Gesinnung von Karl V. endlich die Zustimmung zu einem Versuche gütlicher Unterhandlungen. Bevor dieselben in Gang kamen, verließ jedoch der Landgraf von Hessen eigenmächtig den Reichstag. Dieser Schritt erregte eine solche Bestürzung, daß der Kaiser die Thore von Augsburg schließen ließ. Durch die Erklärung der übrigen evangelischen Stände, daß sie um die Abreise des Landgrafen nicht gewußt haben, auch Augsburg ohne Erlaubniß des Reichsoberhauptes nicht verlassen wollten, wurde die Ruhe wieder hergestellt und die Unterhandlung zwischen beiden Religionsparteien wirklich eröffnet; doch jetzt bemächtigte sich eines Theiles der Protestanten die größte Muthlosigkeit.

Zur Leitung des Sühne-Versuchs war von katho-

lischer Seite ein Ausschuß ernannt worden, welcher seine Arbeiten am 16. August 1530 begann. Die katholischen Theologen, Cochläus, Eck und Wimpina, pflogen mit den protestantischen Melanchton, Brenz und Schnepf gelehrte Erörterungen, und man schien in der That sich über verschiedene Sätze vereinigen zu können. Wimpina und seine Kollegen waren aber in der Politik dem gutmüthigen Melanchton überlegen, und da letzterer bei seiner Furchtsamkeit gar zu gerne einen Vergleich erzielt hätte, so ließ er sich etwas viel gefallen. Nicht genug, daß er die Bischöfe mit ziemlicher Macht beibehalten wollte und verschiedene Gebräuche der Kirche nach der alten Art wieder herzustellen versprach, so gestattete er auch bei den Fundamental-Glaubenssätzen eine Fassung derselben, welche sophistischer Auslegung einen weiten Spielraum eröffnete und die Protestanten gänzlich der römischen Kurie unterordnen konnte. Unter einem großen Theil der evangelischen Partei entstand daher eine heftige Unzufriedenheit mit Melanchton. Dadurch verlor dieser vollends den Kopf und ward bis zum Erbarmen verzagt. Seine Aengstlichkeit theilte sich Andern mit, und die evangelische Partei bot allmählig einen sehr traurigen Anblick dar.

Jetzt zeigte sich indessen wieder, welchen Fels sie zur Grundlage hatte, welche wunderbare Stärke ihr großer Führer, Dr. Martin Luther, besaß. Immer in den Gefahren hob sich die begeisternde Glut und die überwältigende Kraft des Reformators am meisten, und so war dies denn auch während der gegenwärtigen Bedrängnisse der Fall. Luther sah, wie immer, sogleich scharf und klar; er wußte, daß ein Vergleich mit dem Papstthum unmöglich sei, und fiel zugleich auf das einzige Mittel, die Wirren gründlich zu beseitigen, ... die Gewissensfreiheit! „Lasset Jedermann glauben, was er will," rief er aus, „zwinget die Evangelischen nicht zum Papstthum, die Katholiken nicht zur Reformation, gewähret vielmehr Freiheit der Meinungen, des Denkens und des Gewissens!" Der Rath war weise und

vortrefflich, und es würde heute anders um Deutschland stehen, wenn man ihn befolgt hätte. Nachdem der Reformator in solcher Weise den richtigen Weg zur Versöhnung gezeigt hatte, erhob er seine Stimme mit Macht, um seinen zagenden Freunden wieder Vertrauen und Muth einzuflößen. Er schrieb nun eine Reihe von Briefen nach Augsburg, worin er seiner Seelengröße herrliche Denkmale gesetzt hat. Aus allen leuchtet seine unerschütterliche Standhaftigkeit hervor, seine Unbeugsamkeit, seine eiserne Willenskraft. Er verwies seinem Freund Melanchton und zuweilen selbst dem stärkeren Justus Jonas ihre Angst und Nachgiebigkeit, immer zur Festigkeit und Ausdauer ermahnend. Durch unaufhörliche Einwirkung von Koburg aus richtete er denn wirklich seine verzweifelten und gebeugten Freunde wieder auf. Als er nun vollends das schöne Lied des Vertrauens: „Ein' feste Burg ist unser Gott" zu Koburg dichtete und sang, so kehrte nicht nur die Freudigkeit seiner Freunde zurück, sondern die Begeisterung der gesammten evangelischen Richtung ward so sehr erhöht, daß diese nun Gut und Blut an ihre Ueberzeugung zu setzen beschloß.

Allein dennoch wurde von der katholischen Majorität des Reichstages der Beschluß gefaßt: Es solle eine abweichende Lehre über das Abendmahl weder geduldet noch etwas von dem bestehenden Ritus verändert werden; wer gegen solches Gebot handelte, solle mit Vermögens- Leibes- oder Todesstrafe belegt werden.

Jetzt war der verhängnißvolle Würfel geworfen und blutige Zwietracht drohte dem Vaterlande. Die protestantischen Fürsten traten in Schmalkalden zu einem Bündnisse zusammen, um die Königswahl Ferdinand's, des Bruders Karl's V. zu hintertreiben, was ihnen indessen nicht gelang. Zu gleicher Zeit hatte sich in der Schweiz schon ein Bürgerkrieg entsponnen. Allein glücklicherweise für die Protestanten, drohte Gefahr von den Türken, und Ferdinand zog einen Vergleich der Strenge

vor. So kam der Nürnberger Religionsfriede zu Stande, der eine wesentliche Stütze der Reformation wurde.

Bald nach Abschluß des Nürnberger Religionsfriedens, und zwar am 16. August 1532, starb der Kurfürst von Sachsen, Johann der Standhafte. Luther und alle seine Anhänger betrauerten tief den Verlust eines Mannes, welcher der evangelischen Lehre so treu angehangen war und so großen Vorschub geleistet hatte. Die Reformation selbst sollte durch die Regierungs-Veränderung in Sachsen übrigens nichts verlieren, da der Sohn des Geschiedenen, Johann Friedrich, dem Lutherthum eben so eifrig ergeben war, und zur Vertheidigung desselben noch mehr Thatkraft besaß. Zunächst machte der neue Kurfürst verschiedene Versuche, den Kaiser für die Reformation günstiger zu stimmen, und als er diese fehlgeschlagen sah, arbeitete er an einer festen Vereinigung der protestantischen Stände. Nachdem er auf einer Versammlung in Braunschweig den Schmalkaldischen Bund theils befestigt, theils erweitert hatte, bemühte er sich, den König von England in das Bündniß der Protestanten zu ziehen.

Umgekehrt blieb der Kaiser unwandelbar zur früheren oder späteren Unterdrückung der neuen Lehre entschlossen, und da das schicklichste Mittel dazu die Berufung einer allgemeinen Kirchen-Versammlung zu sein schien, worauf die Protestanten selbst angetragen hatten, so nahm er diesen Entwurf nun mit Nachdruck auf. Die Gefahr von Seite der Türken war wieder entfernt worden, indem ein starkes Reichsheer unter die Fahnen Karls V. sich gestellt hatte. Deshalb eilte der Kaiser nun nach Italien, um den Papst persönlich zur Ausschreibung des Conciliums zu bewegen. Inzwischen hatte der grimmigste Feind der Evangelischen, Herzog Georg von Sachsen, äußerst gewaltthätige Mittel angewendet, um die Verbreitung der Reformation in seinem Lande zu hindern. Nicht genug, daß er seinen Unterthanen einen Eid abzwingen wollte und zum Theil wirklich abnöthigte, die lutherische Lehre zu meiden, verlangte

er auch von ihnen die Beibringung eines Zeichens von dem Beichtvater, welches zum Beweise des katholischen Genusses des Abendmahls diente. Dr. Martin Luther war über dieses Verfahren deshalb so entrüstet, weil Herzog Georg sich dadurch Eingriffe in das Gewissen erlaubte. Er schrieb darum am Charfreitage 1533 einen Brief an seine Freunde in Leipzig, worin er in seiner gewohnten Weise scharf wider Herzog Georg auftrat. Als der Bürgermeister Wolf Widemann schriftlich bei dem Reformator anfragte, ob er sich zu jenem Schreiben bekenne, erfolgte eine barsche Antwort. Endlich veröffentlichte Luther die Eidesformel, welche abtrünnige Protestanten in des Herzogs Landen schwören mußten, und verband damit ein förmliches Urtheil, nach welchem Georg vom Teufel besessen und seinem Verderben nahe sei. Die Sprache war niederschmetternd und erzürnte den Herzog so sehr, daß er am kurfürstlich-sächsischen Hofe wider Luther Beschwerde führte. Luther verantwortete sich schriftlich, und gestand alle Angriffe wider Georg nicht nur zu, sondern erneuerte sie auch. Außer einem wohlmeinenden Verweis und dem Rathschlag einer gemäßigteren Schreibart, hatte der Streit keine Folgen für Luther; indessen die bereits angeregte Erbitterung seiner Partei wurde durch den Schriftenwechsel und die Anklage des Reformators um so heftiger, als Herzog Georg auch mehrere Evangelische aus Leipzig vertrieben hatte.

Der Kaiser konnte kein Concil zu Stande bringen und es wurde hierauf ein Religionsgespräch in Regensburg abgehalten, um eine Vereinigung zu ermitteln, doch auch dieses führte zu keinem Resultate, aus denselben Gründen wie früher. Allein das Werk der Reformation gewann immer bessern Fortgang im Stillen, immer größere Ausdehnung und innere Kraft. Keine Macht der Erde konnte es mehr erschüttern. Diese Ueberzeugung war allgemein und mußte vor Allem die letzten Tage des Mannes stärken und erleuchten, welcher das große Werk geschaffen und mit bewunderungswür-

diger Ausdauer durchgeführt hatte. Dr. Martin Luther hatte um diese Zeit noch nicht das drei und sechzigste Lebensjahr zurückgelegt; allein seine Anstrengungen im Wirken für die Wahrheit, Aufklärung und Humanität waren zu anhaltend und zu außerordentlich, um nicht die größte Kraft frühzeitig aufzureiben. Wenn wir den Umfang der öffentlichen Thätigkeit des Reformators von 1517 bis 1546, also in dem langen Zeitraume von neun und zwanzig Jahren überblicken, so können wir des Staunens unmöglich uns erwehren. Schon seine wissenschaftlichen Arbeiten sind von einer Ausdehnung, daß sie ein Menschenleben füllen konnten; denn welche Unternehmung war — neben der Feststellung der wahren christlichen Lehre in allen ihren wesentlichen Theilen — nur die Uebersetzung der Bibel! Gleichwohl waren diese mühseligen Studien und Leistungen, verbunden mit dem Lehramt an der Universität Wittenberg, und dem ergreifenden Geschäfte des ersten Volkspredigers, fast unbedeutend gegen den harten Kampf, welchen Luther neun und zwanzig Jahre lang wider die Macht des Papstthums führte!

Als seine Lehre Wurzel gefaßt hatte, war der Doktor, wie er mit Recht vorzugsweise genannt wurde, der politische Mittelpunkt seiner Partei. Nichts Wesentliches geschah ohne seinen Rath, überall mußte er durch Gutachten die Entschließungen der reformatischen Richtung leiten. Wie viele Versuche zur Vermittlung, wie viele Disputationen, Gespräche und Unterhandlungen fielen nur in dem Zeitraume von neun und zwanzig Jahren vor, wie oft war die Reformation der Berathungs-Gegenstand auf den Reichsversammlungen? Und jederzeit hatte Luther in der Vertretung seiner Partei die Hauptgeschäfte zu verrichten! Der Reformator war zugleich der Rathgeber aller seiner Anhänger in ihren besonderen Angelegenheiten. Sollte eine Kirche oder Schule nach neuen Grnndsätzen eingerichtet werden, so ward um das Gutachten Luther's gebeten; bedurfte man eines Pfarrers, mußte er ihn vorschlagen; ent-

stand ein Zweifel über irgend eine Religionsfrage, so berief man sich auf seine Entscheidung. Ja sogar im häuslichen Leben betrachteten die Lutherischen ihren Führer als Tröster und Schützer. Wer an Gemüthsunruhe litt, wer um der Religion willen verfolgt wurde, wer durch den Tod eines Familiengliedes in Schmerz versetzt war, wendete sich an Dr. Martin Luther, um Linderung seines Kummers zu erhalten. Und nie ließ der milde Mann den Hülferuf ohne Gewährung. So sehr er auch von allen Seiten Deutschlands mit Bitten der Art bestürmt wurde, gleichwohl sendete er immer seinen gemüthreichen Trostbrief. Schon die ungeheure Masse von Antwortschreiben der Art, welche in seinen Werken gesammelt sind, erregen die Verwunderung, — wie viele mögen aber noch unbekannt sein, und in den Archiven verborgen liegen. Es ist schwer, von dem Umfange einer neun und zwanzigjährigen Wirksamkeit der Art eine genaue Vorstellung zu gewinnen, dagegen leicht begreiflich, wie sehr die Kräfte des Mannes frühzeitig nachlassen mußten.

Nachdem wir Luther's öffentliche Wirksamkeit betrachtet, ist es Zeit, auch einen Blick auf das Privatleben des großen Mannes zu werfen. Obgleich Luther die Ursache des Eingehens der Klöster des Augustinerordens war, obgleich in seinem eigenen Kloster alle Mönche im Jahre 1524 ausgetreten waren, hatte er mit dem Prior allein noch am längsten da verweilt. Da ihn indessen bald die Verwaltung der Klostereinkünfte, welche ihm allein oblag, zu sehr belästigte, übergab er endlich das Kloster dem Kurfürsten und legte die Mönchskutte ab. In seiner Lebensweise war Luther äußerst nüchtern und mäßig, in sonstigem Aufwand anspruchslos bis zur Armuth. Doch trank er in seinen reiferen Jahren gerne ein Glas gutes Bier und liebte das ergötzende Gespräch einer lebhaften, geistreichen Tischgenossenschaft. In seiner Kleidung war der Reformator so einfach, daß ihm sein Kurfürst wiederholt Tuch zu einem neuen Rocke schickte. Solche Ge-

schenke nahm er jedesmal mit der größten Bescheidenheit auf; er äußerte, daß das Tuch viel zu fein für ihn sei und anderes mehr. Vorzüglich naiv ist folgender Brief, den er bei einer solchen Gelegenheit an seinen Kurfürsten schrieb: „Ich habe lange verzogen, Ew. kurfürstlichen Gnaden unterthänigst zu danken für die überschickten geschenkten Kleider und Gewande. Aber ich will Ew. kurf. Gn. bitten, nicht zu glauben denen, die mich angeben, als habe ich Mangel. Ich habe leider mehr, sonderlich von Ew. kurf. Gn., denn ich mit gutem Gewissen vertragen kann. Mir gebühret auch nicht, als einem Prediger, Ueberfluß zu haben, begehre es auch nicht. Darum ich auch Ew. k. Gn. milde und gnädige Gunst also spüre, daß ich mich fürchte. Denn ich ja nicht gerne hier im Leben wollte mit denen erfunden werden, zu welchen Christus spricht: Wehe euch Reichen, ihr habt euern Lohn dahin. Zudem auch, weltlich zu reden, ich will nicht gerne Ew. kurf. Gn. beschwerlich sein, als der ich weiß, daß Ew. k. Gn. des Gebens so viel hat, daß Sie freilich zu solchem Stande nichts übrig haben mögen. Denn zuviel zerreißt den Sack. Dennoch, wiewohl es zu viel wäre gewesen an dem lederfarbenen Tuch, auf daß ich aber Ew. k. Gn. dankbar sei, so will ich auch Ew. k. Gn. zu Ehren den schwarzen Rock tragen, wiewohl es mir doch ja zu köstlich ist, und wo es nicht Ew. k. Gn. Geschenk wäre, ich nimmermehr solchen Rock tragen könnte. Bitte derohalben Ew. k. Gn. wollten harren, bis ich selber klage und bitte, auf daß ich durch solch Zuvorkommen nicht scheu werde, für Andre zu bitten, die solcher Gnade viel würdiger sind. Denn Ew. k. Gn. thun mir ohnedieß zu viel. Christus soll und wird es gnädiglich und reichlich erstatten. Das bitte ich von Herzen. Amen."

Trotz dieses bescheidenen Verhaltens bemächtigte das Gerücht und die Verläumdung sich doch seiner, wie jedes berühmten Mannes. Seine Feinde verbreiteten die abentheuerlichsten Gerüchte über ihn; je fabelhafter sie waren, desto mehr wurden sie geglaubt. So kam einst

ein Bote oder Kundschafter des Königs Ferdinand nach Wittenberg, um sich von dem Grund oder Ungrund des Gerüchtes zu überzeugen, wornach Luther mit bewaffneten Haufen in der Stadt umherziehen und ein ausgelassenes, liederliches Leben führen sollte. Auch während seines Aufenthaltes zu Worms hatte man ausgesprengt, daß er trinke und mit Würfeln spiele. Freilich waren das Alles nur Vorwürfe, welche seine Feinde, die römischen Pfaffen, mit größerem Rechte trafen. — Luther war lange im Kloster und daher bis in sein 42tes Jahr ledig geblieben. Selbst nachdem er das Kloster dem Kurfürsten übergeben hatte, dachte er nicht an die Ehe, da doch die meisten Mönche, sobald sie aus ihren Klöstern getreten waren, sich verheiratheten. Er erwiederte vielmehr auf eine Aufforderung dazu: „er habe dermalen ganz keine solche Gedanken, sondern hoffe bald zu sterben." Im Jahr 1524 wurde er mit Katharina von Bora bekannt, einer Nonne, die das Kloster Nimptschen verlassen hatte. An sich dachte er in Bezug auf dieselbe zuerst am allerwenigsten, sondern schlug vielmehr mehreren seiner Freunde vor, Katharina von Bora zu heirathen. Allein die Zeit bringt Rosen, und so entschloß sich denn Luther im Jahre 1525 plötzlich, selbst diese Katharina zu ehelichen. Mit auffallender Eile vollzog er, um vielleicht Einwendungen zuvorzukommen, die Trauung am 13. Juni 1525. Schon früher hatte man ausgesprengt: Luther wolle sich verheirathen, und aus einem solchen Akte den Sturz seines ganzen Werkes prophezeit, vorzüglich aber die Verläumdung ausgestoßen, Luther habe sein Unternehmen nur deswegen begonnen, um heirathen zu können. Ein gewisser Hieronymus Schurf sagte: „wenn der Mönch Martin ein Weib nähme, so würde die ganze Welt und der Teufel selbst lachen, und er alle seine Sache damit verderben." Allein solches Gerede bestärkte vielmehr den starken Geist, statt ihn zu entmuthigen, denn in dem, was er bei seinen Schülern gut hieß, konnte und sollte er selbst mit eigenem Beispiel vorangehen. Anfangs Mai 1525

schrieb er: „Kann ich's schicken, dem Teufel zum Trotz will ich meine Käthe zur Ehe nehmen, ehe denn ich sterbe; wo ich höre, daß sie fortfahren. Ich hoffe, sie sollen mir doch nicht meinen Muth und Freude nehmen."

An seinen Freund Michael Stiebel schrieb er nach der Hochzeit: „Bittet für mich, mein lieber Herr, daß Gott der Herr meinen neu angefangenen Orden wolle gnädiglich segnen und heiligen. Denn die Weltweisen, auch unter den Unsren, sind heftig erzürnt darüber. Sie müssen bekennen, daß der Ehestand Gottes Geschöpf und Werk ist. Aber die Larve meiner und der Jungfrau Person macht sie thöricht und treibt sie, wider Gott zu denken und zu reden. Ist mein Ehestand Gottes Werk, was ist's Wunder, daß die Welt sich darum ärgert? Wir haben die Renten und Zinsen unseres Klostereinkommens dem Landesfürsten übergeben. Ich lebe nun fort wie ein anderer Hausvater und bleibe im Kloster (im Gebäude), so lange Christus will. Denn ich habe nicht darum ein Weib genommen, als gedächte ich lange zu leben, sondern nachdem ich denke, daß schier mit mir am Ende sein will, weil ich sehe, daß Jedermann, Hohe und Niedrige, wider mich wüthen und toben" (Luther schrieb dieses gerade in der Zeit der Empörung in Münster) „daß ich meine Lehre mit meinem eigenen Exempel bestätigt, den schwachen Gewissen zum Troste hinter mir ließe?" Es erhellt hieraus, daß sein Schritt auch von Freunden getadelt wurde, obgleich er doch eine nothwendige Folge seiner eigenen Lehre sein mußte. Von seinen Feinden mußte der Reformator natürlich die ärgsten Lästerungen erdulden. Es wurde unter Anderem an eine Sage erinnert, daß von einem Mönch und einer Nonne der Antichrist erzeugt werden solle; worauf indessen der geistreiche Erasmus erwiederte, dann müsse es bereits Tausende von Antichristen in der Welt gegeben haben. Zu einem Hochzeitsschmause hatte **Dr.** Martinus, wie er von seinen Freunden häufig genannt wurde, mehrere Vertraute eingeladen, unter andern auch Leonhard Koppe von Torgau, den Beförderer der Flucht sei-

ner Katharina. Für die Hochzeit erbat er sich nicht Geschenke, sondern Glückwünsche und das Gebet um Gottes Segen. Doch schickte ihm der Magistrat von Wittenberg als Hochzeitsgeschenk ein Stübchen Malvasier, ein Stübchen Rheinwein und sechs Maaß Frankenwein. Noch zwei Trauringe sind vorhanden, wovon der eine einen Rubin hat, der andere einen Diamant, mit der Inschrift: Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden. Neuerdings wurde noch ein silberner Ring in Sachsen aufgefunden, der ein Trauring sein soll, und vielleicht wegen seiner Einfachheit mehr der Aechtheit sich nähert. Luther war 42 Jahre alt, als er sich verheirathete, seine Frau 26; sie soll schön gewesen sein. Des Reformators reines, kindliches Gemüth befand sich wohl im Ehestand, und die Briefe, welche er an seine Freunde über diesen Punkt schrieb, zeugen von einer ungetrübten, frohen Heiterkeit. Nach dem ersten Jahre wurde ihm ein Sohn geboren, nach dem zweiten eine Tochter, welche jedoch bald wieder starb und den fühlenden Mann in tiefes Herzeleid versetzte. Die naive Gemüthlichkeit des Reformators erhebt sich vorzüglich in einem Briefe, den er auf einer Reise an sein vierjähriges Söhnchen schrieb: „Ich sehe gern, daß du wohl lernest und fleißig seiest. Thu' also, mein Söhnchen, und fahre fort; wenn ich heimkomme, will ich dir einen schönen Jahrmarkt mitbringen. Ich weiß einen hübschen, lustigen Garten, da gehen viele Kinder innen, haben güldene Röcklein an, und lesen schöne Aepfel unter den Bäumen, und Birne, Kirschen, Spilling und Pflaumen; springen, singen, sind fröhlich; haben auch schöne kleine Pferdlein mit güldenen Zäumen und silbernen Sätteln. Da fragte ich den Mann, deß der Garten ist, weß die Kinder wären? Da sprach er: es sind die Kinder, die gern beten, lernen und fromm sind; da sprach ich: lieber Mann, ich hab auch ein Söhnchen, heißt Hänschen Luther, möchte er nicht auch in den Garten kommen, daß er so schöne Aepfel und Birn essen möchte

und solche feine Pferdlein reiten und mit diesen Kindern spielen? u. s. w."

Der Kurfürst von Sachsen hatte dem Reformator das Klostergebäude der Augustiner zu Wittenberg geschenkt. In diesem geräumigen Hause bewirthete er oft seine Freunde. Wenn er auch selbst mäßig war, so setzte er doch gerne gute Speisen und Trank vor, welche er mit sinnigen, kräftigen Sprüchen würzte, von denen viele noch in seinen Tischreden uns aufbewahrt sind. Den Abend liebte er später bei einem Glase Bier mit seinem Freunde **Dr.** Jonas oder Lukas Cranach zuzubringen, wo er sich erholte und seinen Geist von den Anstrengungen des Tages aufheiterte. Der Letztere, der berühmte Künstler, malte zu verschiedenen Malen das Bildniß unseres Luther's, bei Lebzeiten und nach seinem Tode, welche Porträte noch vorhanden sind. Die Musik hielt der Reformator hoch, und als ein besonderes Mittel gegen die Anfechtungen des Teufels, gleich unmittelbar nach der Theologie.

Luther ging öfters mit dem Gedanken um, durch andere als blos geistige Arbeit seinen Unterhalt sich zu erwerben. So versuchte er dies einmal durch Landwirthschaft. Allein er mußte sie bald wieder aufgeben, weil er dabei zusetzte. So übte er sich — theils aus diesem Grunde, theils der Bewegung halber — in der Drechselkunst. Hierüber schrieb er an seinen Freund Link in Nürnberg: „Weil bei uns Barbaren keine Kunst und kluge Einsicht ist und ich und Wolfgang, mein Gehülfe, die Dreherkunst angefangen haben zu treiben, schicken wir hier einen Goldgulden mit der Bitte, du wollest einige Handwerkszeuge zum Bohren und Drehen uns mit der Zeit schicken und zugleich ein paar Schrauben, wie dir leicht jeder Dreher sagen und unterrichten kann; wir haben hier Handwerkszeug, aber wir möchten gern auch feinere von euerer Nürnberger Arbeit. Ich denke, bei euch ist Alles wohlfeiler zu haben. So lernen wir uns mit eigener Hand unsern Unterhalt erwerben, wenn allenfalls die Welt uns um des Wortes willen nicht

mehr ernähren und erhalten mag, und dienen dann den Unwürdigen und Undankbaren nach dem Bilde unsers Vaters im Himmel."

Wie viele große Männer, die dem finstern Geiste ihres Jahrhunderts widerstrebten, soll auch Luther mit Meuchelmord bedroht gewesen sein. Hutten warnte ihn im Jahre 1520 vor Gift. In Worms zersprang ihm ein Glas in der Hand, ehe er dessen Inhalt verkostet hatte. Dieser Umstand wurde der Vorsehung Gottes zugeschrieben, und man vermuthete, daß das Getränk vergiftet war. Mehrere verdächtige Fremde kamen nach Wittenberg und verschwanden, sobald man sie für verdächtig hielt und vernehmen wollte.

Wie schon erwähnt, wurde der Reformator von Bekannten und Unbekannten nah und fern, selbst in Familienangelegenheiten, zu Rath gezogen. Eine Anekdote, die jedoch nicht verbürgt ist, will ich anführen, weil sie den kernigen Humor des Dr. Martinus abspiegelt. Ein Bauer führte seinen Sohn zu Luther und fragte ihn um Rath, was er ihn lernen lassen sollte. Auf einem Nebentische stand eine gebratene Gans. Während die Männer sich unterhielten, verwandte der Bauernbube seine Zeit damit, der Gans die Haut abzuziehen und zu verspeisen. Luther, der das Unternehmen bemerkt hatte, rieth sogleich dem Bauer, seinen Sohn Gerber (wo nicht Schinder) werden zu lassen, indem er auf die vollbrachte Arbeit hinwies.

Der Hypochondrie des großen Mannes haben wir schon gedacht, wie er die Leiden, welche solche hervorbrachte, den Anfechtungen des Teufels zuschrieb, und einmal, als ihm die Qual zu arg wurde, in seiner Kraft dem Letzteren, das Tintenfaß an den Kopf zu werfen versuchte. — So gering Dr. Luther's Einnahme und Vermögensumstände auch waren, (denn weder er noch seine Frau hatten etwas in die Ehe mitgebracht,) so lebte er bei seiner Genügsamkeit doch froh im häuslichen Kreise. Er hatte drei Söhne und war bei seiner gemüthlichen Natur ein guter Familienvater. Die Aufmerksamkeit und liebreiche

Pflege seiner Gemahlin, wie der näheren Freunde bemühte sich eifrig um Bewahrung seiner Gesundheit; dessen ungeachtet zeigte sich vom Jahre 1544 an ein rasches Altern bei ihm. So wie die Kräfte abnahmen, verlor sich auch die frühere Heiterkeit des Geistes und Luther wurde allmählig düster, ja fast mürrisch.

Aeußere Umstände trugen noch dazu bei, um diese Stimmung zu vermehren und die letzten Lebensjahre des großen Mannes zu trüben. Das bitterste Gefühl, welches er in seinem ganzen Leben empfunden hatte, war seine Unzufriedenheit mit der abweichenden Lehre der schweizerischen Reformirten über das Abendmahl. Luther war sich klar bewußt, welches Maaß von Muth, Charakterstärke und Geisteskraft nothwendig war, um den ungleichen Kampf mit dem Papstthum zu beginnen. Vor ihm hatte denselben Niemand in so entschiedener Weise gewagt, wie der ehrwürdige Zwingli selbst gerecht anerkannte. Unerträglich schien es daher dem eigentlichen Urheber der Reformation, Dr. Martin Luther, zu sein, daß diejenigen, denen er zum öffentlichen Bekenntniß der besseren Lehre erst Muth gemacht und die Bahn gebrochen, ihn über Glaubenssätze meistern wollten. Von dem Standpunkt geschichtlicher Unparteilichkeit kann man das Benehmen Luther's in dem Sakraments-Streit mit den Zwinglischen allerdings nicht rechtfertigen, da Letztere in der Sache selbst Recht hatten, und noch überdies in dem Streite sowohl versöhnlicher als bescheidener sich erwiesen. Dagegen läßt sich die Empfindlichkeit Luther's aus den angegebenen Gründen sehr leicht erklären, und wer wollte dem unsterblichen Manne bei seinen außerordentlichen Verdiensten um die Menschheit eine Schwäche nicht verzeihen? Wie dem aber auch sei, so wurden dem Reformator durch den Zwiespalt mit den Zwinglischen jedenfalls seine letzten Lebensjahre verbittert. In seiner Seele setzte sich nämlich der Verdacht fest, daß Philipp Melanchton insgeheim der Lehre Zwingli's sich zuneige. Bei der großen Abneigung, welche er gegen die Anhänger dieser Lehre hegte, konnte ihm nicht Entsetzlicheres begegnen,

als den treuen Gehülfen seiner langen öffentlichen Wirksamkeit, den Freund seiner Seele, sein zweites Ich, zu seinen Todfeinden übergehen zu sehen. Luther litt unsäglich durch diese Befürchtung, und zog sich nun verschlossen in sich selbst zurück.

Selbst seine Stellung an der Universität Wittenberg ward jetzt unbehaglich, ja fast unerträglich. Von allen seinen Amtsbrüdern geachtet, geliebt, bewundert, war er bisher auch an der hohen Schule der Mittelpunkt aller geistigen Thätigkeit, die eigentliche Seele der Anstalt gewesen. Da aber auch Melanchton mit Recht hoch geschätzt und innig verehrt wurde, da man nur mit Schmerz eine heimliche Kälte zwischen beiden hochstehenden Männern sich anspinnen sah, so kehrte sich das Mißtrauen Luther's auch gegen die Mehrheit seiner Kollegen. Seine Gemüths-Stimmung war nun so trübe, daß er Wittenberg im Jahr 1544 sogar zu verlassen beschloß und nur mit Mühe durch die Fürbitte der gesammten Universität von jenem Entschluß abgebracht werden konnte. Desto heftiger erneuerte er dafür seinen Streit mit den Schweizern durch eine Schrift, welche im Jahre 1544 erschien. Immer düsterer und verschlossener ward fortan seine Gemüths-Stimmung und nur ein Vorfall gab ihm noch kleine Erheiterung. Man verbreitete nämlich im Jahre 1545 von Rom aus eine Schrift in italienischer Sprache, worin berichtet wurde, daß **Dr.** Martin Luther gestorben und daß sein gottloser Leib vom Teufel geholt worden sei. „Durch dieses Ereigniß," hieß es ferner, „hätten Viele ihr Leben gebessert und zur rechten Kirche sich zurückgewendet." Luther war über jene Schrift so ergötzt, daß er sie selbst in's Deutsche übersetzte und durch den Druck verbreitete. Es kommen darin folgende Stellen vor: „Auf daß das Volk abstünde von solchem großen Irrthum, Zerstörung und Verderbniß, welche obengenannter Luther in dieser Welt angerichtet hat, darum ist alsbald, nachdem sein Leib in's Grab ist gelegt worden, ein schrecklicher Rumor und Getümmel gehört worden, als fiele Teufel und

Hölle in einander. Die folgende Nacht an demselben Ort, da der Leib des Martin Luther war begraben, hat Jedermann gemeiniglich gehört ein größer Ungestüm, denn das erste. Darum ist auch das Volk aufgestanden und kam in Furcht und Entsetzen. Derhalben als es Tag ward, gingen sie hin, aufzuthun das Grab, da der gottlose Leib des Martin Luther hingelegt war, welches Grab, als es auf ward gethan, sah man, daß da weder Leib, oder Fleisch, noch Bein, noch einige Kleider waren, aber es war alles voll solch schwefelichen Gestankes, daß es Alle, die umherstanden, krank machte. Dadurch haben Viele ihr Leben gebessert zu dem heiligen christlichen Glauben, zu Ehre, Lob und Preis Jesu Christi und Befestigung seiner heiligen christlichen Kirche, die da ist ein Pfeiler der Wahrheit." Unter die Uebersetzung schrieb er: „Und ich Martinus Luther D. bekenne und zeuge mit dieser Schrift, daß ich solchs zornig Getichte von meinem Tod empfangen hab am 21. Martti, sehr gerne und fröhlich gelesen, ausgenommen die Gotteslesterung, da solche Lügen der hohen, göttlichen Majestät wird zugeschrieben. Sonst thut mirs sanft auf der rechten Kniescheiben, und an der linken Fersen, das mir der Teufel und seine Schupen, Papst und Papisten so herzlich feind sind, Gott bekehre sie vom Teufel. Ist's aber beschlossen, daß mein Gebet für die Sünde zum Tod vergeblich ist, wohlan, so gebe Gott, daß sie ihr Maaß voll machen, und nichts anders, denn solche Büchlein zu ihrem Trost und Freuden schreiben. Laßt immer hinfahren, sie fahren recht, sic voluerunt, ich will dieweil zusehen, wie sie wollen selig werden, oder wie sie büssen, und widerrufen mögen alle ihre Lügen und Gotteslästerungen, damit sie die Welt füllen."

Im Mai oder Juni 1545 hatte Luther seinen Vorsatz, Wittenberg zu verlassen, wirklich ausgeführt; ja er schrieb sogar an seine Ehefrau, daß er nicht mehr dahin zurückzukehren gedenke. Da man von diesem Schritte großen Nachtheil für die Universität Wittenberg befürchtete, so vereinigte sich Alles, um den Reformator zur

Rückkehr zu bewegen, welche denn endlich auch erfolgte. Schon am 23. Januar 1546 reiste aber Dr. Martin Luther wieder von Wittenberg ab, um auf die Bitten der Grafen von Mansfeld durch seine überwältigende Persönlichkeit verschiedene Irrungen in ihrer Familie zu vermitteln und zu vergleichen. So hart ihn das Geschäft in seiner damaligen Lage ankam, wollte er sich demselben doch gern unterziehen, um durch Versöhnung der Grafen von Mansfeld seinem Heimathlande wieder Ruhe zu geben. Am 24. Januar 1546 langte der Reformator in Begleitung seiner drei Söhne Johann, Martin und Paul in Halle an, und verweilte wegen hohen Wasserstandes bis zum 27. alldort. Auch diese Ruhezeit sollte zum Wirken benützt werden, und darum predigte er am 26. in Halle. Nachdem er am 29. desselben Monats in Eisleben angekommen war, unterzog er sich dort bis zum 17. Hornung täglich dem verwickelten Vermittlungsgeschäft zwischen den Grafen und predigte noch überdies vier Mal in besonders eindringlicher Weise. Schon vor seiner Ankunft in Eisleben war er im Wagen so schwach geworden, daß man für sein Leben fürchtete. Durch Reiben mit warmen Tüchern hatte man dem Uebel begegnet, und Luther war wieder ziemlich wohl. Im traulichem Zwiegespräch mit seinen Freunden äußerte er des Abends oft, daß er bei seinem Alter die Last der Geschäfte jetzt doch empfinde, und darum endlich einmal sich zur Ruhe zu setzen gedenke. Der alternde Mann erfreute sich sehr an diesem Gedanken und sagte, daß er bei seiner Rückkehr nach Wittenberg sogleich in den Ruhestand sich versetzen lassen wolle. Allein die Freude, von seinen ungeheuren Arbeiten auszuruhen, und noch einige Jahre sorgenlos und heiter zu verleben, sollte dem Reformator nicht zu Theil werden; denn schon am 17. Hornung 1546 kehrte die Schwäche noch in Eisleben zurück, und ein segensreiches, vielbewegtes Leben stand nun an seinem Ziele.

Dr. Jonas, der bewährte Freund Luther's, umgab mit des Letztern drei Söhnen das Lager des Kranken.

In der Nacht vom 17. auf den 18. Hornung nahm die Schwäche so zu, daß der Reformator sein heranna=hendes Ende fühlte. „Ach, lieber Doktor Jonas," sagte er, „ich acht', ich werde hier zu Eisleben, da ich geboren und getauft bin, bleiben!" Zwei Aerzte eilten nun her=bei; der Graf Albrecht von Mansfeld und seine Ge=mahlin begaben sich der Pflege willen zu dem Kranken, und noch andere Personen, insbesondere M. Celius, bo=ten freundlich ihre Dienste zu gleichem Zwecke an. **Dr.** Jonas und M. Celius suchten dem Leidenden Hoffnung auf Genesung einzuflößen; allein dieser erklärte bestimmt, daß er seinen Geist aufgeben werde. Darauf begann **Dr. Martin Luther** in folgender Weise laut zu be=ten: „O mein himmlischer Vater, ein Gott und Vater unsers Herrn Jesu Christi, du Gott alles Trostes, ich danke dir, da du mir deinen lieben Sohn Jesum Chri=stum offenbaret hast, an den ich glaube, den ich gepre=diget und bekannt hab, den ich geliebet und gelobet hab, welchen der leidige Papst und alle Gottlosen schänden, verfolgen und lästern. Ich bitte dich, mein Herr Jesu Christe, laß dir meine Seele befohlen sein. O himm=lischer Vater, ob ich schon diesen Leib lassen, und aus diesem Leben hinweggerissen werden muß, so weiß ich doch gewiß, daß ich bei dir ewig bleiben und aus dei=nen Armen mich Niemand reissen kann."

Da die Krankheit sichtbar zunahm, versuchte ein Arzt noch die Wirkung einer Arznei, welche er für Nothfälle bei sich trug; **Luther** betheuerte hingegen wiederholt die Unabwendbarkeit seines Todes und sprach deshalb drei Mal sehr schnell: „**Pater in manus tuas commendo spiritum meum. Redemisti me, Deus veritatis.**" (In deine Hände befehle ich meinen Geist, Vater; du hast mich erlöst, Gott der Wahrheit). Hierauf wurde er still, und als man ihn rüttelte, rieb und ihm zurief, öffnete er die Augen nicht und gab auch keine Antwort. Spä=ter gelangte **Luther** wieder zum Bewußtsein, und in diesem Augenblicke richteten **Dr.** Jonas und M. Celius folgende Frage an ihn: „**Verehrungswürdiger Va=**

ter! Wollet ihr auf Christum und die Lehre, wie ihr die geprediget, beständig, sterben?" Es war gefährlich, eine solche inhaltschwere Frage einem Sterbenden vorzulegen, dessen Bewußtsein und klare Denkkraft im Schwinden war. Allein Luther sprach so fest, daß man es deutlich hören konnte: „Ja!" Gleichsam als hätte er nun sein letztes Geschäft verrichtet, sein Werk vollendet und gekrönt, seine Rechnung mit der Erde abgeschlossen, wendete er sich auf die andere Seite und begann zu schlummern. Nach einer Viertelstunde wurde er plötzlich sehr bleich, holte tief, doch leicht Athem und entsendete noch vor Anbruch des Tages seinen kühnen Geist.

Ruhig und sanft war das Hinscheiden des erhabenen Mannes!

So starb **Dr.** Martin Luther am 18. Hornung 1546 zu Eisleben in der Grafschaft Mansfeld. Als schon die Heldenseele entschwunden war, wollten die Umstehenden den Gedanken daran noch nicht ertragen. Vor dem Verscheiden waren auch der Graf Heinrich von Schwarzburg und seine Gemahlin an das Krankenbett gekommen. Diese und die Mansfeld jammerten laut, und rieben sammt Jonas, Celius und Aurifaber den Todten noch längere Zeit, bis sie der Gewißheit weichen mußten. Früh um vier Uhr erschienen der Fürst Wolf von Anhalt, mehrere Grafen und Herren und alle erhoben ihre Stimme und weinten laut, wie der große Verklärte so schön gesagt hatte. Alsdann strömten auch die Bürger von Eisleben herbei und ergossen heiße Thränen über den todten theuren Leib. Am 19. Hornung ward die Leiche in die Hauptkirche zu St. Andreas getragen, begleitet von vielen Großen und der gesammten Bevölkerung der Stadt. Dort predigte **Dr.** Jonas, während M. Celius vor dem Abgang der Ueberreste des Reformators nach Wittenberg eine ergreifende Rede hielt. Der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen wünschte nämlich, daß der erhabene Todte seine letzte Ruhestätte an dem Orte, wo er seine öffentliche

Wirksamkeit eröffnet hatte, finden sollte. Nachdem die Grafen von Mansfeld nicht ohne Widerstreben eingewilliget, fuhr die Leiche am 20. Hornung 1546 von Eisleben ab. Graf Hans und Hans Hojer von Mansfeld geleiteten dieselbe mit 45 gerüsteten Pferden. Als der Zug der Stadt Halle sich näherte, strömte ihm der größte Theil der Bevölkerung entgegen. Unter den Thoren empfingen die Pfarrherren, der Rath der Stadt, und die Schullehrer mit allen ihren Zöglingen ehrerbietig die Leiche. Am 22. Hornung langte der Zug vor den Thoren von Wittenberg an, wo alle Professoren und Studenten der Universität, der Rath und die ganze Bürgerschaft versammelt waren. Mit großer Feierlichkeit wurden die theuern Ueberreste hierauf in die Schloßkirche gebracht, und dort hielt Dr. Bugenhagen eine rührende Predigt. Ihm folgte in lateinischer Rede Dr. Philipp Melanchton, um die verwaiste Kirche und hohe Schule einigermaßen zu trösten.

Der Eindruck, welchen der Tod des großen Reformators hervorbrachte, war überall gleich — tief, überwältigend, unermeßlich. Das Volk fühlte und wußte, daß sein edelster Wohlthäter, sein Schirm und Hort, sein Vater und Erzieher geschieden sei. Deshalb flossen die Zähren so bitter und heiß in Eisleben, deshalb strömten bei der Ueberfahrt der Leiche nach Wittenberg aus allen Ortschaften zu beiden Seiten des Weges die Einwohner herbei, um ihren Schmerz auszuklagen und die theuern Ueberreste zu segnen. In jedem Dorfe, in jeder Stadt wurden die Glocken geläutet, und Männer wie Frauen, Greise, Jünglinge und Kinder gingen schluchzend dem Leichenwagen entgegen.

Nicht blos Familien oder Gemeinden waren in Trauer versunken, sondern das Volk ..... es war eine Landestrauer, nicht jene kalte Ceremonie, wie sie bei fürstlichen Todesfällen öfters nur in Folge des Gebotes abgehalten wird, sondern eine tiefgefühlte, allgemeine, heilige Volksklage! Als Dr. Bugenhagen in der Predigt über der Leiche Luther's heftig weinend ausrief:

„Wer ist jetzt unser Hort, unser Vater? Wir sind verlassen, verwaist!“ brach die ganze Versammlung in den Schrei der Verzweiflung aus. Das Volk stürzte nieder, von Schmerz zerrissen; es erkannte klar seinen ungeheuren Verlust.

Dr. Martin Luther war einer der merkwürdigsten Charaktere, vielleicht der seltenste Mann der Weltgeschichte! Je unermeßlicher und schwerer das Werk der Kirchenverbesserung war, welches durch ihn vollführt werden sollte, desto sorgsamer schien die Vorsehung in der geistigen Ausstattung ihres Sendboten, desto aufmerksamer in der Wahl der Eigenschaften gewesen zu sein, welche zur Erfüllung seines Berufes nothwendig waren. Luther besaß viel umfassendere Kenntnisse und weit größere Gelehrsamkeit, als man später im Vergleich mit Melanchton gewöhnlich finden wollte. Er legte nur keinen Werth darauf, prunkte nicht damit, sondern verbarg sie eher. So mag sein Schatz von Kenntnissen Manchem freilich geringer erscheinen; wer dagegen Jahre lang sich mit ihm beschäftiget, stößt auf unzweideutige Zeichen des Gegentheils. Die Gelehrsamkeit war zugleich bei dem Reformator geistig durchdrungen, durch klares Urtheil lebendig. Nichts zeigte sich schärfer bei ihm ausgebildet, als der Verstand. Darum war er so folgerichtig im Denken, daß er für die personifizirte Logik gelten konnte. Es ist öfters der Fall, daß bei dem Menschen Gemüth und Verstand im umgekehrten Verhältniß stehen, eine Eigenschaft auf Kosten der andern das Uebergewicht hat. Bei Luther standen dagegen beide im reinsten Ebenmaaß. Gleichwie seine Denkkraft zu durchdringendem Scharfsinn, zu vollendeter Klarheit des Geistes sich erhob, so war seine Brust von einem vollen, warmen, herrlichen Gemüth erfüllt. Luther war weich wie ein Kind, und dies wird der rührendste Zug in seinem Bilde. Wenn man die Donnerstimme hört, mit der er die tausendjährige Kirche erschütterte, wenn man den eisernen Trotz gewahrt, welchen er der ungeheuern Uebermacht des Papstes entgegensetzte, so

kann nichts ergreifender, nichts wahrhaft rührender sein, als in dieser Heldengestalt die Unschuld und das weiche Gefühl eines Kindes zu erblicken.

Ehrwürdig war ferner die offene Gradheit, die redliche ächt deutsche Aufrichtigkeit des Reformators. Auch in den geheimsten Falten seines Herzens konnte keine Falschheit sich verbergen: er war stets wahr und treu, gerecht und gewissenhaft, selbst gegen Feinde. Damit verband er endlich den erhabensten aller Vorzüge des Menschen, — wirklich reine, unerschütterliche Uneigennützigkeit. Luther war Armin nach einer andern Richtung, der unbestechliche große Patriot in der Kirche, wie jener im Staate, und hierdurch ward erst seine wahre Größe vollendet.

In prachtvollen Palläſten, umgeben von allem Gepränge, allen Genüssen fürstlicher Größe lebten seine Gegner, die höchsten Würdeträger der Kirche, und der Mann des Jahrhunderts, der Erneuerer der Weltverhältnisse, weilte in einem schlichten Stübchen zu Wittenberg, zufrieden mit einem Häring als Mittagsmahl, und hoch erfreut, wenn ihm, als aufheiternder Genuß, des Abends das gute Wittenberger Bier in Gesellschaft seines lieben Gevatters, des kunstreichen Meisters Lukas Cranach, zu Theil wurde. Dieser Zug wird um so großartiger, als der Doktor kein Kopfhänger, kein trübseliger Schwärmer war, welcher Selbstpeinigung zur Schau tragen will, sondern ein froher, heiterer Mann mit empfänglichem Sinn für alle anständigen Freuden des Lebens. Seine humoristischen Tischreden und vornehmlich einer seiner Lieblingssprüche erwiesen Solches. „Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang," sagte der frohe Mann, „der bleibt ein Narr sein Leben lang!"

Dr. Martin Luther beherrschte die Welt durch sein Wort. Als er sprach: „das sollen sie lassen stahn!" mußten Kaiser und Papst sein Wort in der That unangetastet lassen; keine Heere, nicht die Schätze beider Indien, selbst nicht der geheimnißvolle Zauber der Schlüssel St. Peters waren im Stande, daran etwas zu än-

dern. Mit welchem unerschrockenen Freimuth Luther die Laster der Großen strafte und rügte, haben wir oben gesehen. Hoch über den Fürsten stehend, behandelte er sie fast wie Untergebene, und dies war bei Mißgriffen derselben nicht nur gegen die feindlich gesinnten Machthaber, sondern selbst gegen seine Anhänger, ja selbst gegen seinen Landesherrn der Fall. Für die protestantischen Höfe war jeder seiner Wünsche ein Befehl, für die katholischen ein jeder seiner Schritte ein Schrecken. Wie der eine Theil der Welt ihn liebte, fürchtete ihn der andere. Und ein solcher Mann, dieser Ordner und Leiter der Weltverhältnisse, bedankt sich tief gerührt bei dem Kurfürsten von Sachsen, als ihm derselbe zwei neue Röcke machen ließ, betheuernd das Tuch sei zu kostbar für ihn.

Welcher Meinung ihr auch sein möget, ihr Deutschen alle, seid gerecht gegen solche Größe; empfindet mit Stolz, daß Dr. Martin Luther ein Sohn eures ruhmwürdigen Vaterlandes, daß auch er ein Deutscher war!

Karl Freiherr vom und zum Stein.

Von

Dr. Bernhard.

Der Wille freier Menschen der — unerschütterliche Pfeiler jedes Throns.

Stein's politisches Testament.

Wo zu des Rheines heil'gen Wogen
Die Lahn in bunten Ufern rauscht,
Da ist ein Adler aufgeflogen,
Der früh dem Sphärenklang gelauscht,
Der frühe in des Lichtes Wonne
Die junge Seele eingetaucht,
Den früh der goldne Reiz der Sonne
Mit stolzer Sehnsucht angehaucht.

— — — — — —

Heil, fester Stein vom festen Steine!
Heil, stolzer, freier deutscher Mann!
Der in des Ruhmes Sonnenscheine
Vor aller Welt nun leuchten kann.

E. M. Arndt.

Karl Freiherr vom und zum Stein.

(Geboren am 15. Oktober 1757, gestorben am 29. Juni 1831.)

Im Jahre 1757, am 5. November, stäubte die Reichsarmee, ein treues Abbild des in trauriger Auflösung begriffenen deutschen Reichskörpers, vor Friedrich's II. Königs von Preußen Geistesgröße und entschiedener Thatkraft bei Roßbach auseinander, und es gab sich hiermit thatsächlich kund, daß in dem jungen Preußen eine neue Macht erstanden sei zur Wiedererweckung und Belebung der abgestorbenen und erlahmten Kräfte des deutschen Volks, ein geistiger Mittelpunkt, um und an welchen sich die getrennten Glieder anlehnen sollten, aus welchem sie erneute Kraft zu ziehen vermöchten. In demselben Jahre, am 15. Oktober, wurde Heinrich Friedrich Karl aus dem alten reichsfreiherrlichen Geschlechte der vom und zum Stein zu Nassau an der Lahn geboren, an deren linkem Ufer sich ein Berg erhebt, der noch in seiner Mitte die alte Stammburg dieses Geschlechtes trägt, während seine Spitze durch das Stammschloß der nassauischen Herzogsfamilie gekrönt ist. Die Stein sind eines jener alten Geschlechter, welche die ureigene deutsche Freiheit, die in längst verklungenen Zeiten jedem Deutschen als angeborenes Recht zustand, aus den uralten Wäldern unter den Stürmen verhängnißvoller Zeiten und Ereignisse sich in die neuere Zeit herüber gerettet hatten und nun noch als Standesvor-

zug besaßen was ehmals Allgemeingut des ganzen Volkes gewesen. In solchen Geschlechtern konnte sich ächtdeutsche Weise und vaterländische Gesinnung am längsten erhalten, denn der Ahnen Sitten und Ansichten erbten vom Vater auf den Sohn mit den Stammgütern fort, und sie gehörten keinem beschränkten und beschränkenden Einzelgebiet, sondern nur dem großen Ganzen an. Wie also schon sein Geburtsort an dem Rhein, an welchem sich Deutschlands Geschichte in voller Großartigkeit entwickelt hat, und sein Stamm, der fränkische, von jeher das Bindeglied aller deutschen Stämme, — so wies auch insbesondere seine Familienstellung den jungen Stein auf das große Gesammtvaterland hin, machte seine Hoffnungen und Befürchtungen von dem Wohl und Wehe desselben abhängig und lenkte so seine Strebungen auf dessen Ruhm und Gedeihen.

Stein's Vater, der Reichsfreiherr Karl Philipp vom und zum Stein, war der Besitzer der Familiengüter und bekleidete zugleich als Ehrenamt eine Kammerherrnstelle bei dem Kurfürsten Emmerich Joseph von Mainz. Die Anwartschaft auf die Erlangung dieser Güter wurde durch ein Familienübereinkommen auf Karl, den dritten unter den Söhnen, den neunten unter allen Geschwistern, übertragen, während die beiden älteren Brüder auf andere Weise abgefunden wurden, und so gewann der kräftige Knabe schon frühe die Aussicht auf eine gesicherte und unabhängige Lebensstellung, — ein Umstand, der auf seine Charakterentwicklung nicht ohne Folgen geblieben sein mag. Denn bald entfalteten und bethätigten sich in ihm neben einer vielversprechenden Befähigung für die Wissenschaften, wie für das Leben ein auf das Hohe und Großartige gerichteter Sinn und eine siegesgewisse Entschiedenheit und Beharrlichkeit in der Verfolgung einmal erfaßter Zwecke, die nicht selten in Trotz und Eigensinn auszuarten drohten. Zur Sänftigung und Milderung dieses oft grell hervortretenden Charakterzuges trugen das christlich fromme Wesen der sanften Mutter und der ächt weibliche

Sinn einer älteren Schwester, Maria Anna, die als Aebtissin des freiadligen von Wallensteinischen Stiftes zu Homberg in Kurhessen starb, nicht wenig bei. Es soll diese Schwester im Ganzen viel Aehnlichkeit im Innern und Aeußern mit Stein gehabt haben, und desto größer mag ihr Einfluß auf den heranwachsenden Jüngling gewesen sein, wie denn überhaupt das ächte Weib am sichersten und nachhaltigsten auf den wahren Mann einzuwirken vermag.

Die Anwartschaft aber auf eine unabhängige und geachtete Stellung im Leben wirkte eben auch fördernd ein, indem sie verbunden mit der Behandlung, die einem dazu Berechtigten von seiner ganzen Umgebung zu Theil wird, das kräftige Emporblühen einer edeln Freimüthigkeit und Offenheit begünstigte, welche, tief in dem Wesen des Knaben wurzelnd, sich unter allen Verhältnissen des Lebens in dem Manne erhalten und nicht selten da, wo sie sich rücksichtslos zeigte, ihm Verkennung und Feindschaft zugezogen hat.

Von einem treuen und gewissenhaften Lehrer unterrichtet und erzogen, verlebte so Stein die heiteren Tage der Jugend auf dem Stammsitze seiner Familie zu Nassau in der wildromantischen Lahngegend, stets die Burg seiner Ahnen auf dem nahen Berge, wie ein zum Auffluge mahnendes Wahrzeichen, vor Augen.

Da er sich für eine staatsmännische Laufbahn entschied, so bezog er 1773, in seinem siebenzehnten Jahre, wohl vorbereitet die Universität Göttingen, auf welcher zu jener Zeit, besonders durch den kräftigen und entschlossenen Schlözer, eine freiere und würdigere Auffassung des Staatsrechts, verbunden mit einer unbefangeneren Ansicht der Geschichte, Platz zu greifen begann. Allgemeines deutsches Recht aber, so wie die Staatswissenschaften waren es, denen hier Stein während seines vierjährigen Aufenthaltes seine volle Thätigkeit zuwendete, womit er jedoch das eifrigste Studium der deutschen Geschichte verband, für welche seine frühe Vorliebe noch

in späteren Zeiten die schönste Früchte entwickeln und reifen sollte.

Um die Kenntnisse, die er sich auf diese Art in der Wissenschaft erworben hatte, nun auch mit den wirklichen Verhältnissen des Lebens in Vergleichung und Einklang zu stellen, unternahm Stein nach vollendeten akademischen Studien eine längere Reise durch Deutschland, verweilte eine geraume Zeit in Wien, an dem Kaisersitze, besuchte mehrere deutsche Fürstenhöfe und arbeitete dann nach der Sitte jener Zeit zur Vollendung seiner Vorbereitung für eine praktische Thätigkeit ein Jahr in Wetzlar bei dem Reichskammergerichte, in welchem, als dem höchsten Gerichtshofe, alle Interessen und Verhältnisse des gesammten deutschen Vaterlandes ihren Mittelpunkt fanden. Jetzt nahte sich für Stein ein wichtiger Zeitpunkt, da er sich entscheiden sollte, in welchem Lande er seine Laufbahn eröffne. Seine Familie versammelte sich zur Berathung hierüber in Mainz; aber während die Glieder derselben aus alter Anhänglichkeit an das Kaiserhaus für den Eintritt in dessen Dienste gesinnt waren, neigte sich der junge Stein zu dem jugendlichen Preußen; denn mit richtigem Instinkte ahnete er die schon in seinem Geburtsjahre angekündigte Bestimmung desselben: die Verjüngung Deutschlands anzubahnen und zu erwirken.

Das Fürstenhaus, in welchem sich diese Aufgabe kund gab, die hoch aufstrebenden Hohenzollern, aus Deutschlands Südwesten in seinen Nordosten als tüchtige Grenzhüter und Markgrafen versetzt, wandelten zuerst das rohe Land und die ungeschlachten Bewohner in urbaren Boden für deutsche Gesittung und Bildung um, ihn von slavischem Wesen und mittelalterlicher Barbarei reinigend. Dann unternahm es ihr größter Sohn, Friedrich II., das neugeschaffene Königreich durch die überragende Kraft seines Geistes in die Reihe der europäischen Großmächte einzuführen, die bisher in stolzer Verachtung darauf herabgesehen hatten, indem er zugleich in ihm die Idee des Staates, wie sie in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts aufgefaßt wurde, zu verwirklichen verstand. Es galt da-

mals, alle Kräfte des Staates und der Genossen desselben, die das Mittelalter in der Zerrissenheit des Lehnswesens getheilt und geschwächt hatte, in eine Einheit zusammen zu fassen, und diese Einheit bildete zu jener Zeit der Fürst. Dies war allgemeine Ansicht der Zeit, die sich in Ludwig's XIV. bekanntem Ausspruch „l'état c'est moi" (der Staat — das bin ich) am Augenfälligsten kund that. Friedrich II. aber ragte über die Ansichten seiner Zeit hinaus, indem er es als Zweck des Staats und als Pflicht des Fürsten anerkannte, die in der Einheit zusammengefaßten Kräfte wieder zum Wohl des Ganzen und des Einzelnen zu verwenden, somit den Regenten als den ersten Diener des Staates erklärend, und dem Einzelnen die Berechtigung zur freien, ungehemmten Entwickelung seines geistigen Lebens zuerkennend, da er Denk- und Glaubensfreiheit als unveräußerliche Güter jedes Staatsgenossen verkündigte. Ein solcher Staat, der die Vielheit der Interessen und Strebungen, in einer kräftigen Einheit vereinigt, zum Vortheile des Ganzen verwendete, dabei aber der Entfaltung und Ausprägung des geistigen Lebens in seinen einzelnen Bürgern freien Raum gestattete, ein Staat endlich, der durch die großartigsten Kriegsthaten seine Kraft erprobt und sich die Anerkennung und Bewunderung Deutschlands und Europa's errungen hatte, war vor allen berufen, die getheilten und gespaltenen Sonderinteressen der deutschen Ländergebiete und Stände in einem Brennpunkte, dem Wohle des großen Vaterlands, durch die Macht des Geistes, wodurch er selbst sich erhoben, zu vereinigen und somit auf die deutscheste Weise, durch geistige und sittliche Entwickelung und Bildung, gepaart mit äußerer Macht, die Wiedervereinigung Deutschlands zu erzielen.

Solche Ahnungen, wenn gleichwohl noch nicht zu klaren Anschauungen gediehen, waren es, welche den jugendlich emporstrebenden Stein bewogen, gegen die Ansichten und Gewohnheiten seiner Familie, sein Schicksal an Preußens glänzend sich erhebendes Gestirn zu knü-

pfen. Er begab sich nach Berlin und wurde auf seine Bitte im Jahre 1780 als preußischer Bergrath zu Wetter in der Grafschaft Mark angestellt. Auf diese Art sah sich Stein in eine Landschaft versetzt, deren Bewohner die Ansichten und Sitten ihrer Vorfahren eben so treu bewahrten, wie sich ihre reindeutsche Abstammung in ihrem ganzen Körperbau, ihren blonden Haaren und blauen Augen unverkennbar ausdrückt, und so war es dem jugendlichen Freiherrn vergönnt, seine deutsche Natur unter den Einflüssen ächtdeutschen Seins und Wesens zu männlicher Charakterfestigkeit sich entfalten und heranreifen zu lassen. Auch gewann und bewahrte Stein für diesen ersten Schauplatz seiner amtlichen Thätigkeit, der seiner Eigenthümlichkeit so sehr entsprach, eine ungemeine Vorliebe.

Mit regem Eifer und kräftiger Beharrlichkeit vervollkommnete er jetzt die Kenntnisse, für den bergmännischen Beruf, welche er durch Studien und durch die auf seinen Reisen gewonnenen Anschauungen errungen hatte, und war bald befähigt, den Anforderungen seines Amtes vollständigst zu entsprechen. Zur Erweiterung seiner bergmännischen Kenntnisse aber und zur Vollendung seiner Ausbildung durch den Vortheil eigener, großartiger und lebendiger Anschauungen unternahm Stein im Jahr 1786 mit seinem Freunde, dem Grafen von Reden, der gleiche Zwecke verfolgte, und dem bekannten Grafen von Schlabrendorf eine Reise nach Großbritannien, deren Erfolge vollkommen seinen Absichten entsprachen. Wichtiger aber für die Stellung, die er später in den großen Angelegenheiten Preußens, ja des Gesammtvaterlandes einnehmen sollte, waren die Blicke, die er hier in das großartige Staatsleben eines stammverwandten Volks zu thun Gelegenheit fand, und die daraus gewonnenen Ansichten und Eindrücke, die mächtig auf des strebsamen Mannes Geist einwirkten, haben später die schönsten Früchte für das eigene Vaterland getragen. Nach seiner Rückkehr wurde Stein zum Bergamts-Direktor befördert und ar-

beitete rüstig in seinem Berufe fort. Durch seine Pflichttreue, seine Gerechtigkeit und strenge Unparteilichkeit erwarb er sich bald die allgemeine Anerkennung und Achtung, wenn es auch bei seiner strengen, oft herben und derben Weise nicht ausbleiben konnte, daß er zuweilen für stolz und hart galt; denn er war hierin, wie in seinem ganzen Wesen, ein Deutscher der früheren Jahrhunderte, ein wahrer Stein, fest und kräftig, aber auch hart und eckig. In dieser Zeit gründete auch Stein durch seine Vermählung mit der Reichsgräfin von Wallmoden-Gimborn, einer sanften und milden Frau, das Glück seines häuslichen Lebens, wie auch gerade jetzt seine äußere Lage durch den Antritt seiner Stammgüter, die er durch den Tod seines Vaters überkam, sich höchst günstig gestaltete. Bereits fing denn auch Stein's Tüchtigkeit und Brauchbarkeit an, die Anerkennung der preußischen Regierung zu finden.

Als im Jahre 1793 das preußische Heer vom Mittelrhein nach Westphalen zog, welches Land durch die Oesterreicher, die den Winter vorher hier gelegen, arg gelitten hatte, so stellten sich für eine hinreichende und zweckdienliche Verköstigung und Verpflegung desselben die größten Schwierigkeiten heraus. Zur Hebung derselben wurde eine eigene Verpflegungs-Kommission ernannt und Stein mit der Leitung derselben betraut, — ein Vertrauen, welchem er auf das Beste entsprach, indem er theils durch das Heranziehen sachkundiger Mitglieder, theils durch die Anordnung der geeignetsten Maaßregeln bald für die reichlichste Verköstigung und die wohlthuendste Verpflegung der Soldaten Sorge zu tragen wußte.

Sogleich nach Vollziehung dieses Auftrags wurde denn auch Stein zum Direktor der Kriegs- und Domänenkammer, und noch in demselben Jahre 1793 zum Präsidenten derselben ernannt. Ein größerer und umfassenderer Wirkungskreis wurde ihm aber eröffnet, als er im Jahre 1796 zum Oberpräsidenten der westphälischen Kammer zu Wesel, Hamm und Minden ernannt

wurde. In dieser Stellung erwarb er sich die größten Verdienste um die ihm anvertrauten Länder. Er zerschlug die großen Domänen und vertheilte sie unter die Bauern, wodurch er eine bedeutende Anzahl wohlstehender Bauernfamilien, die sicherste Grundlage jedes Staates, schuf, und ließ die bis dahin höchst unfahrbaren Landstraßen Westphalens in bequeme Chausseen umwandeln. Zugleich weckte und pflegte er die Gewerbthätigkeit der Bewohner, begünstigte die Anlegung von Fabriken und förderte die schon bestehenden, belebte den Handel und sorgte für eine geregelte Bewirthschaftung der Forste. Kurz, er unterstützte alle Unternehmungen, die dem Ganzen und dem Einzelnen vortheilhaft waren, und sorgte so für das Wohl des Staates, indem er den einzelnen Genossen desselben, wo und wie er nur konnte und wußte, Unterstützung angedeihen ließ. So wirkte er mit jugendlicher Kraft für das Gute, und er selbst erwähnte noch in späterer Zeit dieser Jahre als der glücklichsten seines Lebens. Auch bewahrten die Bewohner Westphalens sein Andenken in treuer Brust; sie nannten ihn, als er nach langen Jahren zu ihnen zurückkehrte, noch immer am liebsten ihren „alten Oberpräsidenten.“ Selbst in unangenehmen und ihrer Natur nach leicht anstößigen Geschäften, wie die Einziehung der geistlichen Stifter Münster und Paderborn war, die er im Jahre 1803 zu bewerkstelligen hatte, wußte sich Stein durch strenge Unparteilichkeit und offene Gerechtigkeit wenigstens die ungetheilte Achtung aller Betheiligten zu erwerben. Zugleich wurden durch die verschiedenartigen Geschäfte, die er in dieser Stellung zu leiten und zu ordnen hatte, so wie durch die Bekanntschaft, die er hierbei mit allen Kreisen des Volkes, ihren Wünschen und Bedürfnissen gewann, sein eigener Blick erweitert, seine Ansichten berichtigt und geläutert, seine Umsicht und Geschäftsgewandtheit in hohem Grade gefördert, und so seine Kraft und Tüchtigkeit für die Leitung des Staates, die er bald übernehmen sollte, auf das Sicherste entwickelt und gestählt.

Im Jahre 1804 wurde Stein nach dem Tode des Ministers von Struensee in's Ministerium nach Berlin berufen und ihm das Departement der indirekten Abgaben, der Accise und Zölle, des Salzwesens, der Fabriken und des Handels, der Verwaltung der Staatsschulden, der Seehandlung und der Bank übergeben.

Betrachten wir jetzt zuerst die Lage und die Verhältnisse des Staates, zu dessen Mitleitung Stein hierdurch berufen wurde. Wir haben oben gesehen, daß unter Friedrich's II. Regierung der preußische Staat vollkommen der Idee, welche jene Zeit von ihm hatte, entsprach, indem er einerseits die vielartigen Kräfte und Strebungen der Stände und einzelnen Genossen desselben in einem großen Interesse, dem Wohle des Ganzen, zusammenfaßte, anderseits der Entwicklung des Einzelnen durch ungehemmte Denk- und Glaubensfreiheit den für jene Zeit genügenden Raum gewährte. Die Regierung und Verwaltung desselben war eine durch und durch geistige, von Ideen getragene und belebte. Alles dies aber hatte sich mit dem Tode des großen Königs geändert. An die Stelle des Gemeinwohls, welches unter Friedrich's II. Regierung als der letzte und hauptsächlichste Zweck der Staatsverwaltung gegolten hatte, war unter seinem Nachfolger der Wille des unumschränkten Fürsten, und, was noch viel schlimmer war, die schnöden Privatinteressen einer argen, dem Sinnengenuß und der Frömmelei ergebenen Partei, welche den König und durch ihn den Staat lenkte, getreten. Dabei wurden die schreiendsten Eingriffe in die von Friedrich II. eingeräumten Denk- und Glaubensfreiheit durch beengende und die freie geistige Entwicklung des Einzelnen hemmende Religions- und Censur-Edikte gethan, und der Staat, welchem Friedrich II. einen Schatz von siebenzig Millionen Thaler hinterlassen hatte, mit einer Schuldenlast von vierundzwanzig Millionen Thaler beschwert. Und, was noch das Schlimmste war, die ganze Form der Staatsverwaltung blieb, während der belebende Geist aus ihr entschwunden war.

Hier zeigte es sich denn so recht deutlich und unwiderleglich, daß unumschränkte Fürstenherrschaft, wenn sie auch unter einem großen Regenten zum Heile des Staates angewendet werden kann, doch gerade der wesentlichsten Grundlage, der Stetigkeit und Dauer ihrer Absichten und Zwecke, entbehrt, welche dem Staate nur großartige, durch das Gesetz befestigte und gesicherte Einrichtungen und Anstalten zu geben vermögen, die den Einzelwillen stets in der Bahn und Richtung nach dem Gesammtwohl festhalten. Solche Einrichtungen und Anstalten sind aber nur durch eine wohlgeordnete Verfassung, welche dem Volke die Mitwirkung an seiner Regierung sichert, zu gewinnen. Auch fing man bereits zu jener Zeit in Preußen, wie in ganz Deutschland an, besonders durch die eben bezeichneten Mißstände veranlaßt, sich nach Verbesserung der staatlichen Verhältnisse zu sehnen, wenn man auch für jetzt die dahin führenden Mittel noch nicht klar erkannt und begriffen hatte. Man fühte den Druck und wünschte die Hebung desselben. In einiger Beziehung brachte diesen der Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's III., indem die schreiendsten Mißbräuche, das bekannte Wöllner'sche Religionsedikt und die in letzter Zeit beliebte Kabinetsjustiz, an die man sich in Preußen nicht mehr gewöhnen konnte, aufgehoben wurden. Im Ganzen zeigten sich überhaupt unverkennbar humane und volksfreundliche Tendenzen der Regierung. Aber die alte, erstarrte Form der Staatsverwaltung blieb, und es fehlte der Geist, sie neu zu beleben und zeitgemäß umzugestalten. Schwere Schulden drückten das Land, und zu ihrer Tilgung waren neue Steuern erforderlich. Ein schroffes Junkerthum lagerte sich über das Volk, da dem Adel allein der Zutritt zu den höchsten Stellen in Civil und Militär offen stand. Das Soldatenthum, stolz auf die durch Friedrich's II. Geist errungenen Lorbeeren, die es selbst nicht erkämpft hatte, war trotzig und übermüthig, und legte seine Verachtung gegen den Bürgerstand oft in rohester Weise an den Tag. Und obwohl der König

selbst ein solches Benehmen höchlichst mißbilligte, so traf doch die Uebermüthigen selten oder nie die gerechte Strafe, indem die Minister, die fast ausschließlich aus dem Militärstande genommen wurden, gleiche Verachtung des Volkes mit dem untersten Lieutenant theilten und sich als eine bevorrechtete Kaste betrachteten, der ein kleiner Muthwillen und eine „unschuldige Neckerei" gegen den Bürger- und Bauernstand wohl zu gestatten sei.

Zugleich aber entbehrte der Staat aller Einheit der Leitung, da zu viele, oft von den verschiedenartigsten, meist selbstsüchtigen Interessen geleitete höchste Beamte sich darein theilten. Es gab zu Zeiten sechszehn Minister, zwei bis drei Justizminister, ebensowiel Kultusminister. Neben diesen oder vielmehr über ihnen, wenn auch dem Range nach unter ihnen, standen ein oder zwei Kabinetsräthe, die fast nur allein mit dem Könige arbeiteten und so eigentlich den höchsten Einfluß übten. Während diese aber bürgerlichen Standes waren, pochten die Minister auf ihre adlige Herkunft und militärische Stellung, und so herrschte ein steter Hader und Krieg in allen Zweigen der Verwaltung. Nun waren aber auch noch viele von den höchsten Staatsbeamten aus den Zeiten der Regierung Friedrich Wilhelm's II. überkommen, ohne allen geistigen Aufschwung und jede sittliche Erhebung; wir nennen nur den Minister von Haugwitz und den Kabinetsrath Lombard, um unser scheinbar hartes Urtheil zu begründen. Aus diesen Verhältnissen wird sich denn auch leicht das schwankende und unsichere Verhalten des preußischen Kabinets in den äußern Angelegenheiten des Staates zu jener Zeit erklären.

In solche Verhältnisse trat Stein durch seine Berufung in's Ministerium im Jahre 1804, — ein Mann, der auf Vernunft und Erfahrung gestützte Grundsätze hatte und gewohnt war, dieselben mit eiserner Folgerichtigkeit zu verfolgen, ein Mann, der, gestützt auf das Bewußtsein seiner guten Absichten und seines redlichen Willens, jedes Rücksichtnehmen, jede Scheinbewegung

und jeden krummen Weg verschmähte, der die Erreichung eines Zweckes alsbald aufgab, wenn sie nicht in gerader, offener Weise möglich war, — mit einem Worte: ein Charakter, und jeder Zoll ein Mann.

Schon damals wurde denn auch Stein durch die Stimmen einsichtsvoller Beurtheiler der Zeitverhältnisse als der Mann bezeichnet, von dem Preußens Heil zu erwarten sei, dessen Platz eigentlich der eines ersten Ministers wäre. Ihr Urtheil lautete so: „Er sei ein feuriger, vielwissender, energischer Mann; von einer in ihm entstandenen Idee gehe er nie ab; er fürchte Nichts über und neben sich und familiarisire sich nicht mit dem, was unter ihm sei. Seine Rechtschaffenheit sei ohne Makel, seine Thätigkeit kenne keine Grenzen. Er wage es, alte Formen, die ihm zweckwidrig schienen, zu zerbrechen, und habe Kraft und Phantasie genug, etwas Anderes an die Stelle zu setzen. Und wenn er auch viele Mißgriffe machen würde, seine Ueberzeugung nicht immer die richtigste sein sollte, so würde er doch ein festes, unabänderliches System annehmen und sowohl in den äußeren, als inneren Staatsverhältnissen solches durchführen, und wenn selbst ein falsches System angenommen würde, so wäre es doch besser, als gar keins."

Obwohl nun die Wirksamkeit Stein's durch die oben gezeichnete Lage der Dinge, wie durch sein eigenes Wesen vielfach gehemmt war, so leistete er doch Großes und Wichtiges. Alsbald nach seinem Eintritte in's Ministerium bewirkte er die Aufhebung sämmtlicher binnenländischer Zölle im Innern von Preußen, wodurch der Handel von den unnatürlichen Hemmungen befreit, und das dem preußischen Staate so nothwendige und ersprießliche Bewußtsein des Zusammengehörens und somit die Idee des gemeinsamen Vaterlandes in dem Geiste und Herzen der Genossen der verschiedenen Stämme, die unter einer Regierung standen, geweckt und belebt wurde. Nicht minder wohlthätig für die Ersparung unnöthiger Ausgaben sowohl, als für die Einheit und Kraft in der Leitung wirkte

die Vereinfachung der Verwaltung, die er in den unter ihm stehenden Zweigen oder Departements einzuführen wußte. Die traurige Lage, in welcher sich gerade damals die preußischen Finanzen befanden, nöthigten ihn zur Schaffung eines Papiergeldes, der sogenannten Tresor- oder Kassenscheine, einer Maaßregel, die zu jener Zeit vielfach getadelt wurde, sich aber bis jetzt als ein treffliches Erleichterungsmittel für den Handel und Verkehr erprobt hat.

Auf die Richtung der preußischen Politik nach Außen aber konnte Stein damals noch keinen Einfluß gewinnen. Vergeblich widersetzte er sich der Eingehung des Haugwitzischen Vertrags mit Frankreich, wodurch Preußen sich für seine altangestammten Länder in Franken, Anspach und Baireuth, das von Napoleon besetzte Hannover widerrechtlicher Weise abtreten ließ. Er vermochte nicht durchzudringen.

Selbst in der Verwaltung seines eigenen Departements sah sich Stein durch den Kabinetsrath Beyme vielfach gehemmt. Dieser Mann war so recht das Widerspiel von Stein. Man kann nicht sagen, daß er gerade schlimme Absichten verfolgte; aber er ermangelte jeder schöpferischen Kraft. Ihm galt es als Aufgabe, die Staatsmaschine in ihrem gewohnten Gange zu erhalten; er fügte sich in alle Verhältnisse und griff doch überall ein, wo es ihm die Umstände gestatteten, aber nicht nach einem festen Plane, sondern so, wie es eben ging. Von den adligen Ministern wegen seiner bürgerlichen Herkunft angefeindet und nicht selten geringschätzig behandelt, trat er weder durch Gewinnung des Adels, was ihm leicht möglich war, in ihre Reihen über, noch setzte er ihren Anmaßungen Kraft und Würde entgegen; er bewegte sich schwankend hin und her. Gleichwohl hatte Beyme einen überwiegenden Einfluß auf den König, und der Staatswagen bewegte sich im alten Geleise, mochte es auch noch so ausgefahren sein.

Jetzt aber nahte das Verhängniß; Preußen sah sich genöthigt, endlich den lang vermiedenen Krieg mit Frank-

reich zu beginnen, und wenn Börne irgendwo höchst witzig sagt, Friedrich II. habe die Schlacht bei Jena verloren, so ist dies in so fern wahr, als die alte, von ihm geschaffene Form des Staates, die sein Geist verlassen, im Zusammenstoß mit einer neuen, von den Strebungen der Zeit und einem gewaltigen Genius hervorgerufenen Ordnung der Dinge zusammenbrach. Stein begab sich mit dem Königshofe nach Königsberg, gerieth aber jetzt in neue feindselige Berührung mit Beyme, in deren Folge er im Frühjahr 1807 seine Entlassung aus dem preußischen Staatsdienste in höchst ungnädigen Ausdrücken erhielt. Getragen und gehoben durch das Bewußtsein seines Werthes und seines reinen Willens, zog sich Stein auf seine Stammgüter im Nassauischen zurück, wo er bald in eine schwere Krankheit verfiel. Am 9. Juli 1807 wurde der Friede zu Tilsit geschlossen, in welchem Preußen, Friedrich's des Großen Preußen, „auf die Verwendung Seiner Majestät des Kaisers der Russen" kaum die Hälfte seiner Länder zurück erhielt.

Mit diesem erniedrigenden Frieden begann ein neuer und rascher Umschwung der Dinge. Die alte Form der Staatsverwaltung war untauglich geworden; dies lag am Tage. Auf dem früheren Wege konnte man das Vorhandene nicht einmal erhalten, geschweige denn das Verlorene wieder gewinnen. Es mußte eine neue Kraft geschaffen werden, tüchtig und stark genug, den Staat, der aus seinen Fugen zu brechen drohte, zu erhalten und die erstorbenen Glieder neu zu beleben. Und wo war diese anders zu finden, als im Volke, welches in diesen Zeiten des Unglücks die rührendsten Beweise seiner Treue und Hingebung für das Vaterland und das Regentenhaus gegeben, während das Junkerthum im Civil- und Militärstande vielfach Hohlheit und Faulheit, sowie engherzige Ichsucht an den Tag gelegt hatte. Dies fühlte der König, dies empfand noch tiefer die hochsinnige Königin Louise, eine Frau von ächt deutschem Wesen und vaterländischer Gesinnung.

Dies erkannten Alle, deren Herz von Vaterlandsliebe erwärmt, deren Geist von klarer Einsicht in die Zeit und ihre Verhältnisse erhellt war. Aber zu dieser Umgestaltung bedurfte es eines Mannes von hellem Blicke, vielfachen Erfahrungen und einer seltenen Willensstärke und Festigkeit. Als ein solcher hatte sich der erst vor Kurzem in Ungnade entlassene Freiherr von Stein stets erwiesen. An ihn wandte sich daher der König in einem huldvollen Handschreiben und berief ihn zurück, um als erster Minister die Umgestaltung des Staates mit fester Hand zu leiten. Und obschon Stein noch krank darnieder lag, als das königliche Schreiben bei ihm eintraf, er zögerte keinen Augenblick; — das Vaterland rief ja ihn durch die Stimme des Königs zu einem großen Werke, und einem solchen Rufe entzieht sich ein Mann des Volkes, der dessen Wohl nicht im Munde, sondern im Herzen trägt, entzieht sich ein deutscher Mann, wie Stein, nie.

Groß war die Aufgabe, welche Stein übernahm, schwierig die Ausführung. Dies sah man damals allgemein ein. Ein geistreicher Beobachter der Zeitumstände warf bei Stein's Eintritt in sein neues Amt folgende Frage auf: „Hat der Herr von Stein den schlüpfrigen Boden der Premier-Ministerschaft gehörig untersucht? Fühlt er sich durch die Ueberlegenheit seines Geistes allen den Hindernissen gewachsen, die sein eigener Stand, der Adel, ihm in den Weg legen wird, um ihn, einen Ausländer, von einem erhabenen Posten zu verdrängen, wo er Alles verdunkelt, was sich gerne neben ihm geltend machen möchte? Sieht er ein, daß der preußische Staat zu einem Augiasstalle geworden ist, der nur durch einen Herkules gereinigt werden kann, und daß ihm bei aller seiner Energie diese Reinigung nie gelingen wird, wenn er sich nicht mit dem Geiste der Zeit in's Gleichgewicht setzt, mit einem Geiste, welcher die Vernichtung der erblichen Privilegien fordert und der Souveränetät ein ganz neues Fundament zu geben verspricht?! Ist er endlich davon überzeugt, daß es

nicht blos auf die Reorganisation des einen oder des andern Zweigs der öffentlichen Verwaltung ankommt, sondern auf den Bau einer ganz neuen Regierung, die von der alten gänzlich verschieden ist, und daß also diese Wiedergeburt nur unter der Bedingung gelingen kann, daß sich die Herrschaft der Prinzipien plötzlich erweitert?" Sehen wir nun, wie Stein selbst seine Aufgabe begriff und erfaßte, und welches die Grundsätze waren, mit welchen er an das Ruder des Staates trat und die er in dessen Mark und Leben übergehen zu lassen trachtete. *)

„Was dem Staate" (so sprach Stein sich aus) „an extensiver Größe abgeht, muß er durch intensive Kraft gewinnen. Das Alte ist vergangen, es muß Alles neu werden, wenn das zertrümmerte Preußen wieder Bedeutsamkeit im europäischen Staatenbunde erhalten soll. In dem Ueberbleibsel des ehemaligen größeren Staates sind feindselige Elemente vorhanden. Diese müssen weggeschafft werden, daß Alles ein Ganzes werde. Die verschiedenen Stände im Staate sind wegen der Gunst, die der eine genoß, mit den minder begünstigten im Streit. Eintracht gibt Stärke. Gleiches Recht, was alle Staatsglieder umfaßt und dem einen Stande nicht mehr gewährt als dem andern, muß herrschen, wenn Eintracht einkehren soll. Allen Einwohnern gleiche Pflichten gegen den Staat! Jeder muß persönlich frei sein und nur Einen Herrn haben, den König mit seiner Gesetztafel in der Hand. Und damit Pflicht und Recht gleich und die erstere keinem Einzelnen drückend werde, — eine Nationalrepräsentation, durch deren Mitwirkung bessere Gesetze zu

---

*) Wir entheben seine eigenen Worte „den preußischen Staatsmännern," einer Schrift, die mit gediegener Sachkenntniß und staatsmännischem Takte eine weise Mäßigung verbindet, und welcher unsere Darstellung viel verdankt.

Stande kommen, als durch Beamtenrath! Freier Gebrauch seiner Kräfte, Fähigkeiten und Geschicklichkeiten muß jedem Menschen im Staate gewährt werden, so lange er nicht die Schranken verletzt und bricht, welche Religion, Sittlichkeit und Staatsgesetze, die das Ganze umfassen, vorschreiben. Alles Grundeigenthum im Staate muß jedem Erwerber zugänglich sein, Erleichterung des Besitzes und Erwerbes muß durch tüchtige Gesetzgebung gefördert werden. Die Bevormundung der Kommunen durch die Behörden oder durch einzelne Privilegirte ist ein gefährlicher Uebelstand, der allen Gemeinsinn unterdrückt. Sie muß enden. Niemand im Staate, weder eine Korporation, noch ein Individuum! dürfen Richter in eigener Sache sein. Daher Trennung der Justiz von der Verwaltung. Für Alle nur die nämlichen Gesetze, also auch nur eine richterliche Behörde, deren gesetzlicher Ausspruch für den Höchsten, wie für den Niedrigsten gilt! Keiner unfrei im Staate, nur der Verbrecher, der Religion und Sittlichkeit und heiliges Gesetz mit Füßen tritt! Auch der Dienstbote ist persönlich frei; sein Vertrag, welcher den Grundsätzen staatsbürgerlicher Freiheit nicht entgegen sein darf, bindet ihn an seinen übernommenen Dienst. Dasselbe Gesetz schützt ihn und seinen Herrn. Bildung erhebt ein Volk, und der höhere Grad derselben weist ihm seine höhere Stellung im Vereine der civilisirten Staaten an. Sie ist die wahre Lebensbedingung gedeihlicher Fortschritte in Ordnung, Kraft und Wohlfahrt. Der Staat muß diese Bildung fördern."

In solchem Geiste begann nun der neue Minister das große Werk der Umgestaltung Preußens mit eben so viel Umsicht und tiefer politischer Weisheit, als bewundernswerther Schnelle und Thatkraft. Sein großer Plan war: das Volk und jeden einzelnen Genossen desselben wieder für die längst eingeschlummerte und erstorbene Theilnahme an dem Staate und seinem Geschicke zu beleben, es zu diesem Zwecke an der Leitung des-

selben zu betheiligen, die bisher unterdrückten Stände von den schmählichen Lasten und Fesseln, worin sie die Barbarei vergangener Zeiten gestürzt, zu befreien, ein allgemeines freies Staatsbürgerthum zu gründen und so wieder Gemeingeist und Vaterlandsliebe zu erwecken und zu entflammen. Er wollte also nichts anders, als: dem preußischen Volke alle die Güter und Freiheiten auf dem Wege gesetzlicher Reform gewähren, welche die Franzosen in dem blutigen Drama ihrer Staatsumwälzung wohl erstrebt, aber unter Napoleon's Gewaltherrschaft theilweise wieder verloren hatten. Dadurch wurde es denn möglich, durch die überwiegende geistig sittliche Kraft, welche Preußen auf diesem Wege erlangen mußte, der auf die Trümmer der Revolutionsgrundsätze und der Volksfreiheit gebauten Macht des seine Mutter verläugnenden Sohnes der Revolution mit Erfolg entgegen zu treten und sie zu stürzen.

Die Weise aber, wie Stein diese große Reform bezweckte, zeugt eben so von seinem ächt deutschem Geiste als von tiefer, staatsmännischer Einsicht und steht der französischen Art der Umgestaltung schnurstracks entgegen. Stein beschritt den Weg des Gesetzes, die Franzosen die gefährliche Bahn der Volksaufregung und des Umsturzes. Während diese den Bau von oben begannen, und man möchte sagen, in ihrer Konstitution von 1791 zuerst das Dach des Staates herrichteten, suchte Stein zuerst einen tüchtigen und dauerhaften Grund in der gesetzlichen Ordnung der Gemeinden und Städte, so wie der Provinzialverwaltung zu legen, worauf denn das stattliche Gebäude einer Verfassung mit Volksvertretung sich ausbauen und sicher ruhen sollte. Wenn in Frankreich alle Kräfte und Tendenzen in der obersten Staatsregierung ihren Brennpunkt finden und in ihr aufgehen sollten, so strebte dagegen Stein, das Leben der einzelnen Glieder zu erwecken und zu kräftigen und dann die dadurch neuerwachten Strebungen zu einer gemeinsamen Thätigkeit für das Ganze, den Staat und das Vaterland, zu vereinigen. Wenn man daher mit Recht

der französischen Staatseinrichtung Mechanismus vorwerfen kann, so ist doch gewiß das Staatsleben, welches Stein beabsichtigte, ein naturwüchsiges, ächt organisches zu nennen.

Die Wahrheit der eben dargelegten Anschauung wird sich leicht aus einer Schilderung des Stein'schen Verfahrens im Einzelnen ergeben. Im September 1807 übernahm Stein sein neues Amt, und am 9. Oktober erschien bereits das Edikt, den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des Grundeigenthums, so wie die persönlichen Verhältnisse des Grundeigenthümers betreffend. Dieses Gesetz „erschütterte den mittelalterlichen Bau adliger Grundherrschaft in seinem Fundamente." *)

Die Lehns- und Erbunterthänigkeit war dadurch aufgehoben, der Bauer war nicht mehr am Boden gefesselt und zum Frohndienste verpflichtet. Alle Unterthanen der Monarchie erhielten das Recht, nach freiem, uneingeschränktem Willen Ländereien und Grundbesitze jeder Art zu kaufen und zu verkaufen. Während sonst der Adlige nur an einen Adligen seine Güter verkaufen durfte, war es jetzt jedem Unterthan, weß Standes er sein mochte, erlaubt, Ritter- und Bauerngüter, kurz: Grundeigenthum jeder Art zu erwerben. In gleichem Sinne überließ ein anderes Gesetz den Domanialbauern ihr Land zu unumschränktem Grundeigenthum. So ordnete Stein die Verhältnisse des Bauernstandes in einer Weise, welche die jetzt so viel geltende, sogenannte „historische" Schule „radikal" zu nennen beliebt, und doch war eben dieser Stein, der Reichsfreiherr vom und zum Stein, durch Geburt, Gesinnung und Handlungsweise eine ächt historische Persönlichkeit und seine Anordnungen stellten nur das ächt deutsche Verhältniß des freien Grundbesitzes wieder her, welchen die Rohheit und Gewaltthätigkeit des Mittelalters un-

---

*) Preußische Staatsmänner.

rechtmäßig mit Lasten und Bürden überladen hatte. Und gerade diesen Grundsätzen, welche die Bildung der Zeit, der so arg geschmähte „Zeitgeist," aufgestellt hat und welche Stein mit wahrhaft historischem Sinne befolgte und anwendete, verdanken die Herrn der „historischen Schule," die größtentheils den Ständen angehören, welche unter den Fußtritten der geharnischten Ritter und den Buß=psalmen der Mönche ihre Freiheit einbüßten, während sich Stein's Geschlecht die seinige erhielt, ihre jetzige gehobene Stellung. Haben sie etwa Lust, in jene Zu=stände der Knechtschaft und Erbunterthänigkeit zurückzu=kehren?

Nachdem so die alte Allodialfreiheit der Bauern wieder hergestellt war, gab Stein auch den Städten die ihnen theils mit Gewalt, theils durch List entrissenen Rechte zurück, überließ den aus ihrer Mitte frei ge=wählten Stadtverordneten und Magistraten die Verwaltung ihrer Angelegenheiten und ihres Gemeindehaushaltes und ordnete ihre Verhältnisse auf eine dem Zeitgeiste angemessene Art. Dies geschah in der ewig denkwürdigen Städteord=nung vom 19. November 1808, die noch jetzt die Grund=lage der Rechtsverhältnisse der preußischen Städte bildet. Sie ist ein ehrwürdiges Denkmal seiner staatsmänni=schen Einsicht und seiner hochherzigen Gesinnung, und wenn er auch sonst Nichts geschaffen hätte, als diese Städteordnung, so würde er schon hierdurch allein eine glänzende Stelle unter den Männern des Volks einnehmen.

„Alle Bürger ohne Unterschied des Stan=des und des Glaubens sind zur Theilnahme an den Gemeinde=Angelegenheiten berufen; sie üben diese durch die von und aus ihnen gewählten Stadtverordneten und die aus denselben hervorge=henden Magistrate. Diese Theilnahme ist Pflicht und Ehre zugleich." So suchte Stein durch die Betheiligung der Bürger an dem Wohl und Wehe ihrer Stadt auch ihr Interesse für die allgemeinen Angelegenheiten des Staates zu erregen und zu beleben und sie zur Theilnahme an der großen Nationalrepräsenta=

tion, die den Schluß seines Werkes bilden sollte, vorzubereiten und zu befähigen.

Um diese aber ganz stufenmäßig anzubahnen, erging dann noch die Verordnung, daß von jetzt an landständische Repräsentanten zu den Sitzungen der Provinzial-Regierungen gezogen werden sollten. Diese Verordnung erschien zwar erst nach Stein's Amtsaustritt am 26. Dezember 1808; sie war aber schon von ihm vorbereitet und so ganz in seinem Geiste, daß wir sie ohne Bedenken für sein Werk erklären. Die ihr zu Grunde liegende, auch in ihr selbst ausgesprochene Idee war, die Verwaltungsbehörde in innige Verbindung mit der Provinz zu setzen, in die Mitglieder der ersteren mehr Lokal-, Personal-, und landwirthschaftliche Kenntnisse zu bringen, dem Lande hingegen die Ueberzeugung zu geben, daß seine Interessen und Wünsche schon in der ersten Instanz berücksichtigt würden. Im Großen und Ganzen aber sollte diese Einrichtung das Vertrauen zwischen Regierung und Volk stärken und den Uebergang zur Nationalvertretung vermitteln. Sie ist aber nur in Königsberg, und auch hier nur auf kurze Zeit, in Vollziehung getreten, hat sich jedoch hier sogleich höchst ersprieslich erwiesen. Damit aber das so in seinen Verhältnissen und Rechten sittlich und geistig gehobene Volk auch das Bewußtsein seiner Kraft und damit den Muth zur Abwerfung der ihm aufgebürdeten Fremdherrschaft und zur Wiedererringung des verlorenen Kriegsruhms und der ihm entrissenen Landschaften gewinne, mußte die altdeutsche Waffenehre wieder hergestellt und an die Stelle des Soldatenthums eine volksthümliche Wehrverfassung geschaffen werden. Diesem großen Werke unterzog sich ganz in Stein's Sinn und Geist der edle Scharnhorst. Die entehrende Prügelstrafe wurde aufgehoben, der Zutritt zu den höchsten Sellen im Heere, der bis jetzt nur dem Adel zustand, auch dem bürgerlichen Verdienste eröffnet und der Grundsatz ausgesprochen, daß Jeder von unten auf dienen müsse.

In allen diesen Einrichtungen athmete ein frischer, volksthümlicher und zeitgemäßer Geist. In demselben war auch das Benehmen des Königs, seiner Gemahlin und seines ersten Ministers gehalten. Jedem, auch dem Geringsten aus dem Volke, war freier Zutritt zu ihnen gestattet; mit der freundlichsten Güte wurde jeder Wunsch, jede Klage vernommen und, so viel es in der damaligen Bedrängniß ging, jeder Noth abgeholfen.

So sollte Preußen gehoben und gekräftigt, dieser Geist allmählig über das Deutsche Gesammtvaterland verbreitet und damit die Möglichkeit und der Erfolg einer allgemeinen Schilderhebung des deutschen Volks gegen den fremden Unterdrücker angestrebt und erzielt werden.

Denn daß Stein bei seiner Umgestaltung des preußischen Staates nicht blos das Einzelinteresse desselben, sondern das gesammte Wohl des deutschen Vaterlandes bezweckte, beweist unter andern eine Stelle in einem Briefe an seinen Freund den Freiherrn von Gagern, ganz deutlich:

„Mein Wunsch," (so schrieb er) „Preußen vergrößert zu sehen, floß nicht aus einer blinden Anhänglichkeit an diesen Staat selbst, sondern aus der Ueberzeugung, daß die Zerstücklung Deutschland schwächt, um Nationalehre und Nationalgefühl bringt, es unfähig macht zu einer staatswirthschaftlichen Verwaltung und den Einzelnen indem es ihm einen der Hauptträger der Sittlichkeit, die Vaterlandsliebe, entzieht, herabwürdigt. Die deutschen Fürsten sollten doch bedenken, daß Deutschlands Unabhängigkeit gegen Rußland und Frankreich hauptsächlich auf den moralischen und materiellen Kräften Preußens ruht."

Zu diesem großen Zwecke bot sich nun Stein in dem neu gegründeten Tugendbunde ein wirksamer Bundesgenosse dar, den er denn auch eifrigst unterstützte und förderte.

Es hatte sich nämlich kurz nach dem Tilsiter Frie-

den zu Königsberg ein sittlich-wissenschaftlicher Verein gebildet „zur Milderung des Elends und der Nachwehen des Kriegs und zur Belebung der geistigen und moralischen Kraft des Volks," der auch die königliche Genehmigung erhielt. Sein letzter Zweck aber war die Vertreibung der Franzosen aus Deutschland. Dies erkannte Napoleon wohl, und der König von Preußen sah sich genöthigt, denselben im Jahr 1809 öffentlich aufzuheben. Im Geheimen aber bestand er fort, und sein Werk vorzüglich war die großartige Erhebung des deutschen Volks im Jahre 1813. Seine Seele war der Freiherr vom Stein. Auch dieser Bund hat in der trüben nebeligen Zeit der Reaktion, die auf die hellen, sonnigen Tage des Befreiungskrieges folgte, harte Verdächtigungen und Schmähungen zu erleiden gehabt. Wir weisen auf seine That hin; dies gilt statt jeder Rechtfertigung.

Kaum ein Jahr war Stein Preußens erster Minister gewesen, und sein Name, der früher wohl nicht über Preußens Grenzen hinaus genannt worden sein mochte, hatte jetzt schon europäischen Klang gewonnen und war ein Panier geworden, unter das sich die Edelgesinnten mit ihren neuerwachenden Hoffnungen schaarten. Da wurde er durch einen Machtbefehl Napoleon's seiner Wirksamkeit entrissen.

Ein vertrauliches Schreiben des wackern Stein an den Fürsten von Sayn-Wittgenstein, worin er seine Gesinnung gegen die Franzosen ausspricht, von den Vorbereitungsmaaßregeln zu ihrer Vertreibung aus Deutschland, auf Spanien hinweisend, redet, wurde von ihnen aufgefangen, indem sie den Ueberbringer desselben, den Assessor Koppe, anhielten und seiner Papiere beraubten. Alsbald erließ Napoleon aus dem Feldlager von Madrid eine Achtserklärung Stein's, die also beginnt: „Le nommé Stein" (ein gewisser Stein). Stein wurde vor den westphälischen Gerichtshof geladen; seine Güter zog man ein. Hierdurch sah er sich genöthigt, den König um seine Entlassung zu bitten, die ihm dieser höchst

ungern und nur nothgedrungen im November 1808 ertheilte.

Noch kurze Zeit verweilte Stein, gleichsam auf der Flucht, in Berlin, und hier erhielt er ein eigenhändiges Schreiben Napoleon's, in welchem es unter anderm hieß: „Es kann einem großen Manne nicht zur Unehre gereichen, einem großen Manne zu sagen, daß er sich in ihm geirrt hat. In diesem Falle befinde ich mich gegen Sie. Die Konfiskation Ihrer Güter in Nassau will ich aufheben, und solche mit den rückständigen, wie den laufenden Einkünften an Sie zurückgeben, wenn Sie sich selbst ruhig verhalten und an politischen Dingen keinen, weder mittelbaren noch unmittelbaren Theil nehmen wollen." Aber Stein's Zorn gegen Napoleon, als den Unterdrücker des deutschen Volks, konnte durch dies Anerbieten des gewaltigen Kaisers, noch dazu bei der Bedingung, welche dieser stellte, nicht beschwichtigt werden. Er zeigte das Schreiben Napoleon's einigen vertrauten Freunden, die ihn, Washington's Biographie lesend, fanden, und warf es dann gleichgültig auf den Tisch. Er hat es nie beantwortet.

Ehe er aber, wie wir bald sehen werden, Preußen verließ, legte er die Grundsätze seiner Staatsverwaltung in einem Sendschreiben an die oberste Verwaltungsbehörde nieder, das unter der Bezeichnung: „Stein's politisches Testament" weltgeschichtliche Bedeutung gewonnen hat. Hier ist es:

„Umstände, deren Darstellung es nicht bedarf, forderten meinen Austritt aus dem Dienste des Staats, für den ich lebte und für den ich leben werde. In den äußeren Verhältnissen herrscht die Nothwendigkeit so stark und mächtig, daß die Stimme eines Individuums dann wenig vermag. — In die Verwaltung des Innern setzte ich mein Ziel.

Es kam darauf an, die Disharmonie, die im Volke stattfindet, den Kampf der Stände unter sich, der uns unglücklich machte, zu zernichten, gesetzlich die Möglich-

keit aufzustellen, daß Jeder im Volke seine Kräfte frei in moralischer Richtung entwickeln könne, und auf solche Weise das Volk zu nöthigen, König und Vaterland dergestalt zu lieben, daß es Gut und Leben ihnen gern zum Opfer bringe. Mit Ihrem Beistande, meine Herrn, ist Vieles bereits geschehen. Der letzte Rest der Sklaverei, die Erbunterthänigkeit, ist zernichtet, und der unerschütterliche Pfeiler jedes Throns, der Wille freier Menschen ist gegründet. — Das unbeschränkte Recht zum Erwerb des Grundeigenthums ist proklamirt. Dem Volke ist die Befugniß, seine ersten Lebensbedürfnisse sich selbst zu bereiten, wiedergegeben. Die Städte sind mündig erklärt, und andere minder wichtige Bande, die nur Einzelnen nutzten und dadurch die Vaterlandsliebe lähmten, sind gelöset. Wird das, was bis jetzt geschah, mit Festigkeit aufrecht erhalten, so sind nur wenige Hauptschritte nöthig. Ich nehme mir die Freiheit, sie Ihnen aufzuzählen, nicht, um Ihre Handlungen dadurch zu leiten — denn Ihre Einsicht und Ihr Patriotismus bedürfen keiner Leitung — sondern, um Ihnen zur Beurtheilung meiner Handlungen und Ansichten einen Maaßstab zu geben.

I. Regierung kann nur von der höchsten Gewalt ausgehen. Sobald das Recht, die Handlung eines Mitunterthans zu bestimmen und zu leiten, mit einem Grundstücke ererbt oder erkauft werden kann, verliert die höchste Gewalt ihre Würde, und im gekränkten Unterthan wird die Anhänglichkeit an den Staat geschwächt. Nur der König sei Herr, insofern diese Benennung nur die Polizeigewalt bezeichnet, und sein Recht übe nur der aus, dem er es jedesmal überträgt.

Es sind schon Vorschläge zur Ausführung dieses Prinzips von Seiten des Generaldepartements gemacht.

II. Derjenige, der Recht sprechen soll, hänge nur von der höchsten Gewalt ab. Wenn diese einen Unterthan nöthigt, da Recht zu suchen, wo der Richter vom Gegner abhängt, dann schwächt sie selbst den

Glauben an unerschütterliches Recht, zerstört die Meinung ihrer hohen Würde und den Sinn für ihre unverletzbare Heiligkeit.

Die Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit ist bereits eingeleitet.

III. Die Erbunterthänigkeit ist vernichtet. Es bestehen aber noch in einigen Gegenden Gesindeordnungen, welche die Freiheit des Volks lähmen. Auch hat man Versuche gemacht, wie der letzte Bericht des Civilkommissärs der Provinz Schlesien zeigt, durch neue Gesindeordnungen die Erbunterthänigkeit in einigen Punkten wiederherzustellen. Von dieser Seite wird der heftigste Angriff auf das erste Fundamentalgesetz unseres Staates, unsere Habeas-Corpus-Akte, geschehen.

Bisher scheinen mir diese Versuche keiner Beobachtung werth, theils weil nur einige Gutsbesitzer sie machten, die nicht das Volk, sondern nur der kleinste Theil desselben sind, insbesondere, weil niemals die Rede davon sein konnte, diesen Einzelnen auf Kosten der Persönlichkeit zahlreicher Mitunterthanen Gewinn zuzuwenden. Es bedarf, meiner Einsicht nach, keiner neuen Gesindeordnungen, sondern nur der Aufhebung der vorhandenen; das, was das allgemeine Landrecht über das Gesindewesen festsetzt, scheint mir durchaus hinreichend. In diesen drei Sätzen ist die Freiheit der Unterthanen, ihr Recht und ihre Treue gegen den König gegründet. Alle Bestimmungen, die hiervon ausgehen, können nur Gutes wirken.

Das nächste Beförderungsmittel scheint mir:

IV. Eine allgemeine Nationalrepräsentation. Heilig war mir und bleibe uns das Recht und die Gewalt unseres Königs. Aber damit dieses Recht und diese unumschränkte Gewalt das Gute wirken kann, was in ihr liegt, scheint es mir nothwendig, der höchsten Gewalt ein Mittel zu geben, wodurch sie die Wünsche des Volks kennen lernen und ihren Bestimmungen Leben geben kann.

Wenn dem Volke alle Theilnahme an den Operationen des Staates entzogen wird, wenn man ihm sogar

die Verwaltung seiner Kommunalangelegenheiten entzieht, kommt es bald dahin, die Regierung theils gleichgültig, theils in einzelnen Fällen in Opposition mit sich zu betrachten. Daher ist Widerstreit oder wenigstens Mangel an gutem Willen bei Aufopferung für die Existenz des Staates. Wo Repräsentation des Volkes unter uns bisher stattfand, war sie höchst unvollkommen eingerichtet. Mein Plan war daher: jeder aktive Staatsbürger, er besitze hundert Hufen oder eine, er betreibe Landwirthschaft oder Fabrikation oder Handel, er habe ein bürgerliches Gewerbe oder er sei durch geistige Bande an den Staat geknüpft, habe ein Recht zur Repräsentation.

Mehrere mir hierzu eingereichte Pläne sind von mir vorgelegt. Von der Ausführung oder Beseitigung eines solchen Planes hängt Wohl und Wehe unseres Staates ab; denn auf diesem Wege allein kann der Nationalgeist positiv erweckt und belebt werden.

V. Zwischen unsern beiden Hauptständen, dem Adel und dem Bürgerstande, herrscht durchaus keine Verbindung. Wer aus dem einen in den andern übergeht, entsagt seinem vorigen Stande ganz.

Dieses hat nothwendig die Spannung, die stattfindet, erzeugen müssen. Der Adel ist, um den Werth, den man ihm beilegt, zu behaupten, zu zahlreich und wird immer zahlreicher.

Bei dem Gewerbe, das er bisher allein trieb, in dem Staatsdienste, den er bisher ausschließlich bekleidet, hat zur Erhaltung des Ganzen, Konkurrenz gestattet werden müssen.

Der Adel wird daher zu Geschäften und Gewerben schreiten müssen, die mit der Auszeichnung, auf die er wegen seiner Geburt Ansprüche macht, im Widerspruche stehen. Er wird ein Gegenstand des Spottes und verliert, was bald daraus folgt, die Achtung die ihm schon als Staatsbürger gebührt.

Jeder Stand fordert jetzt abgesondert den Beistand der höchsten Gewalt, und jedes Gut, jedes Recht, das dem Einen widerfährt, betrachtet der Andere als eine Zurücksetzung. —

So leidet der Gemeingeist und das Vertrauen der Regierung. Diese Ansicht hat nur die Meinung von der Nothwendigkeit einer Reformation des Adels. Die Verhandlungen liegen Ihnen vor.

Durch eine Verbindung des Adels mit den übrigen Ständen wird die Nation zu einem Ganzen verkettet, und dabei kann das Andenken an edle Handlungen, welche der Ewigkeit werth sind, in einem höheren Grade erhalten werden.

Diese Verbindung wird zugleich

VI. Die allgemeine Pflicht zur Vertheidigung des Vaterlandes lebhaft begründen, und auch diese Allgemeinheit muß nothwendig gleichen Eifer für die Regierung in jedem Stande erzeugen. Nur der Bauernstand wird deßhalb, weil er durch die Erbunterthänigkeit so lange zurückgehalten worden, einiger positiver Unterstützung zur Erhöhung seines persönlichen Werthes noch bedürfen. Hierzu zähle ich

VII. Die Aufstellung gesetzlicher Mittel zur Vernichtung der Frohnen.

Bestimmte Dienste, die der Besitzer des einen Grundstücks dem Besitzer des andern leistet, sind an sich zwar keine Uebel, sobald persönliche Freiheit dabei stattfindet. Diese Dienste führen aber eine gewisse Abhängigkeit und willkührliche Behandlung der Dienenden mit sich, die dem Nationalgeiste nachtheilig ist.

Der Staat braucht nur die Möglichkeit der Aufhebung derselben (so wie er auch die Gemeinheitstheilungen fördert) gesetzlich festzustellen, so daß ein Jeder Ausgleichung unter bestimmten Bedingungen verlangen kann. Dieses wird hinreichen, um bei dem Fortschritte des Volkes, der aus jenem Fundamentalgesetze nothwendig folgen muß, die Dienstpflichtigen zu veranlassen, von jener Befugniß Gebrauch zu machen.

VIII. Damit aber alle diese Einrichtungen ihren Zweck, die innere Entwickelung des Volkes vollständig erreichen, und Treue und Glauben, Liebe zum König und Vaterland in der That gedeihen, so muß der religiöse Sinn des Volkes neu belebt werden.

Vorschriften und Anordnungen allein können dieses nicht bewirken. Doch liegt es der Regierung ob, mit Ernst diese wichtige Angelegenheit zu beherzigen, durch Entfernung unwürdiger Geistlichen, Abwehrung leichtsinniger oder unwissender Kandidaten und Verbesserung der theologischen Vorbereitungsanstalten die Würde des geistlichen Standes wiederherzustellen, auch durch angemessene Einrichtung der Pfarrabgaben und durch Vorsorge für anständige Feierlichkeit des äußeren Gottesdienstes die Anhänglichkeit an die kirchlichen Anstalten zu befördern.

IX. Am meisten aber hierbei, wie im Ganzen, ist von der Erziehung und dem Unterrichte der Jugend zu erwarten. Wird durch eine auf die innere Natur des Menschen gegründete Methode jene Geisteskraft von Innen heraus entwickelt, und jedes edle Lebensprinzip angereizt und genährt, alle einseitige Bildung vermieden, und werden die bisher oft mit seichter Gleichgültigkeit vernachlässigten Triebe, auf denen die Kraft und Würde des Menschen beruht, Liebe zu Gott, König und Vaterland sorgfältig gepflegt, so können wir hoffen, ein physisch und moralisch kräftiges Geschlecht aufwachsen und eine bessere Zukunft sich eröffnen zu sehen.

Alle kleinen Mängel unserer Verfassung, namentlich unsere Finanzeinrichtungen, werden gewiß bald sich heben, wenn nur die obigen Ansichten mit Ernst verfolgt werden.

Ich darf Ihnen Glück wünschen, meine Herrn, zu diesem Geschäfte berufen zu sein. Und steht Ihnen auch manche Schwierigkeit bevor, so wird doch die Wichtigkeit des Werks und der entschiedene, auch durch die neuen Civil- und Militäreinrichtungen bewährte Wille und be-

harrliche Sinn des Königs Ihren Muth stärken und Ihnen das Gelingen Ihrer Bemühungen zusichern.

Königsberg am 24. November 1808.

Stein.

Fassen wir die gesammte Thätigkeit Stein's während der kurzen Dauer seiner Wirksamkeit in Verbindung mit den eben dargelegten Grundsätzen, welche diese leiteten, zusammen, so können und müssen wir sagen: Stein hatte die Aufgabe des Staates, wie sich dieselbe durch den Fortschritt der geistigen Bildung und der gesellschaftlichen Verhältnisse von den Jahren Friedrich's II. an bis zu seiner Zeit gestaltet hatte, vollständig begriffen und war ganz befähigt, sie zu verwirklichen durch Kenntniß der dahin führenden Mittel sowohl, als durch Stärke und Festigkeit des Willens. In dem Abkömmlinge des alten reichsfreiherrlichen Geschlechts der vom und zum Stein war die Idee eines vollbürtigen Staatsbürgerthums jedes einzelnen Volksgenossen in ungetrübter Schöne aufgegangen, und er fühlte die Kraft in sich, diese Idee in alle ihre Konsequenzen zu verfolgen und so die alte Allodialfreiheit vollkommen wieder herzustellen. Auch er hatte Geschichte studirt; das Ergebniß seiner Studien war aber ein anderes, als das der heutigen „historischen Schule;" denn ihn hatte die Geschichte gelehrt, daß die Trennung der Stände den Staat schwäche, ihre Verbindung aber und das all- und gleichberechtigte Staatsbürgerthum ihm unzerstörbare Kraft und Stärke durch die geistige und sittliche Erhebung des Volkes gewähre. Stein fühlte in sich selbst die Kraft und den Beruf, den Staat Friedrichs II. auf die Grundlage der zeitgenössischen Bildung zu gestalten und so das große Werk des großen Mannes fortzusetzen, der, selbst die Zukunft ahnend, am Abende seines Lebens ausrief: „er sei es müde, über Sklaven zu herrschen." Mit Recht nennt daher Vogel (in seiner Germania) Stein den Minister Vorwärts. Dies war er; denn er hatte Einsicht genug, das Rückwärts zu würdigen und Muth und Entschlossenheit genug, um im Vertrauen auf den

Geist Gottes, wie er sich in der Geschichte offenbart, die Folgen des Vorwärts nicht zu scheuen.

Doch es war ihm nicht vergönnt, sein großes Werk zu vollenden. Unter den früher geschilderten Verhältnissen, von Napoleon geächtet, von der westphälischen Regierung gerichtlich verfolgt, konnte er in Preußen nicht mit Sicherheit leben; er begab sich daher nach Oesterreich, unter dessen Fahnen, wie der edle Erzherzog Karl in einer bei dem bald darauf ausbrechenden Kriege gegen Napoleon erlassenen Proklamation sagte, sich (damals) die Freiheit Europa's geflüchtet hatte. Hier wohnte er abwechselnd in Brünn, Troppau und zuletzt nach dem Wiener Frieden dauernd in Prag. Damals weilten mehrere theils durch Geburt, theils durch Geist hochgestellte Männer in diesen Städten, die alle gleicher Haß gegen Frankreichs Uebermacht und der Wunsch, Deutschlands Unabhängigkeit wieder hergestellt zu sehen, vereinigte. Stein, der diesen hohen Zweck mit scharfem Blicke und männlicher Festigkeit verfolgte und für denselben in steter Verbindung mit den einflußreichsten Männern in Preußens Kabinette und Heere, mit Hardenberg, Schön, Dohna, Scharnhorst, Gneisenau, Boyen u. m. a. blieb, sammelte einen Kreis für gleiche Strebungen begeisterter Männer um sich, in welchem die zeitgenössischen und vaterländischen Interessen oft und viel mit hochfliegendem Geiste und feurigen Zungen durchfühlt und besprochen wurden. Zu diesem gehörte auch der für alles Schöne und Gute in warmem, aber mildem Herzen empfängliche Varnhagen von Ense, der, vor Allen mit dem Talente feinster Beobachtung und meisterhafter Darstellung begabt, uns Stein unübertrefflich schildert:

„Wenn Stein eiferte, gerieth seine Stimme und Gebärde in eine eigene Art von Zitterung, wobei er die Augen zudrückte und die Worte zuletzt kaum noch ausklingen ließ. Aber wie traf gleich darauf sein Blick groß und durchdringend den Zuhörer, welchem er dann jeden geheimen Widerspruch auf dem Gesichte las, und

mit neuem, oft herbem und verletzendem Anlauf entgegendrang! Mit ihm ein Gespräch zu haben, war ein steter Kampf, eine stete Gefahr; nie konnte man sicher sein, durch eine plötzliche Wendung sich feindlich behandelt zu sehen, weil es ihm beliebte, den gerade Anwesenden, mochte dieser auch ganz einstimmig sein, sich als Widersacher vorzustellen, und das ohne übeln Willen, ohne persönliche Absicht und ohne einen bleibenden Eindruck in ihm selber. Dies gab dann dem Umgange Stein's einen eigenen Reiz, und ließ die Erregung, in welche sein Gespräch versetzte, eher aufsuchen, als meiden. — Seine Heftigkeit habe ich, als auf mich persönlich gerichtet, nie erfahren, wohl aber oft peinlich bestanden, wenn er sich wider Andere tobend auslies. Stein's Raschheit und Ungestüm hing ganz mit seiner körperlichen Organisation zusammen. Er fragte mich einmal nach der Zahl meiner Pulsschläge und hielt mir lachend die Hand hin, ich solle die seinigen einmal zählen. Es waren hundert in der Minute. Dies, versicherte er, sei sein gewöhnlicher Puls, bei dem er sich vollkommen wohl befinde. Er schien selber diese Eigenheit als einen Freibrief der Natur anzusehen, der ihm schon erlaube, etwas lebhaftere Aufwallungen zu haben, als andere Menschen."

Das große Drama des Napoleonischen Geschicks näherte sich seiner tragischen Auflösung. Noch einmal sollte sich der geniale Korse im Strahlenglanze aller irdischen Hoheit und Würde der erstaunten Welt zeigen, um dann unaufhaltsam seinem erschütternden Falle zuzueilen. Auf seinen Wink sammelten sich zu Dresden huldigend die Fürsten Europa's, deren Stammbäume in die graue Vergangenheit hinaufreichten, um den gewaltigen Sohn der Revolution; selbst sein kaiserlicher Schwiegervater, der Abkömmling des Hauses Habsburg-Lothringen, der letzte Kaiser des weiland römischen Reiches deutscher Nation, erschien in diesen Reihen, den Glanz des Mächtigen erhöhend.

Stein hatte alle Gründe zu befürchten, seine Auslieferung möchte gefordert werden. In diesem Augen-

blicke erhielt er von dem durch Napoleon mit Krieg bedrohten Kaiser Rußlands, Alexander I. eine Einladung nach Petersburg. Obwohl Stein sich nicht verbergen konnte, daß, endete dieser Krieg wie alle früheren zum Glücke Napoleon's, Europa ihm keinen sichern Aufenthaltsort mehr gewähre, zögerte er doch keinen Augenblick, dem Rufe zu folgen. Er trennte sich von seiner Gemahlin, welche die bevorstehende Gefahr in klarem Geiste erwog, aber auch mit gleichem Muthe und ächt weiblicher Hingebung in die Wege der Vorsehung sich von Neuem zum Dulden und Ausharren vorbereitete, und reiste im Mai nach Petersburg ab, ohne von den österreichischen Behörden, oder selbst von Napoleon, der Kunde davon gehabt haben soll, gehindert zu werden.

Diesmal hatte Alexander in der Ahnung seines warmen Gemüthes richtiger gesehen, als Napoleon in seiner kalten Verständigkeit. „Mit Stein, durch Napoleon's Aechtung ein Lichtzeichen" *) wendete sich die Sympathie des deutschen Volkes Rußland zu.

Stein's Lage am Petersburger Hofe war eine eigenthümliche, in welcher sich die Kraft seines feurigen Geistes und seiner hohen Sittlichkeit in ihrer ganzen Aechtheit und Wahrheit erprobte. Arndt, welchen Stein im August 1812 zu sich nach Petersburg berief, schildert dies und Stein's ganzes Wesen so schön und treffend, daß wir uns nicht versagen können, einige Stellen seiner Darstellung zu entlehnen:

„Ich ward mit großer Freundlichkeit von ihm (Stein) empfangen. Mich hatten seine Gestalt und Darstellung betroffen, als hätte ich schon irgendwo ihres Gleichen oder ihres Aehnlichen gesehen, aber ich wußte mich Anfangs nicht zu erinnern. Erst als ich einige Stunden vor ihm am Theetische gesessen, und die ersten Eindrücke sich beruhigt und abgeklärt hatten, rief ich in mir: Fichte. Ja, Vieles von meinem alten Fichte schlug

*) Worte Arndt's.

mich nun: dieselbe Gestalt ungefähr, kurz gedrungen, breit, dieselbe Stirn, nur noch breiter und zurückgebogener; dieselben kleinen, scharfen, funkelnden Augen, fast dieselbe nur noch mächtigere Nase; die Worte derb, fest, mit kurzer Geschwindigkeit gleich Pfeilen vom Bogen gerade in's Ziel schlagend. Daß ich die Fichte'sche sittliche Strenge in den Grundsätzen bei ihm bewundern mußte, ergab sich sehr bald. Der Unterschied war nur, daß dieser Mann der Sohn eines alten reichsfreiherrlichen Stammes am Rhein, Fichte der Sohn eines armen Tuchwebers in der Lausitz war; daß dieser Reichsritter mit voller Gewalt durch die Schatten und Nebel des Nichtich immer zum Ich hinaufrang, jener Philosoph aber, von dem erhabenen Ich in die Schatten und Nebel des Nichtich hinabsteigend, vergebens strebte, es auf diesem Wege zu begreifen und mit dem Ich zu vermitteln..... Auf dem obern Theil des Stein'schen Antlitzes wohnten fast immer die glanzvollen und sturmlosen Götter. Seine prächtige, breite Stirn, seine geistreichen freundlichen Augen, seine gewaltige Nase verkündigten Ruhe, Tiefsinn und Herrschaft. Davon machte der untere Theil des Gesichts einen großen Abstich; der Mund war offenbar der oberen Macht gegenüber zu klein und feingeschnitten, auch das Kinn nicht stark genug. Hier hatten gewöhnliche Sterbliche ihre Wohnung; hier trieben Zorn und Jachzorn ihr Spiel und oft die plötzlichste Heftigkeit, die gottlob, wenn man ihr fest begegnete, sich bald wieder beruhigte. Aber das ist wahr, daß, wenn dieser schwächere untere Theil im Zorn zuckte, und der kleine, bewegliche Mund mit ungeheurer Geschwindigkeit seine Ausprudelungen vollführte, die oberen Theile wie ein schöner, sonniger Olymp noch zu lächeln, und selbst die blitzenden Augen nicht zu dräuen schienen, so daß wer vor der untern Macht erschrack, durch die obere Macht getröstet ward. Sonst sprach aus allen Zügen, Gebärden und Worten dieses herrlichen Mannes Redlichkeit, Muth und Frömmigkeit. Er war ein herrischer Mann, wäre ein geborener Fürst und König gewesen,

kurz ein Nummer-Eins-Mann. Ich will hiermit nicht gesagt haben, daß einer als Nummer-Zwei-Mann nicht auch vortrefflich sein und wirken könne. Das versteht sich ja von selbst; aber Stein war dazu nicht geschaffen. Es war eine zu mächtige Eigenthümlichkeit in ihm, seine Natur überhaupt aus einem so strengen Metallguſſe, daß er sich einer fremden Natur nicht leicht anschmiegen, viel schwerer noch sich ihr unterschmiegen konnte, was die edelsten Menschen für gute Zwecke oft gethan haben und thun müssen." Hören wir nun Arndt über Stein's Stellung in Petersburg: „Der Herr von Stein hatte hier keine Kämpfe — denn er ging ohne Furcht immer gerade durch und überließ das Uebrige Gott — aber der Kaiser Alexander hat sich langsam durchkämpfen müssen. Dieser Herr war jedes Anhauchs und Anflugs des Großen und Edelmüthigen fähig; — aber es war etwas Weiches in seiner Natur, was die feste Ausdauer und die männliche Härte versagte. Der Krieg mit Napoleon war erklärt, und die ersten blutigen Zusammenstöße hatten schon geknallt; aber noch immer saß Romanzoff am Ruder und hatte den Minister des Innern, den verdienten Szernaski und den Geheimen-Rath Beck in seinem Ministerium, weil sie dem Kaiser Vorschläge und Rathschläge zu den kühnsten und geschwindesten Maaßregeln übergeben hatten, in Verbannung und Kerker geschickt. Er war bekannt als die Seele des gegen Spanien, gegen England und Oesterreich beschworenen und nur zu lange und zu schimpflich gehaltenen Napoleonischen Bündnisses; er, in seinen Sitten und Gewohnheiten ein abscheulicher Weichling, gehörte zu den Entnervten, die in Napoleon den Schicksalsmann des göttlichen Fingers sahen, den keine irdische Macht werde bändigen können; sein Rath war Frieden und Unterwerfung gewesen. Kaiser Alexander hatte nicht den Muth, sich plötzlich von dem alten Manne zu scheiden und loszureißen, obgleich Stein über diese Stellung, besonders über die Meinung, welche diese Stellung bei England, Oesterreich, Preußen und bei allen, die ein-

mal an dem Joche des Korsen schütteln könnten, nothwendig hervorbringen müsse, dem Kaiser die redlichsten und tapfersten Wahrheiten gesagt und geschrieben hatte. Ich habe von ihm an den Kaiser gestellte Briefe abschreiben müssen, welche nach Wien und London geschickt wurden, in welchen dieses Verhältniß und die Unbrauchbarkeit und Schädlichkeit des weichlichen, wollüstigen und charakterlosen Mannes mit dem leisen Tritt und der honigsüßen Miene mit Stein'scher Kürze und Klarheit geschildert war. So wirkte er auf den Kaiser; aber eine breitere, mächtigere Bahn machte er sich bald in der größern Petersburger Gesellschaft, und durch diese wirkte er wieder, vielleicht mächtiger, auf den Kaiser zurück. Sein Muth, seine Kühnheit, noch mehr sein Witz und seine Liebenswürdigkeit drangen allenthalben durch und ein, und leuchteten und zündeten, wie Blitzstrahl, wo irgend noch etwas zu zünden war. Die sittliche Schönheit und Klarheit seines Wesens, durch und durch mit Muth durchgossen, und die Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit, womit er in den kürzesten, unscheinbarsten Worten an den Tafeln und Theetischen zu spielen wußte, wo er sich auch gerne und unbewußt selbst im leichtern Kosen und Scherzeln hingehen ließ, machte ihn bald zu einem mächtigen Manne in der Petersburger Gesellschaft; sein tapferer Wille, seine Einfälle, seine Worte wurden zu Anekdoten ausgeprägt, welche wie Blitzfeuer rundliefen. Bald hatte er einen sehr bedeutenden Anhang, der um so treuer war, da Alle wußten, daß er nur als Pilger gekommen sei, der mit dem Siege wieder gegen Westen walle, daß er also keinem in den Weg treten werde. Er stand endlich in Petersburg, wie das gute Gewissen der Gerechtigkeit und Ehre, und die Orloffe, Soltikowe, Ouwarowe, Kotschebey, Lieven und das zum Begeistern und Fortschnellen so allmächtige Heer der schönen und geistreichen Frauen pflanzten sein Banner auf. Auch war er der unerschütterliche Fürst und Feldherr des Muthes. Als die Nachricht von der Schlacht von Bo-

rodino und bald von dem Brande Moskau's ankam, und Czar Konstantin umher sprengte und Frieden, Frieden! rief, als die Kaiserin Mutter und Romanzoff Frieden flüsterten, trug er sein Haupt nur desto heiterer und stolzer. Ich habe ihn gesehen, diesen heiteren Muth. Ich war den Tag nach der eingelaufenen Kunde von jenem Brande mit dem tapfern Dörnberg und mehreren wackern Deutschen bei ihm zur Tafel. Nie habe ich ihn herrlicher gesehen. Da ließ er frischer einschenken und sprach: Ich habe mein Gepäck im Leben schon drei vier Mal verloren; man muß sich gewöhnen, es hinter sich zu werfen; weil wir sterben müssen, sollen wir tapfer sein."

Ein Hauptgeschäft Stein's bestand in der Organisation der sognannten „Russisch-Deutschen Legion," die aus flüchtigen und kriegsgefangenen Deutschen errichtet werden sollte. Da er aber diesen Auftrag mit dem Herzoge von Oldenburg und dem Grafen von Lieven theilte, mit Männern, die ihm höchst unähnlich waren, so stießen ihm hierbei die mannigfachsten Unannehmlichkeiten auf, und die Sache selbst nahm einen höchst langsamen und schleppenden Fortgang.

Mit dem Rückzuge der Franzosen aber, der am 20. Oktober 1812 begann, fingen sich die Verhältnisse rascher zu entwickeln an. Alexander selbst entschloß sich, seinem siegenden Heere zu folgen, und Stein sollte ihm nach Preußen vorangehen. Dieser verließ daher am 5. Januar 1813 Petersburg. Rasch ging die Reise über die mit Leichen und Trümmern des französischen Heeres bedeckten polnischen Lande nach Königsberg, wo er bereits am 31. Januar eintraf.

In Preußen war man nach dem Abgange Stein's unter Hardenberg's Verwaltung rüstig auf dem von Stein angebahnten Wege fortgeschritten und hatte bereits, als der Krieg gegen Rußland ausbrach, mehrere der in seinem politischen Testamente niedergelegten Wünsche verwirklicht. Die Steuerfreiheit des Adels, wie der Zunftzwang in den Städten waren aufgehoben, und die

Ablösbarkeit der Frohnden auf dem Lande war ausgesprochen worden. Jetzt ging man der großen Entscheidung entgegen. Am 30. Dezember 1812 hatte York den bekannten Vertrag mit den Russen geschlossen, wodurch das Land zwischen Memel und Tilsit für neutral erklärt, aber letzteren der Durchzug durch dasselbe gestattet wurde, und schon trafen die Yorkischen Schaaren und die russischen Truppen in Königsberg ein.

Stein versammelte die Notabeln der Provinz Preußen um sich und traf schnell mit ihnen die besten und erfolgreichsten Maaßregeln, so daß sich diese Provinz als die thätigste und aufopferndste in dem großen Freiheitskriege erwies, wie noch neuerdings auf dem ersten vereinigten preußischen Landtage einstimmig anerkannt worden ist.

Der König von Preußen ging nach Breslau und rief sein Volk zu den Waffen; diesem königlichen Aufrufe entsprach die allgemeine Begeisterung in würdigster Weise. Am 25. März 1813 erfolgte von Kalisch aus die russisch-preußische Erklärung an die Deutschen, worin ihnen die Wiedergeburt ihres ehrwürdigen Reiches und eine dem ureigenen Geiste des deutschen Volkes gemäße, zumal dessen Einheit befestigende Verfassung verheißen wurde. Stein eilte nach Breslau zu Preußens König, wohin ihm auch seine Gemahlin und seine beiden Töchter entgegengekommen waren. Jetzt ernannten ihn der Kaiser von Rußland und der König von Preußen zum Vorsitzer eines russisch-preußischen Verwaltungsrathes für die deutschen Angelegenheiten, zu dessen Mitgliedern Schön und Niebuhr berufen wurden. Kaum war daher Stein von einem gefährlichen Nervenfieber, das ihn zu Breslau in den Armen der Seinen befiel, nur halb genesen, als er nach Dresden eilte. Der Wirkungskreis, der sich hiermit für ihn öffnete, war großartig; aber auch die Anforderungen, die an ihn gestellt wurden, überspannt, und seine Thätigkeit durch mancherlei Hindernisse oft peinigend beengt. Arndt, der, wie er selbst sagt,

in jener Zeit nur noch an ihm, noch nicht in ihm stand, erzählt, daß unzählige Rathschläge und Aufforderungen an ihn einliefen, die wohl größtentheils gut gemeint, aber oft ganz verkehrt waren. Namentlich gingen den Meisten die Kriegsbewegungen nicht schnell genug, und die allgemeine Volksbewaffnung wurde nicht rasch genug gefördert. Dabei litt Stein am Podagra und war selbst durch das Unbestimmte und Zauderhafte in dem Ganzen der europäischen und deutschen Verhältnisse oft arg verstimmt. So aßen Arndt und Steffens einmal in Dresden bei ihm zu Mittag und brachten die Mahnung, 25,000 Mann Sachsen unter die Waffen zu stellen, an ihn. Da gerieth er in heftigen Zorn, und als wolle er sie zur Thüre hinaus werfen, rief er: „Gehen Sie, meine Herrn! So klug, wie Sie, bin ich auch; aber ich bin weder Kaiser von Rußland, noch König von Preußen.“ Er selbst war entschieden für Volksbewaffnung und hatte deßhalb bereits von Petersburg aus mit Münster gebriefwechselt, auf dessen engherzige Befürchtungen wegen der dadurch möglichen Gefahren Stein die wahrhaft großherzige Antwort gab: „Er wolle lieber das Stück trocken Brod mit dem ärmsten deutschen Bauer in der Hütte essen, als in der glänzendsten Herrschaft von Fremden abhängen.“

Noch mehr wurde Stein durch den zu Anfang Juni's 1813 geschlossenen Waffenstillstand gereitzt, denn er, wie alle vaterländisch Gesinnten, fürchteten neue Ränke der Franzosen. Er begab sich nach Reichenbach, um hier, in der Nähe der Verhandlungen, für seine großen Zwecke zu wirken. Als der Krieg von Neuem begann, zog Stein mit dem Hauptquartiere durch Böhmen nach Sachsen; denn am 4. August trat auch Oesterreich zu den Verbündeten und kündigte Napoleon den Krieg an. Wenn hieraus auch der deutschen Sache eine neue Stärke zuwuchs, so erlitt doch schon die Verwirklichung der in der Kalischer Erklärung in Aussicht gestellten Wünsche aller Deutschgesinnten durch den Vertrag, den eben dieses Oesterreich für sich allein am 8. Oktober

zu Ried mit Baiern abschloß, den ersten harten Stoß; denn dadurch band man sich in Betreff der künftigen Organisation Deutschlands die Hände. Indessen wurde die große Völkerschlacht bei Leipzig geschlagen und Napoleon trat seinen Rückzug aus Deutschland an, um es nie wieder zu sehen. Jetzt wurde am 21. Oktober 1813 eine Centralkommission für die Verwaltung aller durch die Truppen der Verbündeten besetzten Länder angeordnet, und Stein zu deren Präsidenten ernannt. Neben ihm saßen Schön und Rüdinger für den im Herbste abgetretenen Niebuhr darin. Diese hatte die Aufgabe, die ihr untergebenen Länder zu verwalten, die zu den gemeinschaftlichen Kriegskosten nöthigen Beiträge zu erheben und die Landesbewaffnung zu erwirken und zu regeln. Stein, als in Niemandens Diensten stehend, wurde an ihre Spitze gestellt; er sollte das Ganze nach seiner Einsicht leiten, die betreffenden Beamten ernennen und abberufen, doch war er verantwortlich und mußte in noch nicht entschiedenen Fällen Verhaltungsbefehle bei den Verbündeten einholen. In dieser Eigenschaft begleitete er das Hauptquartier der Verbündeten von Leipzig nach Frankfurt am Main.

Jetzt traten aber auch schon die Folgen des Rieder Vertrages zu Tage; Würtemberg und andere Rheinbundesfürsten erhielten gleiche Bedingungen, wie Baiern. Dies begünstigte die österreichische Politik, und Preußen, welches damals noch ganz andern Strebungen folgte, ließ es nur höchst ungern geschehen, um nicht die Eintracht zu stören, deren es dem gewaltigen Feinde gegenüber so höchlich Noth that. Bald zeigten sich aber auch die Ergebnisse dieses Verfahrens, indem in dem Angesichte des Feindes, der zwar zurückgedrängt, aber noch keineswegs besiegt war, die Sonderinteressen der deutschen Höfe wieder in grellem Lichte hervortreten. Ueberall stellten sich den zum allgemeinen Besten ergriffenen Maaßregeln der Centralverwaltung die Ansprüche der Selbstständigkeit und Unabhängigkeit der einzeln Regierungen entgegen. „Hätte man," (heißt es in den bereits mehrmals angeführten

„preußischen Staatsmännern,“) „den Fürsten, welche wieder in ihr Herrscherthum eingesetzt werden sollten, diese Wiedereinsetzung als eine Vergünstigung angerechnet, anstatt sie wie ein Recht und jede neue Anordnung als eine Aufopferung von ihrer Seite zu betrachten, so würde man dem gesammten Deutschland eine gleichmäßige Verfassung und den einzelnen Ländern eine zweckmäßige Lage und eine Macht haben geben können, die im Verhältnisse zu dem gestanden hätte, was jeder einzelne Staat für das Wohl und die Freiheit Deutschlands gewirkt.“

Stein litt empfindlich unter diesen Verhältnissen, und die Centralverwaltung sah sich überall in ihrer Wirksamkeit gelähmt und gehemmt. Man darf nur die Schilderung lesen, die Dorow von der Behandlung gibt, welche er als Abgeordneter derselben zur Besichtigung der Krankenpflege der verwundeten Krieger erfuhr, um ein treues Bild von den obwaltenden Verhältnissen zu erhalten. *)

Die Centralverwaltung wirkte indessen, so viel es nur möglich war, und hat sich durch tüchtige Verwaltung

---

*) In diese Zeit fällt auch die Geschichte der Verfolgung des Grafen Reisach von Seiten Baierns, welche Dorow zur Verunglimpfung Stein's auszubeuten sucht. Und wenn auch die übrigen Beschuldigungen, womit Dorow Stein überhäuft, wohl durch unsere Charakterschilderung auch ohne weite Erörterung ihre Erledigung und Aufklärung finden möchten, so müssen wir doch gestehen, daß wir die in dieser Sache obwaltenden Verhältnisse nicht klar genug durchschauen, um ein gerechtes und wahres Urtheil fällen zu können. Hat Stein Reisach veranlaßt, gegen Baiern zu schreiben, warum hat er ihn dann nicht geschützt, da er dies doch konnte? Was hat ihn gegen Reisach zu so argem Zorne gereitzt, daß er ihn nach Jahren nicht in seiner Gesellschaft dulden will? Es wäre wünschenswerth daß Stein's alte Freunde und Vertraute, der Freiherr von Gagern und Arndt, hierüber Aufschlüsse gäben, damit auch nicht ein Schatten von Makel an Stein's ehrenvollem Namen haften bliebe!

im Innern und Aufstellung und Ausrüstung zahlreicher Heerhaufen gegen den äußern Feind gewichtige Verdienste um das Gesammtvaterland erworben. Sie folgte dem Heere der Verbündeten, jedesmal in dem Hauptquartiere ihren Sitz nehmend, bis nach Paris.

Hier nahmen aber schon die deutschen Angelegenheiten eine traurige Wendung. Der leicht erregbare Kaiser Alexander wurde zugleich von der bekannten Frau von Krüdener für mystische Strebungen und von Frankreichs Diplomaten für französische Tendenzen gewonnen, so daß Stein seinen Einfluß auf ihn gänzlich verlor. England verließ Preußen; Oesterreich und die kleinen deutschen Staaten verfolgten ihre Sonderinteressen. So stand Preußen allein, und der Staatskanzler Hardenberg, ein schwankerer Charakter, als Stein, besaß nicht Kraft und Stärke genug, vermochte es wohl auch nicht, den gerechten Ansprüchen Preußens, das mit seinen Strebungen allein auch die Sache des Gesammtvaterlandes vertrat, Geltung und Nachdruck zu verschaffen. „Die Federn der Diplomaten verdarben wieder," wie Blücher sich kräftig ausdrückt, „was das Schwert gut gemacht hatte," und der erste Pariser Frieden wurde geschlossen.

Im Juni 1814 kehrte Stein von Paris zurück und hielt sich sechs bis acht Wochen in Frankfurt auf, während welcher Zeit sein Garten vor dem Eschenheimer Thore ein Stell-dich-ein für alle durch Geist und Stellung bevorzugte Personen war, die damals zahlreichst Frankfurt besuchten. Dann ging er auf seine Güter in Nassau, und hier trug sich ein Vorfall zu, der, so unbedeutend er scheint, doch gerade geeignet ist, Stein zu kennzeichnen.

Der Hettmann Platow nebst noch einem Russischen General war in Nassau zu Mittage. Nach Tische ging Alles, Stein's Schwester und seine beiden noch nicht erwachsenen Töchter mit, auf die Burg Stein spazieren. Da hatte es ein eigenes Spiel. Ein alter Maurermeister im Städtchen Nassau, der vor längst verschollenen

Jahren mit dem Freiherrn Kinderspiele gespielt und sich immer als ein Ergebener zum freiherrlichen Hause gehalten hatte, war auf den Einfall gekommen, an den Gängen, welche auf die Höhe und an den Wiesen hin durch den Park des Stein'schen Berges laufen, wirklich und bildlich durch die künstlichsten und wunderlichsten Zusammensetzungen von Steinen, Moosen, Blumen und Büschen die Thaten und Leiden der russischen Feldzüge, den Brand von Moskau, den Rückzug der Franzosen, die Leipziger Schlacht u. s. w. abzubilden. Da war denn auch Stein's Namen und Wappen und ein wohlverdienter Kranz hie und da abgebildet. Der alte Herr hatte schon von dieser Transfiguration gehört und finster dazu gesehen. Nun als er sie wirklich erblickte, gerieth er in Zorn und wollte Alles sogleich wegschaffen lassen, alle die schöne kunstreiche und mühsame Arbeit, worauf der fromme und dankbare alte Meister vielleicht die Feierstunden einiger Wochen verwandt hatte. Die gute Priorin war außer sich, wagte aber nicht sich gegen zu legen, seufzte nur: ach! der arme Mann! Sie nahm Arndt bei Seite, und seinen und der anderen Gäste Bitten und Vorstellungen gelang es, Stein so weit zu beschwichtigen, daß er verdrießlich mit den Worten wegging: „Die Leute könnten glauben, ich wäre ein kindischer Narr geworden und bildete mir ein, die Welt erobert zu haben."

Im September 1814 ging Stein nach Wien zu den Verhandlungen des Kongresses, blieb aber daselbst nur wenige Tage, da er bald durchschaute, daß ein anderer Geist, als der, unter dessen wehendem Paniere er zur Vergewaltigung des mächtigen Feindes mitgewirkt hatte, dort regiere. Schon begann die Reaktion ihr Werk, und Stein fand und sah keine Mittel, ihr offenen Kampfs zu begegnen, und so zog er sich von nun an in's Privatleben zurück. Der alte Freiherr ging auf den Sitz seiner Ahnen.

Er schrieb an seinen Freund Gagern: „Zu Wien haben sie finalement nur halbe Arbeit gethan, und die

Nation über Bund und Bundessystem gar nicht begriffen. Und nachdem wir so sehnlichst Eintracht zwischen Oesterreich und Preußen im Großen gewünscht, so wollten wir doch keineswegs ein solches Schmiegen und Assimiliren in Dingen, die sich wenig ähnlich sind, wie Lage und Verhältniß bei den Regierungen gegen ihre Völker. Der Fürst Metternich" (wir lassen einen harten Zwischensatz aus) „verführte dann das preußische Kabinet, und beschädigte dadurch Beide — ja — uns Alle."

Die ersten Jahre seiner Zurückgezogenheit brachte Stein in Nassau zu, indem er gewöhnlich den Winter in Frankfurt verlebte. Arndt sagt schön hierüber: „Die beiden ersten Jahre nach 1814 wandte er dazu an, sich selbst und sein gleichsam zerstreutes Leben und sein zerstreutes Haus wieder zu sammeln und zu bauen. Er wohnte wieder in Nassau, wo er geboren und erzogen war und im Schooße glücklicher und ehrwürdiger Eltern die reinsten und schönsten Jahre seiner Jugend verlebt hatte; er hatte seine Gemahlin und Kinder (zwei Töchter), welche Unglück und Elend treu mit ihm getheilt hatten, wieder um sich versammelt. Vieles war auch hier zu ordnen und wieder herzustellen. So ward der Blick oft rückwärts geführt in die Vergangenheit; aber der Mann, der die Gegenwart mit der ganzen Schwere ihres Unglücks und ihres Sieges auf seinen Schultern gefühlt, lebte doch am meisten in ihr und wandelte mit den Gefühlen frommer Wehmuth und stiller Anbetung über das, was Gott an ihm und dem Vaterlande gethan hatte, hier unter den Erinnerungen seiner Kindheit umher. So entstand die Idee, seinem Schlosse einen alten deutschen Ritterthurm anzubauen, den er mit Bildern und Denkmälern seiner Zeit füllen, worin er künftig wohnen, denken und schreiben, studieren, leben wollte. Dieses Werk ward mit der ihm eigenen Geschwindigkeit in wenig Jahren vollendet, von außen mit den Bildnissen der christlichen Kardinaltugenden und mit der Inschrift: „Nicht mir, sondern Deinem Namen gebührt die Ehre," von innen mit den Büsten und Bild-

nissen der Herrscher, Helden und großen Männer seines Zeitalters geschmückt. Hier hauste und wirkte er bei seinem Aufenthalte am liebsten, und hier zeigte er den Fremden vor allem mit dem größten Wohlgefallen das Bildniß seines früher heimgegangenen Freundes Scharnhorst „des Stillbereitenden und Thätigschaffenden."

Wie aber Stein hier oft erinnernd in die Tage der Kindheit zurückkehrte, so wandte sich auch sein Sinn wieder der Lieblingsbeschäftigung seiner Jugend, dem Studium der älteren Geschichte unseres Vaterlandes zu. Wenn er auch hierin ganz mit seiner Zeit pulsirte, so war es doch wieder er, welcher dieser Bestrebung seiner Zeit durch eine Einrichtung, die er hervorrief, Ziel und Dauer gab. In ihm entstand nämlich zuerst die Idee der Gründung eines Vereins für vaterländische Geschichte, hauptsächlich zum Zwecke der Sammlung und Herausgabe ihrer Quellen. Diese besprach er oft während seines Winteraufenthaltes in Frankfurt mit gleichgesinnten Männern und wirkte zugleich brieflich anregend auf Viele. Hierbei kamen ihm seine großen und weitverzweigten Verbindungen und das Ansehen, welches er bei den Hochgestellten und Gelehrten genoß, wesentlich zu statten. Er selbst schoß bedeutende Geldsummen vor und veranlaßte Fürsten und Privatleute zu Gleichem, und so konstituirte sich am 20. Januar 1819 die Gesellschaft für Deutschlands ältere Geschichte förmlich unter seinem Vorsitze zu Frankfurt am Main. Ihr Werk ist die Herausgabe der „**Monumenta Germaniae historica inde a Christ. 500 usque ad 1500**" (der geschichtlichen Denkmale Deutschlands von 500–1500 n. Ch. G.) für welche Stein, selbst mitsammelnd, thätig war. So wichtig aber auch dieses große Unternehmen, das noch fortgesetzt wird, für das Geschichtsstudium ist, so schlagen wir doch die Anregung, die Stein hierdurch für die Erforschung der vaterländischen Geschichte gab, noch ungleich höher an. Dieser von ihm gegründete Verein war der erste historische in Deutschland, und nach seinem Muster bildeten sich nun in allen Gauen unseres

Vaterlandes Vereine für die Erforschung der verschiedenen Landesgeschichten. Und dies ist um so wichtiger, da es als die Aufgabe unserer Zeit erscheint, die im vorigen Jahrhunderte auf dem Wege kosmopolitischer Strebungen gewonnenen allgemeinen Ideen und Grundsätze auf volksthümliche Weise zu verarbeiten und auszuprägen und so unsern vaterländischen Zuständen mit einem eigenthümlichen Gepräge ächt historische Entwickelung zu sichern. Einen festen Boden für diese Strebungen gewann aber unsere Zeit nur durch und in diesen Vereinen, als deren Gründer wir Stein verehren.

Mitten in diesen Bestrebungen, durch welche Stein über manche Kümmernisse der Gegenwart hinauszukommen trachtete, erlitt er im Jahr 1819 durch den Tod seiner edeln, mit den schönsten Tugenden gezierten Gemahlin einen harten Schlag. Wie er selbst sagt, war ihr Leben nur eine Reihe von Entbehrungen, Anstrengungen und Aufopferungen, die durch die damaligen Zeitverhältnisse und das unstäte Geschick ihres Gatten veranlaßt wurden, und von welchen ihre zart organisirte Natur selbst nach eingetretener größerer Ruhe nicht genesen konnte. Um seinen Schmerz zu mildern und seinen beiden nun erwachsenen Töchtern die Welt zu zeigen, unternahm Stein bald darauf eine Reise durch Süddeutschland, die Schweiz und Italien. Aber auch auf derselben behielt er den Zweck, der ihn jetzt beschäftigte, vor Augen und war für die Sammlung der Hülfsmittel der deutschen Geschichte im Mittelalter höchst thätig und förderlich. Das kennzeichnet ja große Männer, daß sie das eigene Leiden durch Strebungen welche auf allgemeine Zwecke gerichtet sind, zu überwinden verstehen.

Wie Stein überhaupt dem Leben in kleineren Staaten abgeneigt war, so gerieth er auch besonders mit der nassauischen Regierung in mancherlei Mißhelligkeiten, die zwar in der Richtung, welche diese auf Vielregiererei unter dem Ministerium Marschall nahm, ihre Veranlassung, ihren wahren Grund aber darin hatten, daß er wohl geneigt gewesen war, seine reichsfreiherrliche

Unmittelbarkeit zu Gunsten des großen Vaterlands, aber nicht der Territorialregierung eines kleinen Ländchens zu opfern. Denn er war, wie vielfach aus seinen Briefen hervorgeht, der Meinung, es sei räthlicher gewesen, die Macht der beiden größten Regierungen Deutschlands, Oesterreichs und Preußens, auf Kosten der Mindermächtigen zu verstärken. Wenn wir auch diese Ansicht nicht theilen können, indem auf diese Weise Deutschland unwiderruflich in zwei übermächtige Staaten zerspalten worden wäre, so dürfen wir doch nicht verkennen, daß ihr eine große Idee zu Grunde lag. Genug, diese Gründe bewogen ihn, auf dem Gute Kappenberg in Westphalen, das er für seine im Nassau'schen gelegenen Besitzthümer von der preußischen Regierung erworben hatte, seine alten Tage zu verleben.

„Mitten im Herzen Westphalens liegt auf der waldumkränzten Höhe des Münsterlands das ehemalige prächtige Kloster Kappenberg. Man sieht es auf dem sogenannten Hellwege überall schon aus weiter Ferne, und auf den ebenen und fruchtbaren Feldwegen zwischen Unna und Hörde glänzen bei heller Witterung seine langen Fensterreihen im Sonnenlichte; die Lage ist entzückend schön! Aus den Sälen des Schlosses liegt das ganze gesegnete Land wie ein Garten Gottes offen und frei vor den erstaunten und sinnenden Blicken. Man sieht in mannigfacher, malerischer Mischung die Städte und Dörfer, die Edelhäuser und Bauernhöfe, in üppigen Feldern zerstreut, daliegen, und der Geist der sorgenfreien Lebensluft athmet in frischer Wohlhabenheit aus dieser reichen Fülle. — In diesen Gegenden war Stein bekannt, hier war er gern. Mit ihm befreundeten Männern, den früheren Bergräthen von Wetter, dem nachherigen Oberpräsidenten zu Stettin, Sack u. a. war er, wer weiß wie oft, diese stille und doch belebte Bergstraße gekommen. Die Höhen und Thäler bei Hagen, Iserlohn, Sieberg, Hattingen, Lüdenscheid, Altena, Grune, waren ihm, auf seinem Pferde sitzend, obgleich wohlbekannt, immer neu. Das frische lebensvolle Bild davon

trug er in sich, und dahin kehrte seine Sehnsucht immer wieder zurück. Er hatte die Hauptstädte von Europa, die Pracht von Petersburg, London und Paris u. s. f. gesehen, aber in allen eine gewisse gleichförmige Aehnlichkeit, eine ermüdende Kopienwelt gefunden. Je älter und reicher an Erfahrungen er geworden, desto mehr wurde ihm das Niveau der großen Welt, ihre innere Armuth, ihr Scheinen, ihre Künstlichkeit, ihr abgemessenes, glattes Wesen, das er durchschaute, zuwider. Seine Originalität hatte er in vielseitigem Konflikt mit den höhern und höchsten Ständen sich voll Energie bewahrt, und es lag Einheit in seiner Tiefe. Seine Individualität fand sich angesprochen von einer Volksthümlichkeit, die, entfernt von großen Städten und von ihrer Verflachung durch Berge abgeschnitten, originell geblieben und in allen Klassen voll von Originalen ist. Dieser Gegend hatte er seine reife, männliche Thätigkeit gewidmet, die ganze Provinz war des Segens derselben froh geworden. Ihn kannte Jeder persönlich; Jedem hatte er mittelbar oder unmittelbar gedient; ihm kam Jeder ehrerbietig und treuherzig in gutem Vertrauen entgegen." *)

Dabei verlor er jedoch in dieser Zurückgezogenheit nicht die großen Interessen des Vaterlandes aus den Augen, sondern beschäftigte sich in regster Theilnahme mit denselben, wie seine Briefe an Arndt und besonders die an Gagern Zeugniß geben. Und gerade um dieser Briefe willen ist er neuerdings vielfach angegriffen und verkannt worden, und dies zwar von den verschiedensten Seiten. Einmal hat er hochgestellte Personen nicht genug geschont, anderntheils hat er über Männer und Strebungen der neuesten Zeit harte Urtheile gefällt. Dies war aber so seine Art. Er faßte leicht Vorliebe oder Abneigung für eine Person oder eine Erscheinung, und diese sprach er oft in derber Weise aus. Und sollte er sich auch hierin oft geirrt

---

*) Nach Eylert.

haben, manchmal hart, ja ungerecht in seinem Urtheile gewesen sein, wie es wirklich der Fall ist, — wir wollen ihn deßhalb nicht verkennen; seine Grundgesinnung war ehrenhaft und der Ehre und dem Wohle seines Volkes zugewendet. Das ist über allen Zweifel erhaben.

Seine Ansichten, wie sie sich aus seinen Werken und seinen Briefen dargestellt haben, sind in kurzer Fassung diese. Eine großartige Entwicklung der deutschen Verhältnisse war das Haupt- und Endziel aller seiner Strebungen. Diese wollte er gründen auf kräftige und durchgreifende Institute, in reicher und mannigfacher Gliederung von der Gemeinde zur Provinz und von der Provinz zum Staate übergehend; denn er trachtete vor Allem nach einer wohlgefügten und festgeregelten Ordnung der Dinge, die Stätigkeit und Dauer verbürge, und war mehr für Gesammtbildung, als Einzelentwicklung. Das Leben des Volkes sollte in diesen Gliedern der Gemeinde und der Provinz pulsiren, und durch dieses Leben der Staat Füllung erhalten. Wie er sich aber das Verhältniß der einzelnen Stände zu einander, des Adels, Bürger- und Bauernstandes gedacht, ist nicht klar; denn er schwankt hier unverkennbar zwischen aristokratischen und demokratischen Tendenzen. Aller Centralisation war er feind, und daher blieb ihm das französische Wesen gänzlich fremd, und er findet keinen sichern Maaßstab zu dessen Würdigung in sich. Zu wahrer Volksentwicklung war ihm sittlich-religiöse Charakterbildung die erste und letzte Bedingung. „Unsere neuen Publicisten" sagte er „suchen die Vollkommenheit der Staatsverfassung in der gehörigen Organisation der Verfassung selbst, nicht in der Vervollkommnung des Menschen, des Trägers der Verfassung. Die mit dem Praktischen vertrauten Alten forderten unerläßlich zu seinem (des Staates) Bestehen Religiosität und Sittlichkeit. Der Charakter, das Wollen muß gebildet werden, nicht allein das Wissen." In religiöser Beziehung war er dem Protestantismus des sechzehnten Jahrhunderts mit

Herz und Seele ergeben und daher dem Rationalismus entschieden abgeneigt. Der preußischen Staatsregierung, vorzüglich dem Könige hing er mit vertrauungsvoller Treue an, wenn er auch dessen hochgestellteste Diener, wie den Fürsten Hardenberg, oft hart tadelte.

In solchem Sinne wirkte Stein, als er nochmals zur thätigen Theilnahme an den Staatsangelegenheiten berufen wurde. Nach der Einführung der Provinzialstände in Preußen 1823 wurde er für den ersten westphälischen Landtag zum Deputirten erwählt und vom Könige zum Landtagsmarschall ernannt. Auf demselben hatte er die Genugthuung, die von ihm 1808 in Preußen eingeführte Städteordnung auf Westphalen übertragen und zugleich eine wohlthätige Selbstständigkeit der Landgemeinden gesetzlich begründen zu helfen.

Welches Gewicht aber Stein auf die Betheiligung der Bürger an den Gemeinde-Angelegenheiten noch immer legte, zeigt ein Brief an Arndt aus dem Jahre 1831, worin er ihn dringend aufforderte, von seinen Rechten als Bürger zum Wohle seines Wohnorts (Bonn) Gebrauch zu machen. Stein's ehrenhafte Gesinnung spricht sich aber am Deutlichsten und Reinsten in der Antwort aus, die er als Marschall des zweiten westphälischen Landtags im Jahre 1828 auf die Eröffnungsrede des Landtags-Kommissärs, des Oberpräsidenten von Vincke, ertheilte.

„Gewiß verdient," sagte er darin, „das von unserm geliebten Könige gebildete Institut der ständischen Versammlungen den innigsten, ehrfurchtsvollen Dank aller Preußen, da nicht die Schule allein, sondern Theilnahme an den Angelegenheiten des Ganzen der sicherste Weg ist zur Vollendung der sittlichen und geistigen Ausbildung eines Volks. Sie entrückt den Menschen aus den engen Schranken der Selbstsucht, versetzt ihn in das edle Gebiet des Gesammtwohls und an die Stelle des Treibens nach Genuß und Gewinn oder des starren Hinbrütens der Faulheit und des Versinkens in Gemeinheit tritt

ernste Verwendung des Geistes, Willens und Vermögens auf das dem Vaterlande Gemeinnützige und das wahrhaft Wissenswürdige, und es entwickelt sich durch religiös-sittliche Erziehung und durch selbstständiges, freisinniges Handeln eine Energie des Geistes und Willens, welche die Quelle von vielem Edlen und Großen wird bei dem Einzelnen und bei der Gesammtheit. Aus dieser Energie entspringt in großen Momenten des Lebens der Staaten und der Einzelnen die hohe Begeisterung der sich für Nationalerhaltung und Vaterlandsvertheidigung aufopfernden Heerschaaren und Helden. Auch die Wissenschaft gewinnt durch politische Freiheit und Thätigkeit, bei deren Abwesenheit sie sich oft zu trocknen Untersuchungen oder zu leeren Träumen hinneigt, die der Religion und der bürgerlichen Gesellschaft leicht gefährlich werden können. Die Ausbildung des durch Liebe für König und Vaterland belebten ständischen Instituts verlangt aber eine schonende und zarte Behandlung; sie wird gestört durch starres Kleben am Mechanismus veralteter, centralisirender Formen, durch amtlichen Dünkel und Ansprüche auf Unfehlbarkeit, durch leere Furcht vor revolutionären Gespenstern, die oft Feigheit hervorruft und Schlauheit benutzt. Wir dürfen vertrauungsvoll einer schönen Zukunft entgegensehen; alle Hindernisse wird die Hand unseres weisen, frommen und hochherzigen Königs beseitigen."

In diesem Vertrauen leitete Stein die Verhandlungen des dritten westphälischen Landtags von 1830 auf 1831 und bewirkte selbst, daß die Bitte um endliche Verwirklichung der durch das Gesetz vom 22. Mai 1815 verheißenen reichsständischen Verfassung nur in der zartesten und schonendsten Form vor den König gebracht wurde.

Dies ist in kurzen Zügen eine Schilderung von Stein's landständischer Wirksamkeit. In gleichem Sinne leitete er als Vorsitzender die Verhandlungen der evangelischen Provinzial-Synode Westphalens und förderte und pflegte jede auf das Gute gerichtete Strebung. Zugleich ließ er nochmals sein thaten- und schicksalreiches

Leben vor seinem sinnenden Blick vorübergehen, indem er es selbst beschrieb. Noch verwahrt seine Familie dieses kostbare Denkmal; möge bald die Zeit kommen, daß sie das deutsche Volk damit beschenkt!

In der Mitte Juni 1831 befielen den Greis katarrhalische Beschwerden, wozu sich bald Blutandrang nach dem Kopfe und der Brust in so hohem Grade gesellte, daß er seinen nahen Tod voraus sah. Mit männlicher Festigkeit und ächt christlicher Ergebung bereitete sich Stein auf ihn vor, nahm Abschied von seinen Hausgenossen und Dienern und empfing das heilige Abendmahl. Am Abende des 29. Juni endete ein Schlagfluß sein thaten- und ehrenreiches Leben. Sein Leichnam wurde mit Schwert und Helm in der Gruft seiner Väter beigesetzt; denn kein Sohn war ihm vergönnt, seinen ehrenvollen Namen auf die dankbare Nachwelt überzutragen.

„Ewig" sagt Arndt, „daure das Gedächtniß des deutschen Biedermannes. Frisch stehe seine Tugend in dieser gewaltigen Zeit vor uns, damit wir wissen, wie wir handeln und leiden sollen, wenn das Vaterland uns aufruft." Denn Stein war ein Mann im vollen Sinne des Wortes, ein Mann, der, wie Wenige, die Sache des deutschen Volks in seinem großen, warmen Herzen trug, ein ächter Mann des Volks!

Alles Bösen Eckstein,
Alles Guten Grundstein,
Deutscher Ehre Schlußstein.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Inhalt des dritten Bandes.

Blücher	von	Dr. Eduard Duller . . .	145
Falk	„	C. F. Lauckhard	235
Forster	„	Dr. W. Stricker	183
von Gagern . . .	„	Karl Buchner.	101
Huß	„	N. Hadermann	1
Luther	„	Dr. Joh. Georg Aug. Wirth.	295
Stein	„	Dr. Bernhard	407
Washington. . .	„	Dr. L. Braunfels	253

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Braunfels, Ludwig, 1810-1885 / Braunfels, Ludwig, / Duller, Eduard,

Die Männer des Volks dargestellt von Freunden des Volks

Bd.: 3

Frankfurt am Main (1847)
Bamberg, Staatsbibliothek -- MvO.Coll.vit.o.8(3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11746583-0